

Die Jahre Vierzig in der deutschen Geschichte.

Wir haben seit 1840 Jahren so Großes und Herrliches erarbeitet und erkämpft, unsere Geschichte ist so reich, so heldenhaft und eichenartig trotzig und edel, daß ein Rückblick auf unser Leben in der Geschichte gewiß für jeden wackern Deutschen eine Labung, ein Genuß ist, der uns stärkt und begeistert für die Gegenwart und Zukunft. Das Jahr 1840 giebt uns die geeignetste Veranlassung dazu. Laßt uns sehen, wie gerade die Jahre 40 in den neunzehn Jahrhunderten der christlich-deutschen Geschichte fast durchgängig etwas Bedeutendes und Entscheidendes zeigen und uns ein Jubeljahr erleben ließen, wo nach Ablauf von Jahrhunderten die Vergangenheit wieder eintrat in die Gegenwart und diese heiligte und weihte durch große Erinnerungen an unsere Helden und Heldenthaten.

40.

Die alte Welt vor Christus, die Indier, Aegypter, Griechen und Römer, hatten Götter, aber keinen Gott, sie kannten nicht den alleinigen, wahrhaften Gott aller Menschen, der nicht in Bildern von Menschenhänden gemacht, sondern im Geiste und der Wahrheit zu verehren und zu lieben ist. Christus erlöste die Menschheit, d. h. er befreite sie von den dunkeln Göttern, die durch Priester über die Völker herrschten; er offenbarte uns den Gott der Liebe, der uns durch Liebe frei macht, indem er sich zu uns herabläßt, in uns wohnt, uns erleuchtet, unsern Geist leitet und lenkt, und uns so in seine Freiheit erhebt. Jeder Mensch war nun frei, indem er durch Christus vor Gott als gleichberechtigt mit jedem Andern hingestellt ward, indem alle Menschen als Kinder Eines Vaters erscheinen. Diese neue, offenbarte Religion der Liebe und Freiheit war der Tod der

alten Welt, sie war für Aufnahme und Entwicklung des Christenthums verdorben; deshalb zerstört sie auch diese alte Welt und ruft die Schaaren der Deutschen zu ihrem Rüstzeuge empor. Herrmann, der erste Nationalheld der Deutschen, schlug schon im Jahre 9 nach Christi Geburt die römischen Legionen unter Varus. Seit der Zeit ging die blutige Arbeit unaufhaltsam vor sich, welche die Römerwelt zertrümmerte und dem Christenthum und den Deutschen Raum verschaffte.

Die Befenner des Christenthums wurden verfolgt und in unterirdischen Andachtshöhlen mußten sie, von der Nacht umhüllt, ihrem Gotte dienen; aber in unterirdischer Nacht entfaltete sich der Keim und sprengte den heidnisch-römischen Boden und wuchs und erstarkte zu der alleinigen Macht über ganz Europa. Herodes hatte, um den Keim des Christenthums zu vertilgen, einen allgemeinen Kindermord vollzogen; die Juden hatten geschrien: Kreuzige, kreuzige ihn! und hatten ihn wirklich gekreuzigt; vergebens! Christi Geist war über die Jünger ausgegossen, und Petrus, dieses heiligen Geistes voll, war hinausgegangen zu der Menge und hatte mit begeistertem Wort an einem Tage 3000 Seelen für das Christenthum gewonnen und täglich strömten neue Seelen hinzu. Sie wurden verfolgt, Stephanus ward als erster Märtyrer der neuen Lehre gesteinigt, aber er hatte, unter dem Steinregen seinen Geist aufgebend, gerufen: „Herr, behalt' ihnen diese Sünde nicht!“ Dem Saulus, der die Christen verfolgte, war der Himmel aufgegangen — Saulus ward Paulus, der liebevolle Lehrer und Verbreiter des Christenthums, dessen Briefe noch jetzt als Quelle der christlichen Lehre gelten. Stephanus ist das ergreifende Beispiel des Todesmuthes und der Liebe, die aus dem Christenthum fließt, Paulus der lebendige Beweis der Allmacht von Christi Lehre. So mußte das Christenthum immer müthiger hervorbrechen aus seinen nächtlichen Höhlen, immer weiter, immer tiefer, höher und breiter. So sehen wir zwar hundert Jahre später

140

das gepriesene Zeitalter der Antonine im Römerreiche, aber sie konnten es nicht mehr retten, da es in Unsittlichkeit aller Art immer mehr verwilderte. Das Heidenthum gab dem Menschen keinen Trost, keinen geistigen Halt mehr; so stürzten sich immer neue Schaaren in die liebenden Arme des Christenthums, welches ja sagte: „Kommt her, Alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken!“ Justin von Samothrake, der die erste Schutzschrift des Christenthums geschrieben, mußte 140 den Märtyrertod sterben. Aber solcher Tod brachte nur um so mehr Leben in's Christenthum, da eine Religion, die freudig zu sterben lehrte, gewiß höher stand als die heidnische, welche keinen Trost für den Tod hatte.

So sehen wir denn nach wieder hundert Jahren
 nur einen größern Verfall des Römerreichs und ein viel größeres,
 weiteres Aufleben der christlichen Religion. Der Kaiser, der
 auf dem Römerthron saß, Gordian, war durch Mord Kaiser
 geworden, wie so Viele vor und nach ihm. Betrügeret, Un-
 sittlichkeit, unsinnige Verschwendung ruinirten den Staatskoloß
 immer mehr; dagegen hat nun das Christenthum, ungeachtet
 vieler Verfolgungen vom Staate, in den bedeutendsten Städten
 öffentliche Gemeinden, an deren Spizen berühmte Kirchenväter
 standen, in Alexandrien Clemens und Origenes, in Karthago
 Tertullian und Cyprian u. s. w. Das Christenthum verbreitete
 sich jetzt so mächtig und Alles bewältigend, daß wir es

bereits zur römischen Staatsreligion erheben sehen.
 Durch Constantin des Großen Uebertritt zum Christenthume
 feierte die neue Welt ihren ersten welthistorischen Sieg. Der
 Geist des Heilands war nun als Gift in den heidnischen Staats-
 riesen gedrungen, während er als Stärkung, Lebenskraft und
 wahrhaftes Heil die deutschen Völker ergriff, die dadurch Macht
 und Beruf erhielten, das heidnische Römerreich zu vertilgen.
 Der alte, tausendjährige Römer-Adler trug den Tod in sich
 und auch von Außen marterten ihn die überkräftig gährenden
 germanischen Riesenschaaren zu Tode. Das Rettungsmittel,
 welches das Römerthum ergriff, beschleunigte just dessen Unter-
 gang. Es nahm deutsche Völker in Sold gegen deutsche Völker.
 Aber diese Hülfsvölker luden ihre Stammgenossen, nachdem sie
 mächtig in alle Staatsämter eingedrungen waren, zu sich ein,
 und nun bemächtigten sie sich mit römischer Waffenkunst des
 römischen Kaiserreichs. Daher Welch ein Anblick

440!

Die blühendsten Provinzen Roms abgefallen, verwüstet,
 blutgedüngt; Mord und Verrath vom römischen Hofe aus,
 Blutrache und Kampfeswuth der deutschen Riesen. — Die
 Völkerwanderung, seit 375 durch die aus Asien hereinstürmenden
 Hunnen, drängte die deutschen Horden in alle Glieder des Römer-
 reichs ein, welches nach Theodosius des Großen Tode (395) in
 ein ost- und weströmisches zerspalten, in seinem Kerne, dem
 westlichen Theile, schon gänzlich von deutschen Heerführern ab-
 hängig war. Ein allgemeiner, furchtbarer, bluttriefender Läuterungs-
 prozeß, der alles Römisch-Heidnische vollends verzehrte.
 Die Götter der alten Welt sanken in Schutt und Staub, neue
 Staaten, Sitten, Gesetze, Künste, Sprachen blühen, befruchtet
 von dem heiligen Lebenswasser der Lehre Christi, aus der zer-
 trümmerten Herrlichkeit des Heidenthums empor; die deutschen
 Stämme gründeten neue Reiche als Westgothen, Burgunder,
 Franken, Sachsen, Sueven, Vandalen, Ostgothen u. s. w., die

Der alle wieder verschwinden, und nach Jahrhunderten endlich durch Karl den Großen in ein großes, christliches Reich zusammenschmelzen.

540.

Jetzt hatten deutsche Horden bereits seit länger als 60 Jahren unter Odoaker's Anführung das Herz des toten Römerriesen aufgezehrt. Nichts mehr war übrig von jener gigantischen, tausendjährigen Herrlichkeit, der Mörderin aller alten Völker. Das Christenthum steht siegreich auf den heidnischen Trümmern und fängt an, die neue, europäische Welt zu erbauen. Wir sehen noch Alles in furchtbarem, chaotischem Gedränge, Baumaterialien anhäufend. Ein Völkerstamm verschlingt den andern, ein schäumender, chemischer Völkerprozeß, von dessen Mischungen und Arbeiten uns das „Nibelungenlied“ das Nähere bringt und ein erschütterndes, großes, ideales Spiegelbild giebt.



Das oströmische Reich lebte noch jämmerlich fort bis zum Anbruch der Reformation, eine Brücke aus der alten Welt über das Mittelalter in die neue Zeit. Auf seinem Throne sitzt um 540 Justinian, der Schöpfer des furchtbaren corpus juris, der Gesetze der alten Welt, welche man uns hier und da noch zur Befolgung aufbürden möchte, obgleich wir schon beinahe zwei Jahrtausende Christen sind. Die römischen Rechtsgelehrten hätten 1840 in aller Andacht und Verehrung gern die zwölfte Sæcular-Feier des corpus juris begangen. Vor 1300 Jahren brachten auch Mönche die ersten Seidenraupen nach Europa, wodurch später so viel Seidenzeuge zum Puz für Herren und Damen entstanden, daß sie wohl hätten ein Jubelfest der Seide feiern müssen.

640.

Das Christenthum bildete sich zunächst als ein schneidender Gegensatz zu der alten Heidenwelt aus, es verschmähte alle sinnliche Herrlichkeit, um den Himmel zu gewinnen. Dieser Entsagung alles Irdischen konnten die Schwachen nicht folgen, und so entstand durch Muhamed vom Anfange des siebenten Jahrhunderts an eine neue Religion, welche, eine mittelalterliche Mischung von christlichen, heidnischen und jüdischen Religionsansichten, als Islam reißend schnell die arabischen und türkischen Völkerstämme ergriff und sich fürchterlich gegen das Christenthum ausbreitete. Das muhamedanische Religions-element erhebt sein fatalistisches Despotenhaupt und die Sichel seines Halbmonds drohend der Religion der Liebe und Freiheit gegenüber, und aus Mekka's Thoren waffenklirrend hervorstürzend überwältigen die Gläubigen Muhamed's in rasender Hast den zerfallenen Perserstaat und die Ohnmacht des oströmischen Reiches. Wir finden sie 640 bereits in Persien, Syrien, Damaskus und in demselben Jahre erobert Amru, ihr Anführer, Palästina, die heilige Stätte, wo Christus geboren, gelebt, gelehrt, gelitten, gekreuzigt und begraben war, die Wiege, das Mutterland des Christenthums; das ward später die Quelle der beinahe zwei Jahrhunderte hindurch geführten abenteuerlich-heiligen Kriege, der Kreuzzüge, durch welche die Christen den ungläubigen Muhamedanern das heilige Land entreißen wollten. In Aegypten zerstörte Amru in demselben Jahre Alexandria, wohin sich die gelehrten Ueberbleibsel der alten Welt gerettet hatten, die nun größtentheils verbrannten.

Hundert Jahre später

740

hat sich der muhamedanische Halbmond noch fürchterlicher ausgebreitet; er legte sich sichelförmig um die christlich deutschen Lande herum, doch verhinderte Karl Martell, Herrscher über den deutschen Stamm der Franken in dem jezigen Frankreich,

durch siegreiche Schlachten dessen weiteres Eindringen in's Abendland. Karl Martell's Geschlecht ward bald alleinherrschend, und sein Enkel, Karl der Große, vereinigte fast alle christlich deutschen Stämme unter seinem ersten abendländisch-christlichen Kaiser scepter. Das Christenthum gewann immer mehr Verbreitung, besonders durch Missionaire, wie Winfried (Bonifacius, den Apostel der Deutschen), der die heidnischen Sassen, Thüringer und Friesen für das Christenthum vorbereitete, durch Columban, Gallus, Kilian u. s. w.

Vom Lande der Franken aus entstehen jetzt die beiden welthistorischen Pole des Mittelalters, die Hierarchie, die Herrschaft des Papstes und der Geistlichkeit über alles Weltliche, und der Lehensstaat, welcher gegen die Hierarchie durch das ganze Mittelalter hindurch Berechtigung und Unabhängigkeit zu erkämpfen sucht.

840.

Karl der Große (768 — 814) hatte fast alle christlichen Staaten zu einem abendländisch-christlichen Kaiserthume vereinigt, welches dem ganzen Mittelalter als Muster vorschwebte; doch sehen wir es 840 schon am Ende, da es mit dem Tode seines Nachfolgers, Ludwig des Frommen (840), in seine drei Hauptbestandtheile — Deutschland — Frankreich — Italien — zerfällt, die von jetzt an als selbstständige Staaten aufzutreten anfangen. Ludwig des Frommen Söhne stritten sich um das Reich, bis sie sich dahin vereinigten, daß Lothar Italien, Ludwig (der Deutsche) Deutschland und Karl der Kahle Frankreich erhielt.

Wir sehen sie sich hier versöhnen neben der Leiche des Vaters und betrachten das Bild gewiß mit Interesse, da es uns die Entstehung Deutschlands, Frankreichs und Italiens als selbstständige Staaten versinnlicht. Das Jahr ihrer politischen Geburt war 840. Deutschland ist also gerade tausend Jahr alt. Es hätte 1840 wohl Ursach gehabt, nach seinem tausendjährigen Heldenleben zu jubeln über die Helden-Arbeit, die es vollbracht, und in dessen heiligen Endergebnissen es blühend und kraftvoll, geachtet und geehrt von allen Völkern der Erde, fortarbeitet. — Es müßte das großartigste Fest aller Zeiten werden, wenn sich Deutschland, Frankreich und Italien in diesen Jahren (843 kam der Vergleich unter den Söhnen Ludwig des Frommen erst fest zu Stande) vereinigten zu gemeinsamer Feier ihrer tausendjährigen Jubiläen. Auch in den düstern Norden Schwedens und Norwegens und zu den slavischen Völkerstämmen weht nun der heilige Odem des Christenthums. Die Götterdämmerung bricht herein, welche die alten heidnischen Götter stürzt und dem einen Gotte der Liebe und einer neuen Welt den Tag verkündigt. 840 tritt ein slavischer Völkerstamm, die Lechen, zwischen Weichsel und Warthe unter seinem Herzoge Piast als selbstständiger Staat



In the center of the page, there is a block of text that is mirrored or bleed-through from the reverse side of the paper. The text is written in a Gothic script and is largely illegible due to the mirroring and fading.

auf, die Wurzel Polens; denn diese Lehen nannten sich seit 960, wo sie Christenthum und Kultur annahmen, Polen; aber Polen feierte 1840 kein tausendjähriges Jubiläum; es ist an seiner harten Adels Herrschaft untergegangen.

940

sehen wir die hundertjährigen Kinderchen: Deutschland, Frankreich, Italien und Polen, schon ziemlich groß gewachsen, junggesellenhaft, läuderlich, gährend, aber nach Solidität strebend. Um 940 finden wir auf dem deutschen Throne Otto den Großen, den Zweiten aus dem sächsischen Kaiserhause. Er schuf die nächst höhere Stufe des mittelalterlichen Staates Karls des Großen, indem er den deutschen Königsthron zum Kaiserthron des heiligen römischen Reichs erhob, wie es bis zur Reformation fortlebte und sich dann, morsch und wurmfressig, bis 1806 erhielt, wo es Napoleon umstieß. Otto der Große brachte dadurch Deutschland und Italien, wo der geisterbeherrschende Papst saß, in gewaltsame Verbindung, welches beiden Ländern Jahrhunderte hindurch unendlich viel Blut und Menschen gekostet hat.

Otto der Große berief 940 einen Reichstag nach Arensberg, wo die Fragen über Erbrecht dahin entschieden wurden, was später, in den meisten deutschen Ländern eingeführt, der Grund der Erb Herrschaft und eines großen Theils mittelalterlicher Fehden und Familienkriege ward. In Britannien, das Alfred der Große zu einem mächtigen Staate ausgebildet hatte, starb 940 sein zweiter Nachfolger, Edmund.

1040.

Das Mittelalter, welches wir uns ungefähr von 840 bis 1540, um es rund heraus zu sagen, zu denken haben, ist die Entstehungsgeschichte der neuen Staaten und Völker und Sitten und Gesetze, der furchtbare, blutige Prozeß, der, nach Ausarbeitung und Besiegung von tausend Widersprüchen und Gegensätzen, endlich die Hierarchie und den Lehnstaat zertrümmerte, jedes Gewissen und jeden Staat frei machte und so die neue Welt schuf, wie sie sich seit der Reformation und dem dreißigjährigen Kriege ausbildete und noch fortarbeitend auszubilden hat. Um 1040 sehen wir das fränkische Kaisergeschlecht (1024 — 1125) in Kriegen mit Italien und dem Papste, Kämpfe, die Jahrhunderte hindurch wütheten, ehe man zur Vernunft kam. Der gewaltigste unter den fränkischen Kaisern, Heinrich III, kämpft vergebens gegen die Herrschaft des Papstes, welche sich zur unbeschränkten Despotenherrschaft über alle christlichen Gemüther emporarbeitet und in dem Papste Gregor VII seinen größten Sieg feiert. Er war es, der den deutschen Kaiser Heinrich IV zu Canossa grimmig büßen ließ für seine Kämpfe gegen die Papst-Allgewalt; doch werden wir nach zwei Jahrhunderten etwas völlig Umgekehrtes sehen.



THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY ASTOR LENOX TILDEN FOUNDATION

1140.

Das furchtbare Gewitter der Entwicklung des Christenthums hat nun nach tausendjährigen Blitzen, Donnern und Schlägen alle Lande, Herzen und Köpfe durchschüttelt, durchfurcht, befruchtet, erleuchtet, geläutert; aber es wirbelt immer noch fort, während schon einige Blüthen und Blumen von Christi Lehre aus deutschen Herzen ihre himmlischen Augen aufschlugen. Das mächtige Kaisergeschlecht der Hohenstaufen ist emporgeblüht zu unbeschränkter Gewalt, mit welcher es die Berechtigung des Staates gegen die päpstliche Macht rittermuthig ertämpft, aber noch in diesem Kampfe untergeht, den erst Spätere zum völligen Siege durchsetzen können. Die heilige Gluth der Kreuzzüge brennt durch die deutschen Herzen und stürzt Millionen in das heilige Land, um der Christen heiligen Boden aus den Händen der Ungläubigen zu reißen. Der erste Hohenstaufische Kaiser, Konrad III (1137 - 1152), ward im Widerspruch mit den Herzögen von Bayern gewählt. Diese traten gegen ihn kriegerisch auf; es kam am 21. Dezember 1140 zu der berühmten Schlacht bei Weinsberg, die mit Niederlage des Herzogs von Bayern (Welf's) endete. Vor der Schlacht rief seine Partei: „Sie Welf!“ Konrad's Krieger antworteten: „Sie Waiblingen!“ Diese Parolen, die jetzt nur zwei feindliche deutsche Geschlechter bezeichneten, erschollen von nun an Jahrhunderte lang durch Deutschland und Italien, bekamen viele Bedeutungen und Beziehungen und dienten den verschiedensten Parteien zu Vereinigungs- und Trennungspunkten; seine Grundbedeutung ward aber die Bezeichnung des Kampfes der weltlichen, kaiserlichen (Waiblingen, Gibellinen) und der geistlichen, päpstlichen Macht (Welfen); ein Kampf, der unter den Hohenstaufen seine größte Höhe erreichte und von beiden Seiten mit der größten Erbitterung geführt ward, bis nach Jahrhunderten endlich des Papstes Geisterherrschaft erlag und man fand, daß der höchste Richter eines Jeden eigenes Gewissen sey. — Nach der Schlacht bei Weinsberg geschah etwas, wie nie wieder Ähnliches sich zuge- tragen. Weinsberg mußte sich, als Welfisch, Konrad ergeben. Die Weiber der Stadt baten ihn nur um Erlaubniß, das Kostbarste, was sie hätten, auf den Schultern mitnehmen zu dürfen. Konrad sagte aus Ritterlichkeit: Ja. Wie erstaunte aber der Kaiser mit seinen Mannen, da die Weiber als das Kostbarste auf ihren Schultern ihre — Männer zum Thore hinaustrugen!

Das Kostbarste, ihre Männer? Das kam ihnen schnakisch vor, und auch jetzt würden viele Weiber in ähnlichen Fällen ganz andere Kostbarkeiten aufhocken. Aber freilich, die Frauen von 1140 waren stärker an Schultern, Taille (und in der Mehrtheit wohl auch an Liebe) als die von 1840. Wir haben deshalb ein Bild dazu gegeben, daß sich unsere Schönen ein Exempel dran nehmen und ihre Männer als das Kostbarste

mögen schätzen lernen. Die Männer müssen freilich auch das Ihre thun, sonst betrachten Frauen ihre Männer allerdings als Last, eben nicht als Kostbarkeit. Das beiläufig. Werden die Frauen ein Jubiläum der Weibertreue feiern? — Das Mittelalter zeigte jetzt seine höchste Blüthe — Ritter, Turniere, großartige Kämpfe, Klöster, Mönche, Nonnen, Spielleute, Sänger — Alles blühte und strebte und mühte sich ab. Wir lassen hier zwei solcher mittelalterlicher Gestalten, ritterliche Troubadoure, erscheinen, das Andere mag man sich hinzudenken.



Zu den weltlichen Rittern kamen durch die Kreuzzüge noch die geistlichen Ritterorden, die Johanniter und Templer, und 1140 entstand auch der deutsche Ritterorden. Deutsche Pilger gründeten 1140 das Marien-Hospital in Jerusalem, zur Pflege

der Kranken und Verwundeten. Aus diesen deutschen Pilgern erhob sich der deutsche Ritterorden, der bald zu ungeheurer Macht kam. Die Ordensmänner trugen weiße Mäntel mit schwarzen Kreuzen. Sie sind für uns besonders merkwürdig, da sie an den Ufern der Weichsel undogat bald den preussischen Ordensstaat gründeten und Preußen kultivirten, daß es hernach des Brandenburgischen Staates besten Bestandtheil ausmachte. — Von dem Schwarz und Weiß der Ordensritter stammt die preussische Nationalfarbe. Das Brandenburgische Markgrafenthum gründete 1140 Albrecht der Bär, welcher den letzten Wendenfürsten, Jatzo, und mit ihm den letzten Rest heidnischer Selbstständigkeit besiegte. Berlin war noch ein sumpfiges, wendisches Fischerdörfchen, zu dem nach Besiegung Jatzo's Köln kam, von welchem Dorfe noch jetzt ein Stadttheil Berlins Köln heißt.

1240.

Jetzt sieht es schon ganz anders aus. Gegen den Papst treten die Hohenstaufen mit Erfolg auf. Friedrich II, der Glorreichste und Weiseste unter ihnen, zieht 1240 gegen den Papst, der ihn abgesetzt hatte, nimmt dessen Prälaten gefangen und sucht auf alle Weise die Oberhand über die geistliche Gewalt zu erlangen. Doch war der Staat noch nicht reif genug dazu, und nur als Bildung, Selbstdenken, Vernunft, verneres Auffassen der christlichen Religion die angemessene und unchristliche Herrschaft der Hierarchie über den Geist mehr zum Bewußtseyn brachten, als, mit einem Worte, die vielen Ketzersekten entstanden, welche sich, obwohl oft in starken Irrthümern, von der Herrschaft des Papstes und der Geistlichen lossagten, ergab sich immer mehr Freiheit, Selbsterregung und Aufklärung. Die Klöster, deren man Tausende und aber Tausende hatte, waren größtentheils verwildert und voller unchristlicher Müßiggänger. Gegen die Ketzersekten, gegen das Auftauchen besserer Einsicht und größerer Freiheit, erfand man ein fürchterliches Mittel, die Inquisition, welche Friedrich II (1240) mit Schuzbriefen versah, und welche als Folter und Senker der Herzen und Gewissen Jahrhunderte hindurch Blut vergoß und Scheiterhaufen brennen ließ; aber das Bessere, Sichere, die Wahrheit, konnte sie nicht verbrennen und schlachten. Die Geistlichkeit sieht fast überall, statt gen Himmel und in die Bibel, in Fleischtöpfe, Geldsäcke und fette Ländereien. In die Wiege Preußens, in das Brandenburgische Markgrafenthum, wo Otto III und Johann I gemeinschaftlich regierten, fallen zwei Erzbischöfe (von Magdeburg und Halberstadt) ein, um noch mehr Land und Reichthum zu erwerben; aber die beiden Markgrafen besiegten die beiden weltlichstigen Geistlichen 1240 bei Mittelwalde, wobei ihnen die Brandenburgischen Bauern mit Flegeln, Mistgabeln und andern Cavalierwaffen tüchtig zuschlagen halfen. 1240 unternimmt auch Theobald von

Champagne noch einen Kreuzzug, der aber, wie die spätern, ohne Erfolg ist. Die kreuzfahrenden Christen hatten Christi Gegenwart im gelobten Lande genießen wollen, aber am heiligen Grabe war ihnen die Antwort geworden: Er ist auferstanden, nicht hier, sondern geistig mitten unter euch! Diese Lehre, und Bildung aller Art brachten sie mit aus dem Morgenlande. Die Kreuzzüge und diese Einsicht hatten viele Millionen Menschen gekostet. Die Wahrheit ist nicht wohlfeil! Das Jahr 1240 ist auch das Geburtsjahr der freien Schweiz, indem Friedrich II die Waldstädte Schwyz, Uri und Unterwalden in ihrem freien Hirtenleben bestätigte, woran sich später immer mehr schlossen, die, gegen Unterdrückungsversuche stets siegreich, in ihrer republikanischen Freiheit erstarkten und wuchsen zu den 22 Kantonen, wie sie jetzt sind. — Ueberall Verfall veralteter Geistesrichtungen und Gestaltungsdrang reinerer Wahrheit, die freilich erst durch Irrthum und Schaden klug ward und sich läutern mußte.

1340.

Die Reime des Neuen sind größer, das Alte ist mehr noch zerfallen und schwächer geworden, so daß die Wahrheit in verschiedenereu sogenannten Kegereien immer gewaltiger hervorbricht und sich gegen die unhaltbaren Einrichtungen des Mittelalters zerstörend richtet. Eine furchtbare Macht tritt auf um 1340, gegen die dicken Mauern der Ritterburgen und düsternen Vorrechte des Adels — das Schießpulver, die äußerliche, irdische Gewalt gegen das Unrecht, in welches das mittelalterliche Leben nach allen Seiten hin versunken war. Just hundert Jahre später kam die geistige Macht gegen dieses Unrecht — die Buchdruckerkunst. Die Bestandtheile des großen, heiligen Römischen Reichs fangen an sich zu lösen und zu gliedern zu selbstständigen, freien Staaten. — Kaiser Ludwig der Bayer (bis 1347) zeigt uns jetzt das völlig Umgekehrte von der Scene zu Canossa; er hält mitten in der Peterskirche zu Rom Gericht über den Papst und verdammt ihn selbst als Keger. Der Glaube, der als Zwang festgehalten werden sollte, befreite sich; man lernte denken, und die Wissenschaften blühten auf besonders durch Universitäten, die von jetzt an überall entstehen. Im Ganzen und Großen sehen wir im Verlaufe dieses Jahrhunderts die mannigfaltigsten Stoffe der großen Reformation aller Richtungen des Geistes und Lebens sich hervorkämpfen im Kriege mit den vertrocknenden, starren Instituten des Mittelalters; aber die Wahrheit kostete Ströme von Menschenblut, ehe sie sich aus dem Irrthume hervorrang.

1440.

Durch die schwarzblauen Körnerchen von Berthold Schwarz donnerte der junge Zeitgeist das starre Mittelalter, den Raubrittertroß hinter dicken Mauern, das Faustrecht, die Freibriefe des Adels, die Sklavenfetten der Bürger und Bauern, nieder;

Portrait wir sogleich die durchgängige Familien-Ähnlichkeit der Hohenzollern wiederfinden), der mit „eisernen Zähnen“ die Bewältigung dieses Ritterunfugs kräftig fortsetzte. Auch beschnitt er die Macht der Geistlichen, die's mit ihrer Macht nur auf's Geldschneiden absahen, und erwarb sich das Recht, die drei Bischöfe seines Landes selbst zu wählen. Und so sehen wir 1440 den ersten welthistorischen Wendepunkt in Preußens Entwicklung, wie es sich später bis heut jedesmal im Jahre 40 wiederholt hat. —

Der deutsche Orden in den preussischen Provinzen war in sich zerfallen. Der Preussische Bund trat 1440 zu Marienwerder gegen ihn zusammen und bestand aus fast sämtlichen Städten. Das Ordensland verfiel immer mehr, bis es als weltliches Besizthum der Hohenzollern (seit 1512) auf's Neue aufblühte und jetzt den schönsten Bestandtheil Preußens ausmacht. Neben die Buchdruckerkunst stellte sich seit 1440 die Erweiterung des Postwesens als eine Macht, welche die neuen Säfte der Zeit in lebendigen Umlauf setzte, die Menschen in raschere und öftere Verbindung brachte und so tüchtig beitrug, körperlichen und geistigen Verkehr zu fördern und die Schranken kleinlicher örtlicher Engherzigkeit niederzureißen.

1540.

Wenn die warmen Rüsse des Frühlings den Schnee geschmolzen, die schlafenden Knospen aus den Bäumen gelockt und die ersten grünen Halme, Schneeglöckchen und Weilchen aus der Erde gerufen haben, so ahnen und wittern wir den wonnesprudelnden Reichtum und Segen des Lenzes, wir fühlen ihn in und um uns, aber wir sehen ihn noch nicht; kommen wir aber einige Wochen später plötzlich in Wald und Flur hinaus, so fassen die Augen, obgleich sie mit jedem Blicke Millionen Strahlen einsaugen und von Tausenden von Halmen, Blättern und Blüthen Abdrücke in den bewußten und genießenden Geist senden, nie und nimmer die in unendlicher Schöpferkraft über die ganze Natur ausgegossene Segensfülle der verjüngten Natur. So geht's uns mit der Weltgeschichte, wenn wir aus dem funfzehnten Jahrhundert plötzlich in das sechszehnte treten. Vorher fühlten wir es pulsiren und in den Tiefen arbeiten und schaffen, und nur einzelne Propheten sprangen hervor an das Tageslicht, die neue Auferstehung des Heilandes zu verkünden; aber jetzt, Welch ein wogendes Blütenmeer, Welch ein Lebensgrüner, vollsaftiger, kraftsprudelnder Boden, auf dem die Lichtgestalten einer neuen Zeit in rüstiger Arbeit jäten, pflügen und säen! — Die frühern, götterdämmernden Jahrhunderte erleuchtete die Gluth der Scheiterhaufen, und das Blut der Boten der Reformation färbte die Erde; aber über ein ganzes Jahrhundert noch mußten Schwerdter

und Lanzen und Kugelregen durch die Lüfte blißen und donnern und zischen und den Boden mit Millionen von Leichnamen besäen, mußten Tausende von Dörfern und Städten in Flammen aufgehen und in Asche zusammensinken, ehe auf diesen Trümmern und Deutschlands Heldenleichen die Lichtgestalt des gereinigten Christenthums unangefochten stehen und seine kampfbewährte Gotteskraft entfalten konnte. Jeder Fußtritt auf Deutschlands Boden ist heilig. Ueberall die versunkene Herrlichkeit blühender Dörfer und Städte, überall Narben und Ehrenwunden der Weltgeschichte, der Entwicklung des Christenthums. Aber jetzt auf eingäscherten Wohnstätten, aus dem Blute und den Gebeinen der Helden früherer Tage fruchtschwangere Aeere goldener Halme, freundliche Dörfer mit traulichem Bau und Buschwerk und gastlich winkenden Kirchspitzen, stolze Städte in blühender Lebensfülle, in ihnen ein tiefbewegtes Geistesleben in Religion, Kunst, Wissenschaft, Industrie, Handel; ein einiger Staaten- und Landfriede, ein einiger Friede des Wissens, eine geliebte, allseitig erkannte Erde, ein allen Sterblichen freundlich geöffneter Himmel; Alles offen, Alles frei, Alles Allen zugänglich! — Der Geist, der da zerstörte und tödtete, hat Alles herrlicher, freier, schöner, wohnlicher wieder aufgebaut und belebt. Entdeckungen, Erfindungen, Verbesserungen öffnen nach allen Seiten hin die menschlichen Köpfe zu unermesslicher Wirksamkeit und Befreiung von alten Schranken. Luther giebt den Christen zum ersten Male wieder die verdeutschte, Allen verständliche Bibel in die Hände, neue Welten auf der Erde werden entdeckt und Kopernikus sprach zum erste Male die Wahrheit aus, daß die Erde rund sey, sich bewege und wie alle Sterne des Himmels um Sonnen und Fixsterne herumfliege. Sein Werk darüber erschien 1540 und brachte die ganze Menschheit in Erstaunen; es kam nun Licht, Bewegung, Schwung in Himmel und Erde, die durch das Mittelalter starr und stumm still gestanden hatten für die Unwissenheit. Man ehrt ihn deshalb auch in seinem Geburtsorte Thorn und setzt ihm ein Denkmal. Gegen die Gewalt des neuen Geistes und Glaubens trat aber auch 1540 die fürchterlichste Macht auf: Papst Paul III bestätigte die Gesellschaft Loyola's, den Jesuitenorden, der Tausende mordete und immer wieder Anstalten macht, Freiheit und Gottes Wort von der Erde zu vertilgen. Die von Luther ausgegangene Kirchenreformation slog auf den Fittigen der Buchdruckerpressen in alle Welt, und Preußen zeigt wieder einen welthistorischen Wendepunkt. Joachim II, dessen Portrait hier folgt, ging mit seinem Volke, das größtentheils schon protestantisch war, zu Ende des Jahres 1539 zu Luthers Lehre über und reformirte 1540 und so fort den ganzen Staat zu einem Werkzeuge und zu einer Schutzmacht des Protestantismus. Preußen hat das Jubiläum der Einführung der Kirchenreformation

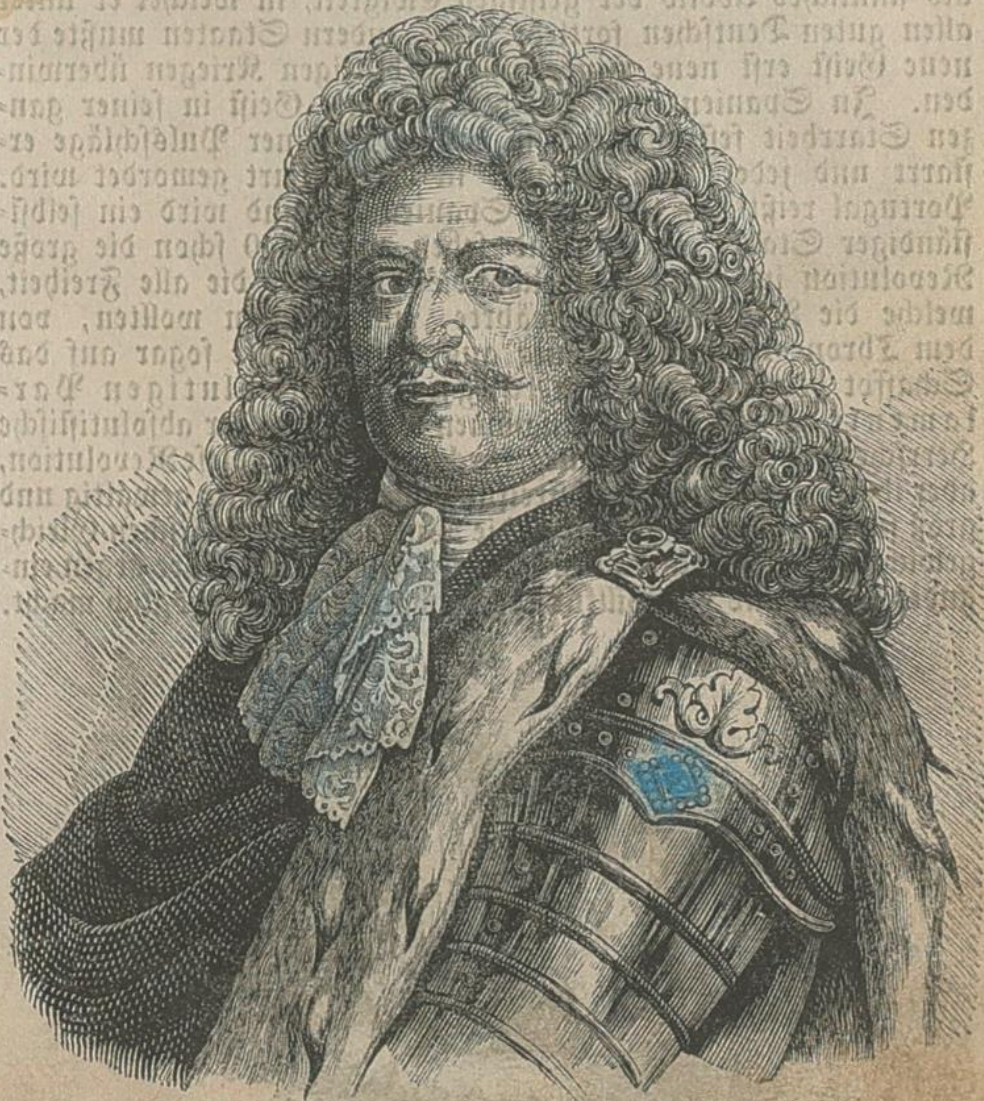


gefeiert; aber es hatte noch mehr Veranlassung zu Jubiläen. Joachim II erließ 1540 eine Reformation des Kammergerichts, gab für den Geist des Protestantismus eine neue Kirchenordnung und rief den ersten Buchdrucker Hans Weiß nach Berlin. Für weitere Kreise reformirten die Kaiser Maximilian I (1493 — 1519) und sein mächtiger Sohn Karl V (1519 — 1556), deren Kriege und Arbeiten, zum Theil wider ihren Willen, zum Siege der neuen Zeit ausschlugen. Krieg, Krieg donnert Jahrhunderte lang durch Europa, das Schwert, das Christus in die Welt gebracht, wird tausendfach gezückt und geschwungen, ehe es ruhet im Frieden, den Christus zugleich brachte. Wie trostlos sieht es aus nach einem Jahrhundert,

1640!

Deutschland lag durch den dreißigjährigen Krieg niedergeschmettert da, verhungert, zerfekt, nur in Haut und Knochen

hängend; aber durch diesen Krieg verschaffte sich der Geist der neuen Zeit den wirklichen Sieg über die alte. Nun schüttete die junge, neue Zeit die höhere Offenbarung des Christenthums in Religion, Staat, Wissen u. s. w., all ihren Reichthum und alle Segensfülle aus, davon zeugend, daß, wenn der Geist, die Idee nur siegt, Nichts verloren ist. — Dies bewies besonders der große Kurfürst, Friedrich Wilhelm, der nach dem Tode des unglücklichsten aller Hohenzollernschen Fürsten, George Wilhelm's, im Dezember 1640 den Thron eines ausgehungerten, von Räubern und Kriegsbanden ausgesogenen und verwilderten Landes bestieg und dies Land nach einer beinahe fünfzig-jährigen Regierung als das blühendste, kräftigste, glücklichste seinem Nachfolger übergab. Hier stehe er, der ewig große Mann, mit seinem energischen Hohenzollern-Antlitz.



Er bekam 1640 eine ausgehungerte Wüste von 1444 Quadratmeilen und hinterließ 1688 ein blühendes Land auf 2046 Quadratmeilen, und zu dessen Schutze ein treffliches Heer von 28,000 Mann, einen Staatschatz von 650,000 Thalern, ein gebildetes und unendlicher Bildung fähiges, gesichertes Volk, und das Ganze als erste, kräftige Schutzmacht des Geistes der Reformation, die nun aus der Kirche in Staat, Wissenschaft, Kunst und Leben überging und fortan in rüstiger Entwicklung immer vorwärts schritt und annoch die Menschheit zu immer größerer Vollkommenheit forttreibt auf den ewigen Bahnen des Geistes, die in den Himmel führen und die Erde verschönern. — Wir gehen zu einer größeren Freiheit stark und sicher auf dem von ihm befestigten Staatsboden, und wie er in eiserner Ewigkeit da hält auf seinem Rosse zu Berlin auf der Kurfürsten-Brücke (lange Brücke), erscheint dieses kolossale Denkmal nur als sinnliches Abbild der geistigen Ewigkeit, in welcher er unter allen guten Deutschen fortlebt. In andern Staaten mußte der neue Geist erst neue Hindernisse in blutigen Kriegen überwinden. In Spanien sucht sich der veraltete Geist in seiner ganzen Starrheit festzuhalten, so daß jeder seiner Pulschläge erstarrt und jeder freie Gedanke in der Geburt gemordet wird. Portugal reißt sich 1640 von Spanien los und wird ein selbstständiger Staat; in England sehen wir 1640 schon die große Revolution im Anzuge, welche die Stuarts, die alle Freiheit, welche die Reformation gewährte, unterdrücken wollten, von dem Throne und einen König aus diesem Hause sogar auf das Schaffot brachte. An dem langwierigen, blutigen Par-lamente, welches 1640 beisammen war, brach der absolutistische Herrschertroz Karl's I. Blutig, fürchterlich verlief diese Revolution, aber ihr Segen war nach Abstreifung aller Irrthümer gewaltig und groß für ganz Europa. Sie ist die Wurzel des europäischen Gleichgewichtsystems, welches allen Staaten Freiheit und Ehre gegen einander sichert und die Willkür der Gewalt fortan unmöglich macht.





Er ist der Repräsentant der segensreichen Friedensjahre, nachdem wir mit ihm einen glorreichen Krieg für unsere geschändete Freiheit geführt hatten; er ist der Held des Friedens, der Gerechtigkeit und Milde. Als solchen ehrt und liebt ihn nicht bloß sein Preußen, sondern ganz Europa, wie wir von allen Ecken und Enden nach seinem Tode herzliche Beweise davon bekamen. Nach dem glänzenden Freudenfeste, das wir dem großen Friedrich widmeten, folgte bald die allgemeine Landestrauer. In vielen Städten ist der Tag gefeiert worden, an welchem einst der große Friedrich den Thron bestieg, nirgends glänzender und feierlicher als in Berlin. Am Vormittage des

zu benutzen. Sie sind das Neue, das ich in der Anzeige für diesen Jahrgang unsres Blickeins versprach, und geben die Aussicht, daß man künftig alle ähnlichen Abbildungen zu Werken über Mismzen u. s. w. gleich mitten im Text haben und sie auf der Buchdrucker-Preße drucken kann.

1. Juni, welches ein jauchzendes, donnerndes Schauspiel auf dem schönsten Plage der Welt, der sich in Berlin um das Opernhaus ausbreitet! Auf diesem Plage, umkränzt von dem Akademie- und Universitäts-Gebäude, grünen Bäumen, vor denen lorbeer-gekrönt Scharnhorst und Bülow schweigend in Marmor stehen, dem Zeughause, Museum, Dome, dem alten Schlosse des Königsgeschlechts, dem Königlichen Palais, dem Opernhause und dem Palais des Prinzen von Preußen, wo dazwischen auch der alte preussische „Vorwärts“ lorbeerumwunden steht, den grünlöpfigen, prächtigen Lindenreihen, durch deren Lichtung die Siegesgöttin vom Brandenburger Thore hereinschaut, inmitten dieser steinernen, künstlichen Blumen, deren Wurzeln einst der große Kurfürst und er, der Held des Tages, legten, fließen aus allen Straßen der kolossalen Residenz bunte, dichte Volkswogen zusammen. Die Gewerke mit festlichen Fahnen, die Blüthe des preussischen Heeres, alle Staatsbeamten in der Mitte der Volksmassen, rauschende Musik, Kanonendonner, Jubel; — der Grundstein zu Friedrich des Großen Denkmal wird von seinem Urenkel gelegt und geweiht und Friedrich Wilhelm III schaut zum letzten Male mit sterbendem Auge auf die Blüthe seines Volkes. Nach einigen Tagen, am 7. Juni, am ersten Pfingstfeiertage, war derselbe Platz mit Menschen gefüllt; Alles aber blieb still und düster, denn den Nachmittag hatte er sein Auge zum letzten Schlummer geschlossen. — Alle Regimenter marschirten stumm



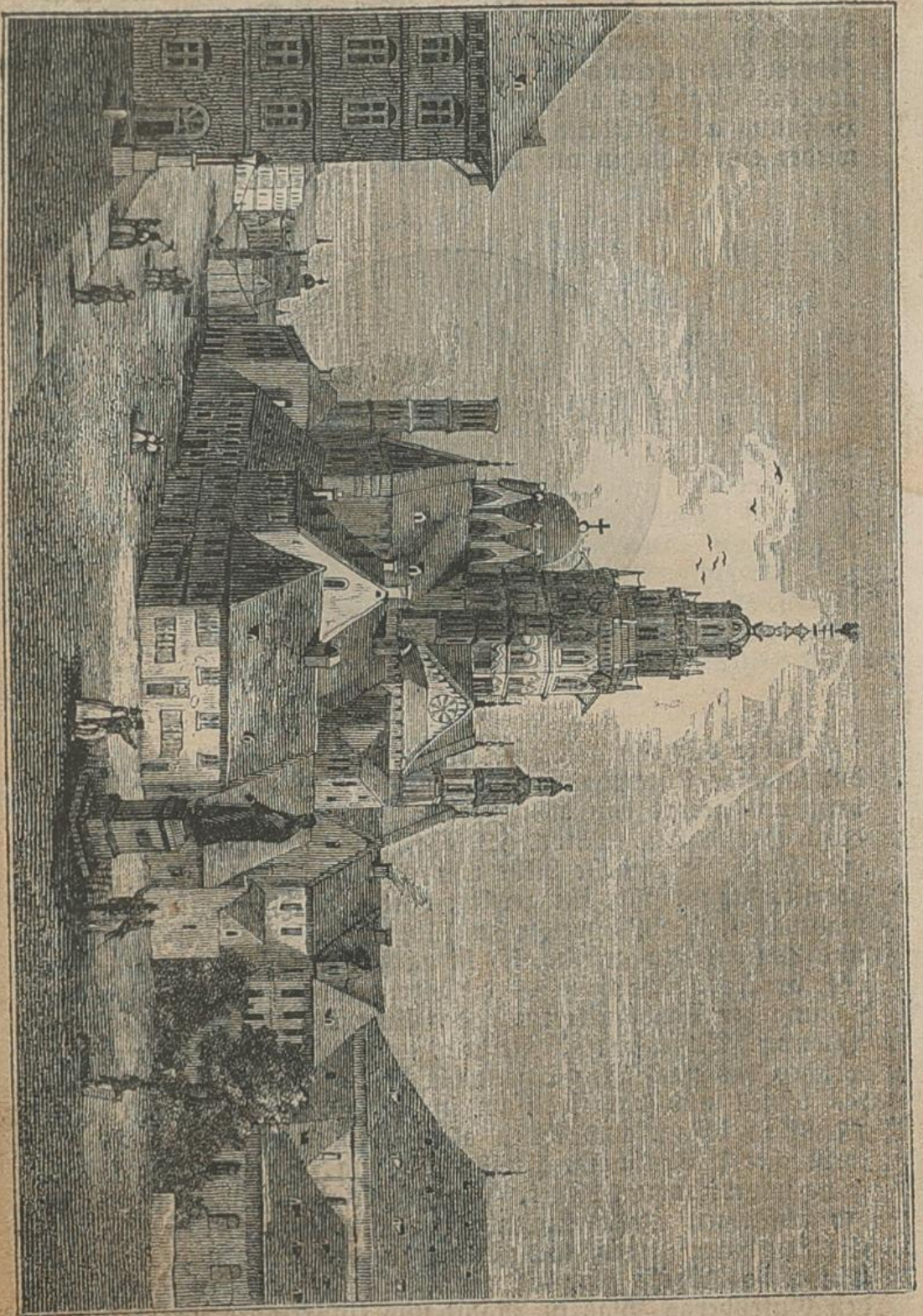
auf, holten ihre Fahnen, schwuren Friedrich Wilhelm IV den Eid und ihr dreimaliges Hoch! scholl nun weithin durch die Stra-

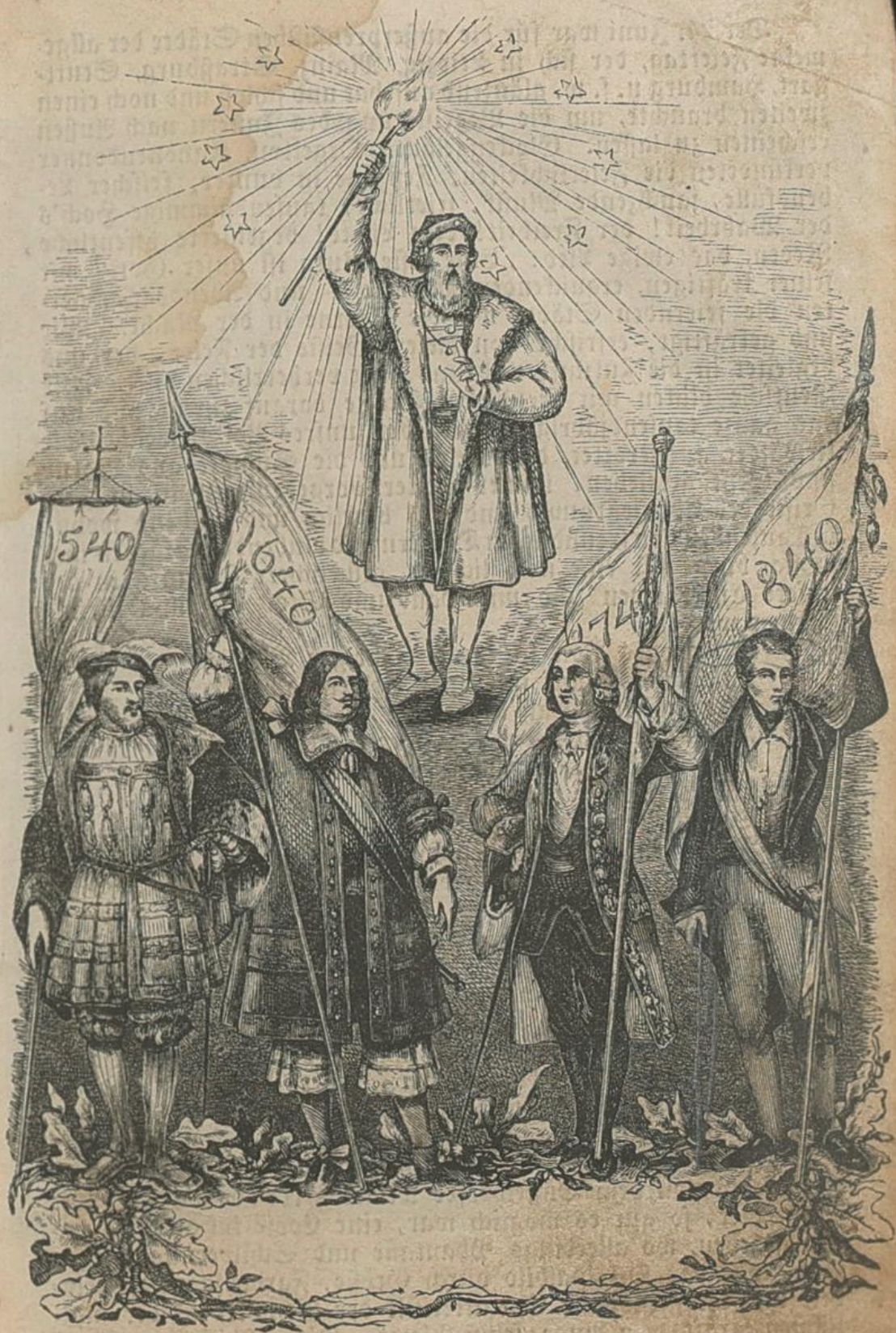
fen und vermischte sich mit dem Geläute aller Glocken. Das Jahr 40 erwies sich nun schon zum fünften Male als verhängnisvoll in Preußens Königsgeschichte und als Wendepunkt zu höherer Entwicklung für unsere Geschichte. Wir blicken trauernd auf das Grab des allgeliebten Seligen und mit Vertrauen und Hoffnung auf Friedrich Wilhelm IV, der den Preußen zugleich wieder eine Königin auf den Thron führte.



Ueber vierzehn Millionen treue, liebende, gebildete und bildungsfähige Unterthanen leben und streben und arbeiten, blühend und geehrt von allen Nationen, und blicken auf sie, die durch Herzlichkeit, Milde, Weisheit und gesunde Frömmigkeit mit Recht die treueste Liebe von Nah und Fern genießen und herrlich begabt sind, ein großes, glückliches Volk auf der Bahn wahrhaften Wohls weiter zu führen. — Zu diesen Freuden- und Trauerfesten gesellte sich in ganz Deutschland ein glänzendes, großes Triumphfest — die vierte Jahrhundertfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst, des Feuerschlunds der Ideen, der Bildung, Wissenschaft, Freiheit, des riesenhaften Werkzeugs, welches das nach allen Seiten hin sich aufschließende Wort Gottes schnell und unaufhaltsam in die Adern und Herzen aller Menschen bringt und ihnen allen Reichthum und alle Fülle christlicher Wissenschaft, Kunst, Bildung, Freiheit und Beseligung unverkümmert öffnet. Ein großes, heiliges Fest der Idee, der allseitigen Verwirklichung der Verheißungen, welche im Christenthume liegen und ausgehen von dem unscheinbaren Dinge, das Presse genannt wird. Wir geben hiezu umstehend den Gutenbergs-Platz in Mainz und ein Erinnerungsblättchen aus dem Jahr 1840 auf den nächsten Seiten.

Den zum Ansehen der Stadt von der Höhe des Berges





Der 24. Juni war für die außerpreussischen Städte der allgemeine Feiertag, der sich in Leipzig, Mainz, Straßburg, Stuttgart, Hamburg u. s. w. glänzend aufthat und schloß und noch einen zweiten brauchte, um die Begeisterung des Innern nach Außen erscheinen zu lassen. Glockengeläute, Orgelton, Kanonendonner verkündeten die Feierlichkeiten, Festzüge in bunter, frischer Lebensfülle, jauchzende Musik, feierliche, tausendstimmige Hoch's der Wahrheit! der Freiheit! dem Lichte! begeisterte öffentliche Reden, das ewige Lied: „Eine feste Burg ist unser Gott“ mit seiner kräftigen, erquickenden Melodie — und Abends stimmten die feiernden Städte wie die Sterne in der Nacht. Wir sind gekräftigt, erfrischt von diesem Geiste der Feier, der uns begleitet in die Zukunft und uns diese verherrlichen hilft. Wir Deutsche blicken mit freudigem Stolze darauf zurück und auf das ganze tausendjährige Heldenleben unsres Volks, welches die Urwälder ausgerottet, den Nebel und die Sümpfe aus Natur und Geist getrieben, immer weiter vorgedrungen ist in dem Geiste des Christenthums und jetzt herrlich und blühend wohnt in Tausenden von freundlichen Dörfern und blühenden Städten und in sich bürgt für eine noch lichtere, glücklichere Zukunft, in der unsere Enkel leben und mit Dank und Stolz auf uns zurücksehen werden.

Du großes Volk in tausendjähr'ger Blüthe,
Blüh' stolzer auf in deiner Heldenmacht!
Wie auch der Haß in deinem Fleische wüthe,
Du mußt dich lieben; — nur die düstre Nacht
Der Dunkelmänner haßt ein deutsch Gemüthe,
Weil's Sonne liebt und Wärm' und Farbenpracht,
Darinnen blüht, gedeiht das deutsche Leben
In seinem tiefen, hohen Weiterstreben!

Die Söhne Eduard's.

Im Jahre 1836 standen auf der Kunst-Ausstellung zu Berlin fortwährend dichtgedrängte Massen vor einem großen Delgemälde. Wo man ging und stand, hörte man mit Begeisterung von diesem Bilde sprechen; Jeder hatte es gesehen, Jeder neue Schönheiten und Genüsse gefunden; es war ein Zugstück, welches die Ausstellung zu einer der besuchtesten und berühmtesten machte. Dies Bild stellte „die Söhne Eduard's“ dar; es ist von dem Düsseldorfer Maler Hildebrandt. Wir haben hier, so gut es möglich war, eine Copie im Kleinen davon gegeben, wo allerdings Phantasie und Schilderung ersetzen muß, was das Originalbild durch Größe, Farbenschmelz, Feinheit und die geistvollste Charakteristik der Gesichter in der sinnlichsten Kraft dem Auge selbst bietet. Die geschichtliche That-

Die Mutter des Kindes, welche dem Vater schon vorher der christlichen
Glaubenslehre, dem besten Gesetze des blauen Himmels
vorher zum ersten Male (1827) bekannt



Die Mutter des Kindes, welche dem Vater schon vorher der christlichen
Glaubenslehre, dem besten Gesetze des blauen Himmels
vorher zum ersten Male (1827) bekannt

sache, wovon der Maler den Stoff nahm, gehört der englischen Geschichte an, dem letzten Wendepunkte des blutigen Bürgerkrieges der rothen und weißen Rose (1455 bis 1485). König Eduard III starb 1377, hinterließ mehrere Kinder, unter denen besonders Johann von Lancaster und Edmund von York deshalb merkwürdig sind, weil deren Nachkommen eben den blutigen Krieg um den Besitz des Thrones länger als dreißig Jahre führten, bis mit Heinrich VII das Haus Tudor den Thron bestieg. Sein furchtbarster Feind war der unter dem Namen Richard III als der scheußlichste Mensch auf dem Throne berückigte und von Shakspeare in seiner ganzen körperlichen und moralischen Scheußlichkeit gezeichnete Herzog von Gloucester. Um sich den Thron zu verschaffen und alle Ansprüche Anderer zu beseitigen, düngte er den Weg dahin mit dem Blute seiner Verwandten. So mußten auch die beiden Söhne Eduard's IV, ein dreizehn- und ein neunjähriger Knabe, ermordet werden. Es waren Richard's Neffen. Nachdem er sie in seine Gewalt bekommen und in den Tower gesperrt hatte, wußte er Mörder zu finden. Viele weigerten sich solcher frevelvollen That, bis er endlich Jacob Tyrrel dafür gewann. Dieser ward deshalb zum Befehlshaber über den Tower ernannt, um mit Hülfe zweier Verbrecher die That ausführen zu können. Er führte sie um Mitternacht vor die Thür des Zimmers, wo die unschuldigen Königskinder Arm in Arm harmlos und wie quellende Knospen schliefen. Die verworfensten Verbrecher treten ein, ziehen den Vorhang zurück — sehen sie schlummern in der heiligsten Unschuld mit blühenden Wangen, die der Schlaf noch höher röthete. Dieser Anblick erschüttert selbst die sündvollsten Herzen. Sie wollen die unschuldigen Kinderknospen durch Rissen ersticken; der Eine faßt schon krampfhaft hinein, aber er zagt und zaudert noch, während des Andern hartes Herz der Anblick schon ganz erweicht hat, so daß er müßig und mitleidig auf die schlafende Unschuld hinschielt. Aber mit Entsetzen sehen wir, wie bei dem Borderen der schwache Funke des Mitleids erlischt, wie er sich krampfhaft zwingt, den verheißenen Sündenlohn zu verdienen; auf die über die Schlafenden geworfenen weichen Pfühle preßt sich endlich die eiserne Mörderhand, welche die Luft so lange verschließt, bis die Kinder auf die qualvollste Weise erstickt sind. Wie tief ergreifend wirkt das Bild! Hier die harmloseste Unschuld in sicherem Schlafe, daneben die kalte Härte der Verbrecher, die selbst einen Augenblick von diesem Anblick erschüttert werden. Aber der Teufel in ihnen siegt, die ungeheure That geschieht. Richard III dachte nun König zu seyn; — doch lesen wir Shakspeare's „Richard III“, wie gräßlich quält ihn sein eigenes Gewissen, wie furchtbar schwingt die Vergeltung ihre Geißeln über ihn, wie jämmerlich stürzt er vom Throne! Ueberall, in der Völkergeschichte wie in dem Leben jedes

Einzelnen, rächen sich Frevel und Verbrechen mit unabweichlicher Nothwendigkeit. Besäße der Verbrecher auch Millionen und stolze Königthrone, sie vermögen nicht den geringsten Tropfen Balsam für die stechenden Qualen des Gewissens zu erkaufen, und eine Minute schwerer Sünde belegt der innere Richter mit einem ganzen Leben der nagendsten Martern.

Die einheimisch wildwachsenden Giftpflanzen,

die unsrer Gesundheit höchst gefährlich sind.

Die Gesundheit ist des Menschen höchstes Gut, und deren Erhaltung seine heiligste Pflicht. Sie wird aber am meisten von denjenigen vernachlässigt, die keine rechte Kenntniß von Dingen haben, welche unsrer Gesundheit am gefährlichsten sind. Hierher gehören zunächst die obengenannten Giftpflanzen. Diese werden nicht selten wegen ihrer Aehnlichkeit mit unsern einheimischen Küchenkräutern und andern wildwachsenden Gewächsen verwechselt, und dadurch Unglücksfälle herbeigeführt. Zu den Giftpflanzen zählen wir diejenigen, deren Bestandtheile schon in geringer Menge, entweder mit der Oberhaut des menschlichen Körpers, oder mit Wunden desselben in Berührung gebracht, schädliche Einflüsse äußern, oder deren Genuß Krankheit und den Tod nach sich zieht. Hiernach werden nun diese Pflanzen in scharfe, betäubende und in laxirende oder drastische eingetheilt. — Damit nun Jedermann, dem es um die Erhaltung seiner Gesundheit und seines Lebens zu thun ist, die gefährlichsten einheimischen Giftpflanzen genau kennen lerne, wollen wir ihm dieselben hier näher beschreiben und die Kennzeichen derselben angeben, wobei er sich aber genau zu wiederholten Malen die Abbildungen derselben ansehen muß. Ohne solche Abbildungen helfen uns die Beschreibungen dieser Giftpflanzen zu gar Nichts. — Die gefährlichsten einheimisch wildwachsenden Giftpflanzen sind nun folgende:

I. Das Bilsenkraut, welches auch die schwarze oder tolle Bilse, Tollkraut, Schlafrunk, Rimmurzel, Zigeunerkraut, Zigeunerhorn, Hühnergift, oder Tod, Teufelsauge, Prophetenkraut genannt wird. Dieses Bilsenkraut ist nun leicht zu erkennen. Es verräth sich schon durch sein düsteres Aussehen und durch den widerlich tabakähnlichen, betäubenden Geruch, durch einen bittern, scharfen Geschmack als eine solche Pflanze, wozu man eben keine Veranlassung findet, sie lange in Händen zu haben und sie oft anzuriechen. Die Wurzeln und die Samen sind giftiger, als die Blätter. Diese Pflanze, ein einjähriges Gewächs, wächst in



ganz Europa wild auf Schutthaufen, auf wüsten Stellen, Kirchhöfen und Aeckern, an Mauern, Zäunen, Hecken und Wegen. Das Bilsenkraut blüht im Juli und August. Die Größe der Pflanze richtet sich sehr nach der Güte des Bodens. In der Regel wird sie ein bis zwei Fuß hoch. Die Wurzel ist rundlich, spindelförmig, faserig, äußerlich braun, im Innern weiß und ungefähr einen halben Zoll dick; der Stengel steht aufrecht, ist vierkant, fest, haarig, schmutzig, gelbgrün, an den meisten Theilen seines Umfanges mit Blättern bedeckt; die Aeste gleichen fast durchgängig dem Hauptstengel; die Blätter sind länglich, unten breit, an der Spitze abgerundet, an den Rändern ausgebogen und sehr weich anzufühlen. Die weißlich weichen Haare bedecken sie so, wie den Stengel, besonders dicht in der Nähe der Mittelrippe. Die Größe der Blätter nimmt

von oben nach unten zu. Die Blumen sind kurz gestielt, die obern aufrecht, alle übrigen aber abwärts hängend. Der Kelch ist fünfzählig, walzig, lederartig, äußerlich schmutzig gelbgrün; die Krone hat gelbe, dunkel-purpurrothe Adern, trichterförmig, doppelt so lang wie der Kelch; die Frucht zeigt sich nach dem Abfallen der Blüthe an der Stelle des Blumenkelchs, und bildet sich erst zu einer grünen, dann zur bräunlichen Samenkapsel von der Größe einer Haselnuß aus. Diese Kapsel ist eiförmig. Jede Samenkapsel enthält Hunderte von kleinen, schwarz-braunen, ovalen, etwas zusammengedrückten Samentörnern, welche sich in zwei Kammern lagern, die durch eine senkrechte Scheidewand der Kapsel gebildet werden. Der Genuß dieser Pflanze verursacht Hitze und Trockenheit in der Kehle, Neigung zum Brechen, Schwere im Kopfe, Schläfrigkeit, Angst, Sprachlosigkeit, Erweiterung des Augensterns, Funken und Dunkelheit vor den Augen, starren Blick, Zittern und Lähmung der Glieder, und zuletzt, wenn man viel von dem schwarzen Samen genossen hat, endet gewöhnlich der Tod diese Qualen. Aber ordentlich angewendet ist der Bilsenkraut-Extrakt und das daraus bereitete Pflaster eine herrliche Arznei, welche Schmerzen stillt, Krämpfe lindert und Schlaf macht. In Rußland thun sich die Leute aus Schabernack manchmal eine solche Pflanze in die Badestuben oder auf die Dusen, wovon dann die Menschen, die sich in solchen Zimmern aufhalten, wie toll werden. Dieser Zustand ist vorübergehend, immer aber bleibt's ein schlechter Spaß.

II. Der Stechapfel, auch Teufelsapfel, Stachelnuß, Tollkraut genannt, ist eine einjährige Pflanze und in allen Theilen weit giftiger, als das Bilsenkraut. Er stammt aus Indien her und soll durch die Zigeuner nach Europa gekommen seyn. Jetzt wächst diese Pflanze wild auch in ganz Deutschland an Wegen, Säunen, Hecken, auf Kirchhöfen, wüsten Plätzen und Schutthäufen. In Dörfern, wo die Garten- und Obst-Kultur noch im Argen liegt, findet man damit ganze Strecken bewachsen. — Sie blüht von Juni bis Mitte August's. Die Wurzel ist senkrecht, spindelförmig (d. h. rübenartig nach unten und oben verdünnt), äußerlich bräunlich, innen weiß, oben einen halben Zoll dick. — Der Stengel ist rund, kahl, hellgrün, aufrecht, zweigablig und ein bis drei Fuß hoch. — Die Blätter sind eirund, zugespitzt, kahl, mit einer klebrichten Feuchtigkeit überzogen. An dem Stiel-Ende sind die größeren Blätter ausgebogen, und an dem entgegengesetzten Ende laufen sie in eine etwas gebogene Spitze aus. Die Blumen stehen aufrecht in den Winkeln der gabelförmigen Theilungen der Aeste einzeln da, jede auf einem besondern hellgrünen, runden und etwas steifen Stiele, der in den Blumenkelch oder in die äußere grüne Decke übergeht. Die Blume selbst hat ein schönes



veilchenblaues Ansehen und ist etwa einen Zoll lang. Der Kelch ist einblättrig, röhrenförmig und bauchig ausgedehnt. Der Länge nach legt er sich in fünf schmale Lappen. Die Krone ist Weiß, in's Gelbliche übergehend, trichterförmig und legt sich ebenfalls der Länge nach in fünf Falten. Die Frucht oder der sogenannte Stechapfel, derjenige Theil der Pflanze, von welchem sie den Namen erhalten, ist eine länglich runde mit Stacheln besetzte Samenkapsel und sieht beinahe so aus, wie eine Koffkastanie. Sie ist etwa $1\frac{1}{2}$ Zoll lang und einen Zoll breit und besteht aus vierfächrigen Kapseln, in denen sich der schwarzbraune, niereenförmige Samen befindet. Dieser ist von der ganzen Pflanze am giftigsten, und wird von Kindern, die mit ihm spielen, verschluckt, von Erwachsenen mit dem Schwarzkümmel verwechselt, und von wandernden Arzneikrämern dafür

verkauft. Es sind viele traurige Vorfälle bekannt, welche durch Vergiftungen mit diesem Samen und auch wohl der Blätter veranlaßt wurden. Nach einer solchen Vergiftung entstehen Trunkenheit, Irrreden, Verlust der Sinne, Schläfrigkeit, Raserei und Wahnsinn, anhaltender oder vorübergehender Verlust des Gedächtnisses, Krämpfe, Lähmung und Steifigkeit der Glieder, kalte Schweisse, außerordentlicher Durst und Zittern, Brennen im Unterleibe, Anschwellen desselben und endlich der Tod.

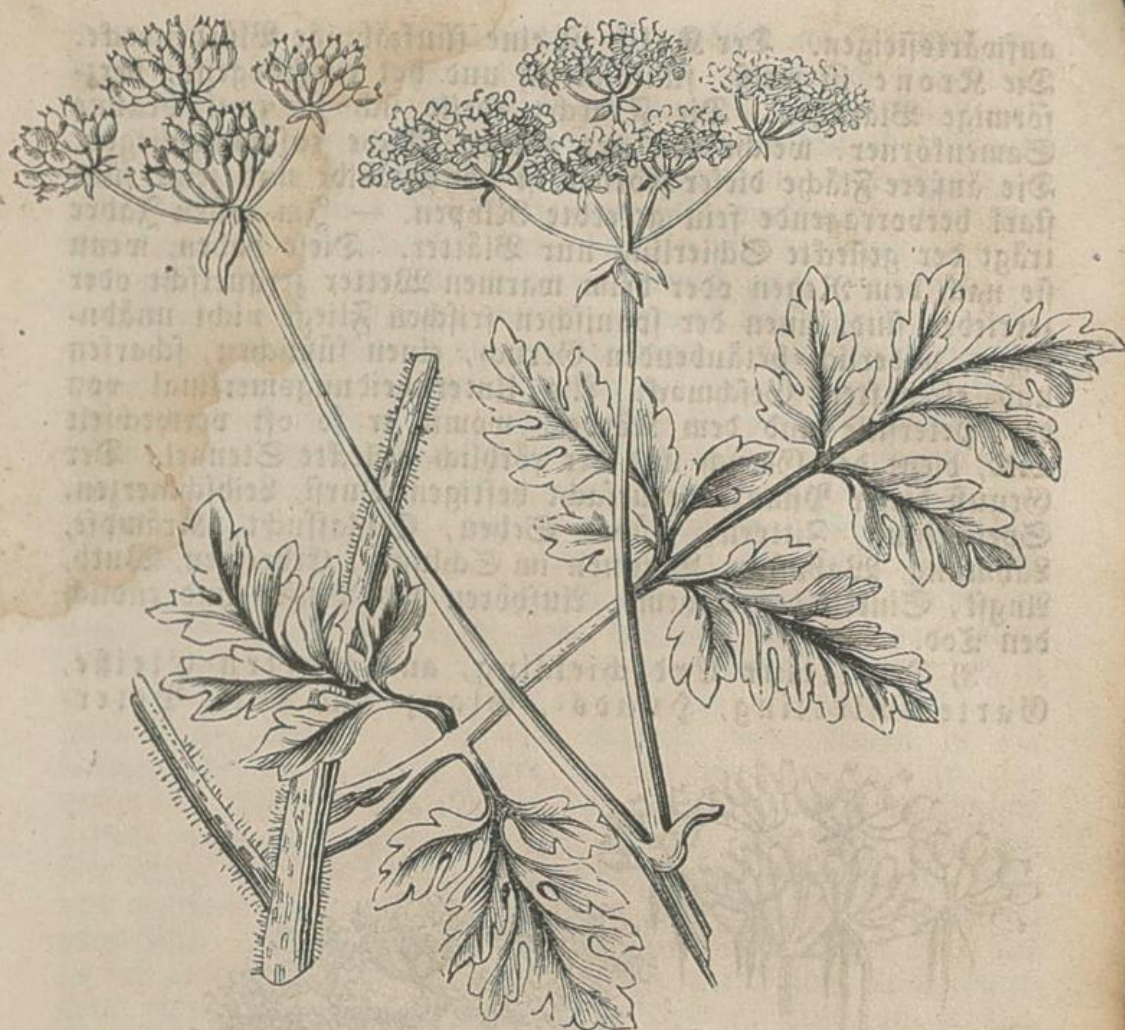
III. Das Geschlecht der Schierlinge. Hiervon giebt es bei uns drei Arten, die alle sehr giftig sind.

1) Der Wasserschierling, auch wilder oder giftiger Wütherich, Parzen- oder Sterbewurzel genannt. Diese ausdauernde Pflanze wächst in stehenden und fließenden Ge-



wässern, in Sümpfen, Wassergräben, an schlammigen Ufern der Teiche, Seen, Bäche und Flüsse, auf Flößholz. Sie blüht vom Juli bis Ende August. Bei dieser muß man sich genau alle Kennzeichen merken, weil sie im Frühjahr wie Selleriewurzel und im Herbst wie eine Petersilienwurzel aussieht, wie Pastinak riecht und beinahe wie Selleriewurzel schmeckt. Mit dieser letztern wird sie auch sehr häufig verwechselt und von Unwissenden dafür gegessen. Die Wurzel ist groß, jung mehr knollenartig, ringsherum mit laufenden erhabenen Ringen und vertieften Punkten bezeichnet und mit laufenden Wurzelfasern versehen, je älter sie wird, um desto länger pflegt sie sich auszustrecken; innerhalb ist sie hohlsäckrig und enthält einen scharfen gelblichen Milchsaft, der beim Zerschneiden derselben an der Luft röthlich wird. Hierdurch unterscheidet sich diese Pflanze von der Selleriewurzel, welche diese Eigenschaften nicht hat. — Der Stengel ist rund, röhrig, in's Röthliche spielend, treibt viele Nebestengel 1 bis 1½ Zoll dick und zwei bis vier Fuß hoch. Die Blätter des Stengels sind doppelt zusammengesetzt und gefiedert, die einzelnen Blättchen lanzettförmig, sägenartig gezähnt, glänzend-dunkelgrün, und die Blattstiele umfassen den Stengel scheidenartig. Die Blumen bilden den Blättern gerade gegenüber eine zusammengesetzte weiße Dolde, wo an den Spitzen der Stengel die Aeste buschweise aufsteigen. Der Kelch ist fünfzählig, kaum bemerkbar auf dem Fruchtboden. Die Krone ist weiß, aus fünf verkehrt nieren- und herzförmigen Blättern gebildet. Die Frucht ist ohne Hülle, rund, der Same eierförmig, mit fünf stumpfen Rippen versehen, und hat dem Ansehen und Geschmacke nach Aehnlichkeit mit dem Samen der Petersilie. Die Wurzel und der Stengel sind die giftigsten Theile dieser Pflanze. Der Genuß derselben erregt drückende und brennende Magenschmerzen, schreckliche Krämpfe, Wahnsinn, Verlust der Sprache und des Bewußtseyns, Zuckungen und gewöhnlich einen schnellen Tod. Der Saft der Wurzel und des Stengels, wenn er ausfließt, kann selbst das Wasser, worin die Pflanze steht, für Menschen und Vieh vergiften. Dagegen dient der ausgepreßte, eingedickte Saft dieser Pflanze, der von grünlicher Farbe ist, als vorzügliches auflösendes Mittel bei Drüsenverhärtungen, bössartigen, fistulösen Geschwüren, hartnäckigen Ausschlägen u. s. w. zur Heilung.

2) Der gefleckte Schierling. Auch dieser führt verschiedene Namen, als: Tollkörbel, Bürgerling, Teufels- und Ragenpeterlein u. s. w. Er wächst in Gärten, an Zäunen, Hecken, Wegen, Gräben, Mauern und an alten Gebäuden, auf wüsten Stellen, Schutthausen, und blüht im Juli und August. Der gefleckte Schierling ist nicht weniger giftig als der Wasserschierling, unterscheidet sich aber von diesem



doch wesentlich. — Die Wurzel ist hier spindelförmig, senkrecht, unbehaart, hohl-ästig, mit blutrothen Flecken bezeichnet, die aber, wenn die Pflanze auf gutem Boden, z. B. in Gärten wuchert, oft sehr blaß, zuweilen kaum merklich sind. Die Stengel sind stielrund, gefurcht, röhricht, ästig, hohl, unten mit purpurfarbenen Flecken bedeckt, drei bis fünf Fuß hoch. Mit diesen hohlen Stengeln spielen Kinder sehr häufig und machen daraus Pfeifen, welche eben deshalb sehr gefährlich sind, weil die Kinder sie an die Lippen bringen, wodurch sich diese und andere Theile des Mundes entzünden und anschwellen. Die Blätter sind gestielt, dunkelgrün, glänzend, die untern mehrfach, die obern doppelt gefiedert, meistens gegenüberstehend und zum Theil auch herabhängend, und bestehen aus eiförmig zugespitzten tief eingeschnittenen Blättchen; die Blattstiele sind rund, röhricht und umfassen den Stengel scheidenartig. Die Blumen bestehen aus zusammengesetzten Dolden. Diese haben die Form eines Schirmes. Aus den Spitzen der Aeste entspringen gewöhnlich elf bis zwölf Blumenstiele, welche schräg

aufwärtssteigen. Der Kelch ist eine fünfzählige Blüthendecke. Die Krone ist weiß, fünfblättrig und hat eingebogene, herzförmige Blättchen. Die Frucht theilt sich in zwei braune Samenkörner, welche mit der ebenen Fläche zusammenliegen. Die äußere Fläche dieser Körner ist sehr gewölbt und zeigt fünf stark hervorragende fein gekerbte Rippen. — Im ersten Jahre trägt der gefleckte Schierling nur Blätter. Diese haben, wenn sie nach dem Regen oder beim warmen Wetter zerquetscht oder zerrieben sind, einen der spanischen frischen Fliege nicht unähnlichen, widerlich-betäubenden Geruch, einen süßlichen, scharfen und ekelhaften Geschmack. Als Unterscheidungsmerkmal von der Petersilie und dem Körbel, womit er so oft verwechselt wird, dient der Geruch und der röthlich gefleckte Stengel. Der Genuß dieser Pflanze verursacht heftigen Durst, Leibschmerzen, Speichelfluß, Zittern, trübes Sehen, Schlassucht, Krämpfe, Lähmung, Wahnsinn, Brennen im Schlunde, Erbrechen, Wuth, Angst, Sinken des Athems, Aufhören des Pulses und endlich den Tod.

3) Der kleine Erdschierling, auch Garten-Gleise, Gartenschierling, Hunds-, Glanz- und Toll-Peter-



silie, faule Crete genannt. Er wächst an Zäunen auf Aeckern, in Gärten unter dem Gemüse, vorzüglich unter der Petersilie, und blüht im Juni bis August. Diese Pflanze ist zwar weniger giftig als die beiden vorhergehenden, ihre Kenntniß indeß eben so nöthig als die der vorigen, weil sie gerade am häufigsten unter der Gartenpetersilie vorkommt, und mit ihr eine solche Aehnlichkeit hat, daß sie mit derselben sehr oft verwechselt wird, und durch deren Genuß auch schon mancher Unglücksfall herbeigeführt wurde, woraus sich ergiebt, daß sie giftig ist. So hatte sie ein neunjähriger Knabe für Petersilie gegessen, der bald darauf ein heftiges Angstgeschrei ausstieß, über Magenkrampf klagte, und dessen Körper sehr stark aufschwang; nach achtsündigem Leiden war er todt. Ein anderes vierjähriges Kind, welches mitgegessen hatte, gab zwar das Genossene wieder von sich, wurde aber doch wahnsinnig. — Die Wurzel ist lang, senkrecht, spindelförmig, fingerdick, äußerlich gelblich, innen weiß, ästig. Sie ist sehr giftig, indeß das Kraut noch mehr. Der Stengel steht aufrecht, erzeugt nach allen Seiten hin Aeste, welche sich sperrig ausbreiten. Außerlich ist er gestreift, innerhalb hohl, und eben so verhalten sich auch seine Aeste, welche gabelförmig getheilt sind. Unten ist der Stengel rötlich. Diese Farbe verliert sich aber bald in eine hellgrüne, welche mit bläulichem Thau, dem der Pflaume ähnlich, bedeckt wird. Oberhalb sind die Stengel und Aeste hellgrün. Die Blätter sind dunkelgrün, wechselweis stehend, kahl zwei- und dreifach-gesiedert, spiz, gezähnt, den Stengel scheidenartig umfassend; zerrieben riechen sie wie Knoblauch, sonst aber sind sie fast geruchlos. Die Blumen bilden eine Dolde, die Blumenstiele sind gefurcht, glatt, hellgrün und ungleich an Größe. Der Kelch ist eine kaum bemerkbare Blüthendecke. Die Krone ist weiß, fünfblättrig und hat verkehrt-herzförmige, an der Spitze eingebogene Blättchen. Die Frucht ist ohne Hülle; auf ihr stehen die kleinen Griffel. Die einzelnen Schließfrüchte sind auf der gewölbten Seite fünfrippig, auf der flachen hingegen gefurcht. Der Genuß dieser Pflanze verursacht Hitze in der Kehle, Durst, heftige Schmerzen im Magen und in den Gedärmen, Entzündung und Brand dieser Organe, Herzensangst, Bangigkeit, Kopfschmerzen, starkes Erbrechen, Aufschwellen des Unterleibes, Betäubung, Schlassucht, Wahnsinn, bis die Dual mit dem Tode endet.

Da nun der kleine Erdschierling, der unter dem Namen Hundspetersilie am bekanntesten ist, mit der Gartenpetersilie am häufigsten verwechselt wird, so müssen von beiden die Unterschiedsmerkmale genau kennen gelernt werden. Die Hundspetersilie unterscheidet sich von der Gartenpetersilie durch die schwarzgrüne Farbe, den Glanz ihrer Blätter und durch den unangenehmen Geruch der zerriebenen Blätter. Außerdem aber

wächst die Hundspetersilie schneller in die Höhe, wo sie bald über jene hervorragt, und geht auch weit früher in Samen über, wo man sie dann leicht an den einseitig herabhängenden Hüllchen und gedrängt stehenden Früchten erkennt. — Von den Gegengiften soll künftig eine Mittheilung gemacht werden, wie denn überhaupt auch hinsichtlich der andern Giftpflanzen dieser Auffas eine Fortsetzung erhalten wird.

Nachtwächter-Philosophie.

Es ist nicht gar lange her, daß die Nachtwächter während ihres Dienstes allsündlich ihre Sprüchlein sagten, fast aller Orten gleichmäßig oder doch nur mit geringen Veränderungen. Mitunter gab's aber auch bei den Nachtwächtern solche Leute, die einen dichterischen Anflug im Innern hatten und sich zuweilen einen ernstern Spruch mehr, selbst einen Spaß erlaubten. In neuerer Zeit wurde für manche Städte das Ansagen der Stunden mit Sprüchlein ganz abgeschafft; mir nicht zu Dank! Wenn ich einmal auf der Reise in einer kleinen Stadt übernachtete, und dort noch Nachtwächter-Sprüche vernehme, freue ich mich jedesmal darüber, und hat mich so ein Spruch aus dem Schlaf geweckt, was schadet's! Man denkt über den Spruch ein wenig nach, der Gedanke wird immer dämmriger und — risch! — ist man wieder eingeschlafen, vorausgesetzt, daß man ein gutes Gewissen hat. Wo dies nicht der Fall, da hat man freilich den schlimmsten Wecker in sich selber, und es fügt sich dann wohl gar, daß dem Manne mit bösem Gewissen dieser oder jener Nachtwächter-Spruch sich centnerschwer auf's Herz legt. Schadet gleichfalls nichts; denn eine solche Mahnung in der Nacht thut zuweilen Wunder, wir haben der Beispiele!

Nun aber weiter! — Zu der Zeit, wo noch überall Nachtwächter-Sprüche sich hören ließen, wollt' ich — es war eben in einer kleinen Stadt — nach Hause gehen, als die Mitternacht schon vorüber war. Bei einem Freunde in ein Gespräch vertieft, hatten wir weder Glockenschlag noch Nachtwächter-Ruf gehört; es waren demnach gewiß glückliche Stunden, die ich mit dem Freunde verlebte, und ich denke daran, mein werther, jetzt im Jenseits zu suchender Freund! — Du magst mich etwas plauderbast finden, lieber Leser! aber bei Deinen Erinnerungen wird's Dir nicht anders gehen, und wär's doch, wär's immer nicht besser. Wie ich nun aber von dem Freunde weg und fürbaß gieng, kam ein tüchtiger, der Erde höchst wohlwollender Regenguß, der sich im Geringsten nicht daran fehrte, daß ich noch unterwegs war. Ich sah mich also genöthigt, einen Zufluchtsort zu suchen, eilte in ein kleines Wacht haus, und befand mich in einem — Nachtwächter-Clubb. Man muß mit einem



Unbekannten von seinem Handwerk reden, wenn man ihn gesprächig machen will. — „Ihr Leute liebt doch auch hübsche Weiber und Mädchen“, sagte ich, „warum ist es denn noch Keinem von Euch eingefallen, den Weibern die Stunden zu sagen?“ — Ein lautes Gelächter war die Antwort. — „Das ist nichts, Ihr werdet doch eine Ursach wissen?“ — Hier rückte der Aelteste unter ihnen seine Mütze: „Es ist ja eine alte Geschichte, daß die Weiber sich nichts sagen lassen!“ — „Gut, Alter, ich höre schon, Ihr habt Erfahrung. Aber Ihr dort, guter Freund, seyd Ihr auch dieser Meinung?“ — „Ich mag mit den Weibern nichts zu schaffen haben. Gewiß hätte ich das Horn noch nicht abgesetzt, so würde schon aus jedem Fenster ein Weiberkopf schauen und rufen: daß der Hecht nicht blau, und die Glocke nicht zehen sey.“ — „Euer Wig ist belesen, mein Freund, schade, daß Euch Gellert nicht gekannt hat.“ — Der Dritte nahm unangefordert das Wort: „Wer wollte die lieben Weiber aus ihrer Ruhe stören! Laßt sie schlafen, so ist der Mann doch vor einer Gardinen-Predigt oder vor etwas noch Schlimmerem sicher.“ — „Fürwahr, Ihr Leute genießt eines großen Vorzuges,

daß Ihr vot dieser unerbaulichen Art von Predigten sicher sehd.“
 — Der Vierte hatte bisher nur den Kopf geschüttelt. „Wollen Sie auch meine Meinung wissen?“ sagte er jetzt. „Ich glaube, es sey den Herren so viel zu sagen, daß man an die Weiber nicht denken kann; deshalb habe ich mich auf einige kleine Sprüchelchen beleiht. Wenn ich um zehen Uhr an den Weinkellern und Kaffeehäusern vorüber gehe, und höre, wie die Kammerdiener den Staat regieren, während in ihrer Wirtschaft Alles drunter und drüber geht, so stimme ich meinen Spruch an, daß es besser sey, zu Hause die zehen Gebote zu befolgen, als außer dem Hause sich um die ehemaligen zehen Kreise des heiligen römischen Reiches zu bekümmern. Um elf Uhr habe ich schon manchen feinen Herrn ertappt, der in ein Haus schlich, in welches er nicht gehörte; da trete ich denn hin und singe von den elf Jüngern, die ihrem Meister treu blieben, und daß es eben so große Sünde sey, seine Frau, als seinen Meister zu verrathen. — Wenn es Mitternacht ist, stelle ich mich vor das Fenster, wo ein einsames Studir-Lämpchen flimmert, und erinnere den Gelehrten, daß die Nacht zum Schlaf gemacht sey, und daß der liebe Gott die Sonne nicht würde haben untergehen lassen, wenn er nicht gewollt hätte, daß wir auch zu Bett gehen sollten. — Um ein Uhr bin ich den Gaunern und Dieben, die im Finstern herum schleichen, auf den Fersen, und schärfe ihnen in's Gewissen, daß ein Auge wacht, welches durch die finsterste Nacht sieht. — Wenn ich um Zwei durch die Straßen gehe, so schallt mir zuweilen noch Jubel und Gesang entgegen; da trete ich dicht unter das Fenster und singe mit lauter Stimme: daß es zwei Wege zum Glücke gebe, einen guten und einen bösen, und daß diejenigen auf dem falschen Wege sind, die noch um zwei Uhr um den Punschnapf sitzen. — Um drei Uhr ist Alles still und todt, nur ein Paar Spielhäuser sind noch erleuchtet. Wenn ich dann bedenke, daß dort die Ruhe und das Glück mancher Familie auf ewig gemordet wird, so stoße ich noch einmal so laut in's Horn, und singe von den drei Männern im Feuer-Ofen, und von den Bösewichten, die für ihre Missethat in die Hölle fahren werden. — Um vier Uhr führt mich der Weg bei der Thür des trägen Handwerkers vorüber, der den gestrigen Rausch noch verträumt, während die emsige Hausfrau schon die Spindel lustig dreht; ich singe ihm den goldenen Spruch von der Morgenstunde vor, und wandere flugs und fröhlich nach Hause.“ — „Sehd Ihr verheirathet, guter Freund?“ fragte ich den verschwitzten Lobredner des schönen Geschlechts. — „Ja wohl, Herr, und zwar mit einem recht schmucken Weibchen.“ — „Schon lange?“ — „Seit vier Wochen.“ — „Nun, das hätte ich errathen können.“ — Ich legte der Gesellschaft einen Thaler hin, um auf die Gesundheit des schmucken Weibchens zu trinken, und ging meines

Weges, denn der Regen hatte nachgelassen. — Der letztere Nachtwächter hatte mir gefallen, besonders sein Mutterwitz, und ich dachte in meinem Sinn: der Mann könnte wohl etwas höher stehen in der Welt, sagte aber gleich: „Ei, er ist voll Zufriedenheit, und wo Einer diese fand, steht er allemal hoch genug!“

Was begab sich aber? — Nach mehreren Jahren, als ich wieder auf einer Reise war, trat ich in einen Gasthof, der Wirth kam mir so bekannt vor und endlich — siehe da! — war's der Nachtwächter von damals. Er hatte eine gute Rundschau aus der Kreis-Stadt, in welcher er jetzt sich befand; denn er wußte, ohne in niedere Späße zu verfallen, seine Gäste zu ergötzen, und daß er's konnte, wird man nach obigen Aeußerungen seiner Nachtwächter-Philosophie ihm zugestehen. Seinem netten und sehr berührigen Frauchen war ein Erbschaftchen zugefallen, damit war ein Wirthschaftchen angelegt, nach und nach aber eine tüchtige Wirthschaft daraus geworden, in der es überall aussah wie ein Musterbild der Ordnung, bei der zugleich Frohsinn und Zufriedenheit wohnten. Ich ließ mir's nicht nehmen, in Gesellschaft des wackern Ehepaars eine Flasche zu leeren und trank ihm zu mit dem Berslein:

Mit gutem Muth und Mutterwitz
Erringt sich leicht ein warmer Sitz!

Berthold Ruffner und sein Gast.

Der berühmte und reiche Arzt Berthold Ruffner in Freiburg saß im Jahr 1710 eines Abends, nach den Anstrengungen des Tages, in seinem Studirzimmer bei einem Fläschchen Weins, als ihm ein Fremder gemeldet wurde, der ein Empfehlungsschreiben an ihn habe. Er ließ ihn eintreten und ersah aus dem Briefe, den ihm der Fremde brachte, daß es der Sohn eines Verwandten, des Malers Friedrich Herzkneif sey. Er bat ihn, sich zu setzen, was Jener auch that, obwohl etwas beklommen, denn das Zimmer, in welchem ringsum Skelette standen, schien ihm kein angenehmer Ort. Ruffner bemerkte dies und sagte lächelnd: „Ei, Better, Ihr seyd auch Maler, wie der Brief besagt, und so müßt Ihr ja, glaub' ich, Eure Studien am Skelett ebenfalls durchmachen; so werdet Ihr Euch also nicht scheuen vor den Gestalten, die einst mit Fleisch überzogen waren wie Ihr. Sie thun Euch nichts, seyd also wohlgemuth und trinkt!“ — Ein Fläschchen des besten Weines nach dem andern wurde geleert und der redselige Ruffner erzählte dann auch die Geschichte seiner Skelette. Eines derselben war das Skelett eines Räubers, der im Gefängniß starb und von dessen Gräueltathen Ruffner viel zu berichten wußte. Der Fremde trank dabei immer hastiger, und der alte Doktor that des Guten ein wenig zu viel, so daß er, während der Gast



das Wort genommen hatte, einschlies. Jetzt beugte sich dieser
schem zu ihm hinüber, damit er prüfe, ob er wirklich fest schlafe;
als er nun aber zurücktrat und wohl selber nicht mehr bei
rechtem Gleichgewicht war, stieß er an das Skelett jenes
Räubers, sank bei dem Geräusch entsetzt auf seinen Sessel
zurück und fühlte nun plötzlich die kalte knöcherne Hand des
zusammenbrechenden Skeletts an seinem Halse. Seiner nicht
mehr mächtig, schrie er laut auf, daß der Doktor davon er-
wachte, bald auch dessen Diener herbeikamen. Wie zermalmt
sank der Fremde auf seine Kniee und als Ruffner nun um sich
schaute, das Geschehene errieth, rief er scherzend aus: „Ei, Ihr
scheint mir sehr verweichlichter Art, daß Euch solche Furcht
angeht bei solchen natürlichen Dingen!“ — „Herr“, entgegnete,
seiner Sinne noch immer nicht mächtig, der bebende Fremde,
„Ihr irrt Euch! Hier waltet Gottes Fügung, denn wißt, auch
ich bin ein Räuber und Jener war einst mein Hauptmann, der
mich zu Gericht fordert!“ — Jetzt selbst erschrocken, glaubte
Anfangs Ruffner, Wein oder Wahnsinn spreche aus dem Frem-
den; dieser aber, wie getrieben von seinem Gewissen, fuhr fort:
„Der Brief ist falsch und ich bin gekommen, mir die Gelegenheit
zu erspähen, wie ich mich Eures Geldes und Eurer Pretiosen

bemächtigen könne. Meine Spießgesellen lauern nur auf mein Zeichen, das ich ihnen in der Nacht, wenn Ihr mich als vermeinten Verwandten bei Euch behieltet, zu geben gedachte. Liefert mich den Gerichten aus, daß ich meinen Lohn empfangel!"

Es geschah und bei dem Verhör ergab sich noch, daß der jetzt Verhaftete einst bei einem Gelage saß mit seinem Hauptmann, und Beide über das Jenseits spotteten; da sagte unter Anderem der Letztere: „Brüderchen, wenn ich etwa früher als Du von hinnen scheidel und ich von noch einer Welt etwas erfahre, werde ich nicht verfehlen, Dir es auf verständliche Weise kund zu thun!"

Wie sehr nun auch Alles natürlich zugegangen in dem Augenblick, als der Räuber die Umhalsung des Skeletts fühlte, immer werden auch wir es als eine Fügung Gottes erkennen, wenn ein unvorgesehener Umstand den Verbrecher zum Geständniß bringt. Der erzählte Fall ist aber gewiß einer der merkwürdigsten, da hier so Manches zusammentraf, was mit voller Gewalt eines göttlichen Ausspruchs wirken mußte, wenn wir auch dabei an Salomo's Worte erinnern: „Böses Gewissen versichert sich immer des Aergsten.“

Das Moschusthier.

Es hat nicht ganz die Größe des Reh's, ist mit graubraunem grobem Haare bedeckt, das sich in der Mitte breit und gedreht zeigt. Das Thier ist fast ungeschwänzt; vor der Vorhaut des Männchens befindet sich der berühmte Sack, welcher den Bisam oder Moschus enthält. — Bisweilen ist es in der Jugend hellgestreift, am Kopf und Nacken graulich, untenhin weißlich. Nach der Gestalt der chinesischen und russischen (kabardinischen) Moschusbeutel glaubt man zwei Arten derselben unterscheiden zu können. — Dieses schöne zierliche Thier lebt ziemlich häufig in den rauhen felsenreichen Hochgegenden zwischen Sibirien, China und Tibet. Es hat eine Lebensart wie die Gemse und läßt sich bei Tage fast gar nicht sehen. Mit seinen weit ausgespreizten Klauen läuft es in größter Leichtigkeit über die Schneefelder, auf denen es fast keine Spur zurückläßt, und durchschwimmt breite und reißende Ströme. Im Sommer leben diese Thiere einzeln und versammeln sich erst im Herbst in kleinen Rudeln. Man fängt sie in Schlingen und Fallen. — Der Moschus, welcher sich in einem mit vielen Hüllen umgebenen Beutel von der Größe eines Taubeneies befindet, ist im frischen Zustand eine röthlichbraune, latwergenartige Substanz, die getrocknet krümelig wird, dabei aber immer noch fettig anzufühlen ist. Der Moschus aus Tibet und Tonkin ist der beste; der sibirische der schlechteste, fast ohne Geruch; er wird aber von den Chinesen stark aufgekauft, um damit den tibeta-



nischen zu verfälschen. Zu der Nähe hat er einen unerträglichem ammoniak-ähnlichen, zertheilt aber einen äußerst feinen Geruch, der für viele Personen angenehm, andern aber zuwider ist. In Krankheiten angewendet, ist es ein äußerst kräftiges, belebendes und krampfstillendes Mittel, welches das letzte ist, zu dem der Arzt seine Zuflucht nimmt, um die fast erloschenen Lebenskräfte anzufachen. Pelz- und Woll-Waaren, die den Moschus-Geruch an sich tragen, sollen von den zerstörenden Motten und andern Käfern verschont bleiben, welches versucht zu werden verdient, um den bei Naturalien-Sammlungen angewandten, für die Gesundheit so höchst nachtheiligen Arsenik zu verdrängen. — Das Moschusthier läßt sich zähmen, bleibt aber immer furchtsam. In Versailles lebte ein solches Thier drei Jahre lang; es war zahm, aber furchtsam, roch im Sommer stark nach Bisam, hatte einen hüpfenden Gang wie ein Hase, und sprang öfters mit allen Füßen an eine Mauer, so daß es davon abprallte.

Schade, wenn es diesem Bauwerk ginge, wie der weiland Margarethen-Kapelle, welche nicht weit davon stand, im Jahr 1816 aber „auf Abbruch“ versteigert wurde, so daß nun aus den Steinen derselben ein Wirthshaus geworden ist. Dergleichen geschieht „auf Abbruch“ der Kunst und Geschichte und nimmt uns die werthvollsten Erinnerungen; — wir bitten also für die St. Michaels-Kapelle!

Seewasser in trinkbares Wasser

zu verwandeln.

Der Engländer Cotelte erfand dazu einen Apparat, und wir lassen ihn selbst darüber sprechen: Meine Erfindung bezweckt die Abscheidung des Salzes und der sonstigen Unreinigkeiten aus dem Meerwasser, und die Reinigung und Verbesserung anderer unreiner Wasser.

Um den ersten dieser Zwecke, nämlich die Abscheidung des Salzes aus dem Meerwasser, zu erreichen, benutze ich einen Apparat, der aus drei Gefäßen besteht, von denen ich das eine den Kessel oder die Blase, das zweite den Rectificator, und das dritte den Condensator nennen will. Das salzhaltige Wasser wird in ersterem der Einwirkung des Feuers ausgesetzt, und der aus ihm aufsteigende Dampf geht durch eine Reihe gebogener Röhren in den Rectificator, um endlich in dem dritten vollends verdichtet zu werden. Aller Dampf, der nach Beendigung des Processes in dem Rectificator zurückbleiben möchte, wird bei einem Hahne abgelassen. Das Wasser setzt auf dem Durchgange durch den Rectificator alle die Unreinigkeiten, die es allenfalls noch aus dem Kessel mit fortgerissen hat, ab. Das in dem Condensator sich ansammelnde Wasser ist rein und zum Kochen vollkommen geeignet; ich verbessere jedoch dessen Qualität und mache es trinkbar, indem ich es einem Filtrirproceß unterwerfe. Diesen letzteren kann man entweder in Verbindung mit meinem Destillir-Apparate in Anwendung bringen, oder sich seiner auch für sich allein zur Verbesserung unreinen Wassers bedienen. Man läßt das Filter aus irgend einem Materiale, am besten aus Eichenholz, verfertigen. Dessen oberer Theil soll einen Deckel, welcher luftdicht schließen muß, haben, damit keine Unreinigkeiten in das Filter eindringen können. Als Filtrirmaterial kann man irgend eine für geeignet erachtete Substanz benutzen. Man gießt das Wasser durch einen Trichter in den oberen Theil des Filters, in welchem es auf eine hölzerne Platte, durch die zahlreiche Löcher gebohrt sind, gelangt. In diese Löcher sind Pfropfe gesteckt, die nicht ganz so groß sind als die Löcher, damit das Wasser auf diese Weise an einem zu raschen Eintritt in den Filter gehindert und zugleich der Un-

feinigkeiten, die etwa noch in ihm enthalten sind, entledigt wird. Das durch das Filter gelaufene Wasser wird an dessen Boden abgelassen. Es unterliegt auf seinem Durchgange durch das Filter, zum Behufe seiner Verbesserung und um es zum Trinkwasser geeignet zu machen, der Einwirkung der Luft, welche in Röhren, die aus dem Filter hervorragen, eingeleitet wird. Die Zahl dieser Röhren richtet sich nach der Luftmenge, die man auf das Wasser wirken lassen will; ihre Gestalt ist in der Zeichnung durch punktirte Linien angedeutet.

Mein Apparat, den ich in den Figuren, welche ich sogleich näher beschreiben will, für sich allein abgebildet habe, läßt sich am geeignetsten mit den Kochheerden, auch der Schiffe, in Verbindung bringen.

Fig. 1.

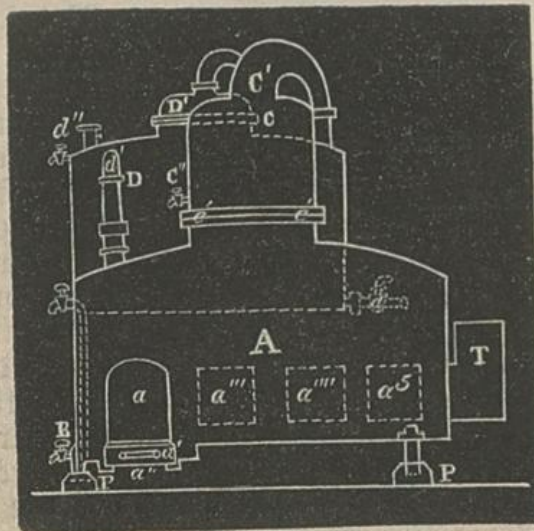


Fig. 2.

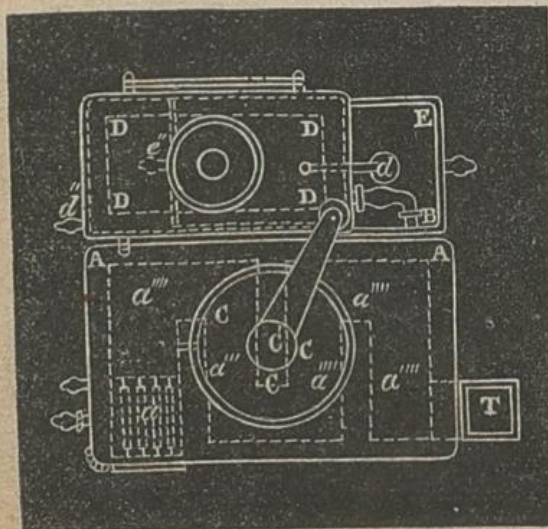


Fig. 3.

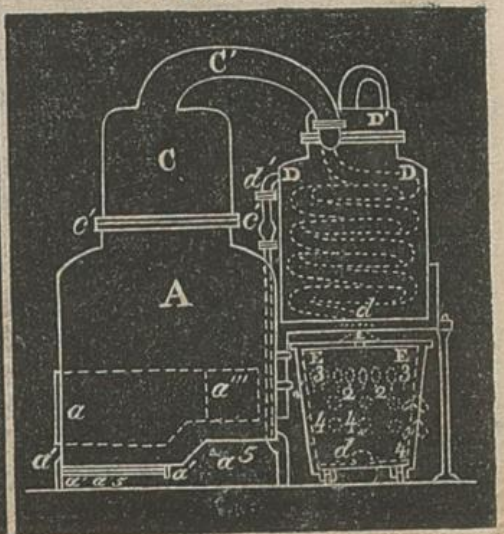


Fig. 1. zeigt den von mir erfundenen und mit dem Filter in Verbindung gebrachten Apparat vom Rücken her betrachtet.

Fig. 2. giebt eine seitliche Ansicht desselben.

Fig. 3. ist ein Grundriß.

An allen diesen Figuren ist A der Kessel, in den das salzhaltige Wasser gebracht wird, und an dem man bei a das Thürchen der Feuerstelle; bei a' das Aschenloch; bei a'' das Register, welches zur Regulirung des Luftzustrusses zu dem Feuer dient; bei a''' den Feuerzug, der den Rauch in den Rauchfang leitet, sieht. B ist der Hahn, bei dem das Wasser aus dem Kessel abgelassen wird. C ist der mit dem Kessel in Verbindung gebrachte Rectificator, dessen Deckel C' die Gestalt des Helmes einer Destillirblase hat, und den Dampf in den Condensator leitet. Der Hahn C'' dient zum Ablassen des Wassers, welches nach jeder Operation in dem Rectificator zurückbleibt. D ist das in dem Condensator befindliche, mit kaltem Wasser umgebene Schlangenrohr, in welchem der Dampf auf seinem Durchgange durch den Condensator verdichtet wird, und aus dem man das verdichtete Wasser bei dem Hahne d abläßt. T ist der in den Schornstein führende Schlauch.

Mit diesem Apparate in Verbindung gebracht, sieht man bei E das Filter, in welches das Wasser durch den Trichter 1 aus dem Condensator her einfließt. 2 ist die durchlöchernte Platte, welche oben auf das Filtrirmaterial gelegt ist, und in deren Löcher die Pfropfe oder Zapfen 3 eingesteckt sind. 4 sind die gebogenen, in die Seiten des Filters eingesetzten Röhren, durch welche Luft in das Filtrirmaterial eingeleitet wird. d ist der Hahn, bei dem die Flüssigkeit aus dem Filter abläuft.

Das Glücksloos.

Der Actuar Franz Sinnig galt in der ganzen Stadt für einen Narren, weil er nicht that, was die Leute wollten, das er thun sollte. Zum Glück hatte Franz keinen andern Rathsherrn, als sich selbst; daher ließ er die Leute reden, und that, was ihm gut dünkte. Eines Abends saß er auf dem Kaffeehause und las in einem alten Kalender. Seine Nachbarn lachten ihn aus. Kein Buch ist so schlecht, sagte er, daß man nicht etwas daraus lernen könne. Er las fort und traf auf die goldenen Worte:

„Wenn es keine Weiber gäbe, so wären die beiden Extreme des Lebens ohne Hülfe und die Mitte desselben ohne Freuden.“

Das ist so wahr, als ob es in der Bibel stände, dachte er bei sich; morgen will ich mir eine Frau suchen. Er legte sich zu Bette und machte die Augen zu, aber er schlief darum nicht;

gar Mancherlei spukte in seinem Kopfe. „Du willst jetzt in die große Ehestands-Lotterie setzen, Franz!“ sagte er zu sich; „nimm dich vor einer Niete in Acht. Ist deine Braut reich, so wird sie die Pracht lieben, aber die Häuslichkeit speißt selten auf einem goldenen Teller; arm muß sie jedoch nicht seyn, sonst wird die junge Frau an Puz und Bällen einbringen wollen, was sie als Mädchen versäumt hat. Ein Wunder von Schönheit will ich auch nicht, es wäre ein noch größeres Wunder, wenn die Anbeter und Schmeichler sie nicht hoffärtig machten; aber häßlich? nein, das wäre noch schlimmer: es mag so übel nicht seyn, einem niedlichen Gesichtchen gegenüber zu sitzen. Gelehrt? o Himmel, schütze mich davor! Der Mann hat aus meiner Seele gesprochen, welcher behauptete: er wolle lieber sein Tintenfaß heirathen, als eine gelehrte Frau. Indessen ganz unwissend darf mein Weibchen auch nicht seyn, und wenn sie die reizendsten Lippen von der Welt hätte; man kann doch nicht immer küssen, und selbst aus dem schönsten Munde klingt eine Albernheit zuletzt doch — albern.“

Raum merkten die Leute, daß Franz auf Freiersfüßen ging, als Jeder ihm schon eine Frau ausgesucht hatte. Die Menschen sind gar dienstfertig, wenn es ihnen nichts kostet, oder wenn es darauf ankommt, sich in Dinge zu mischen, die sie nichts angehen. Franz war auch diesmal ein Narr; er führte ein Mädchen zum Altar, an das Niemand gedacht hatte. Mögen sie reden, meinte er; ich nehme eine Frau für mich, nicht für Andere.

Ein Jahr war schon verstrichen und die Flitterwochen wollten noch kein Ende nehmen. Neben dem Bett stand eine Wiege, in der ein kleiner Pausbackiger schlummerte; Franz war, zum Aerger der Stadt, der glücklichste Mann von der Welt. Als der Mai seine Blumen streute, wünschte Ottilie die Nachtigallen einmal im Freien schlagen zu hören; sie nahm ihren kleinen Franz auf den Arm, und fuhr zu einer Freundin auf's Land. Der zärtliche Mann sah ihr nach, so lange er konnte; aber sobald der Wagen um die Ecke bog, war es, als wenn seine alten Mucken ihm wieder kämen; er lief zu einigen Freunden: „Brüder, heute wollen wir einmal das lustige Universitäts-Leben hervor suchen, Ihr seyd auf den ganzen Tag meine Gäste!“ Die lieben Freunde ließen es sich nicht zwei Mal sagen, und stellten sich noch vor dem Glockenschlage hungrig und durstig ein. — „Die Suppe ist versalzen; nun desto besser wird der Wein schmecken, hurtig eingeschenkt!“ — „Dieses Stück Rindfleisch ist auf den Zahn eines Pantherthiers berechnet. Fort damit!“ — „Aber wo bleibt der schöne Mal?“ — Ach, der ist während eines holdseligen Gesprächs der Nachbarin mit der Küchen-Regentin entwischt. „Geduld, Freunde, wir müssen uns an dem Braten erholen, ein welscher Hahn, groß wie ein Rhinoceros!“ Das

Rhinoceros wird gebracht, und ist halb zu Pulver verbrannt. „Und das Desert?“ Das ist ganz und gar vergessen. „Zum Teufel, Kinder, Ihr seht, meine Schuld ist es nicht, wenn Eure Zähne heute feiern müssen; aber dafür soll auch das beste Rheinweinfäß es entgelten.“ „Hanne, wo send Ihr?“ Keine Antwort. Hannechen war zu einer Frau Mubme gelaufen, um ihrer geläufigen Zunge einmal einen Festtag zu geben, und hatte zum Unglück den Kellerschlüssel mitgenommen. In Kaffee war vollends gar nicht zu denken. Ohne Speise und Trank friert die Liebe, wie vielmehr die Freundschaft. Die Gäste nahmen ihren Hut und schlichen betrübt fort.

Franz ging vor's Thor, um seinen Aerger zu verlaufen; vergebens, der Aerger war treuer als sein Schatten: er folgte ihm auch, als die Sonne untergegangen war. „Der Unmuth soll mir doch nicht über den Kopf wachsen!“ sagte er, ging in das nächste Kaffeehaus und forderte eine Bowle Punsch. Er ward glücklich Herr über seinen Verdruß, dafür ward aber der Punsch Herr über ihn. Um Mitternacht taumelte er mit wüstem Kopfe und leerem Beutel nach Hause; das Bett war noch so, wie er es verlassen hatte, er mußte sich diesmal selbst bedienen, wollte er seinen Verdruß nur leidlich verschlafen. Die Sonne war schon hoch herauf gerückt, als er am andern Morgen erwachte. Gestern reichte ihm eine weiße zarte Hand die Tasse hin, heute mußte er sich allein einschenken. Mürrisch schlürfte er den Kaffee hinunter, nahm ein Buch, las ein Paar Zeilen und warf es weg. Er griff nach seinen Akten — Alles war so öde und still um ihn her, kein Fußtritt auf der Treppe; keine Thür ging auf oder zu, die Wiege stand leer und unbeweglich im Winkel; — er konnte vor lauter Stille nicht arbeiten. Gestern hatte er den kleinen Schreihals auf dem Arme, und ließ sich von ihm die Ohren voll lärmern; heute mußte er mit sich selbst sprechen, wenn er etwas hören wollte. Des Mittags ward eine kleine Serviette aufgebretet und ein Stuhl hingeschoben. Der Braten war diesmal nicht verbrannt, aber er mußte ihn allein essen. Auf das Kaffeehaus mochte er nicht wieder gehen; er blieb zu Hause und gähnte sich selbst an. Da saß er in dem Lehnstuhle, in welchem Ottilie zu sitzen pflegte, und seufzte; das Licht brannte so dunkel, daß er sich zu fürchten anfing. Endlich trieb ihn die Langeweile in's Bett, aber der Unmuth lagerte sich unter seinem Kopfkissen. Früh, als der Tag graute, sprang er auf, schickte nach Postpferden und saß binnen einer Viertelstunde im Wagen. „Da fährt er hin!“ sagten die Leute, „gewiß will der Narr seine Frau schon wieder holen!“ — Ottilien glänzte eine Thräne an der seidnen Wimper, als Franz ihr um den Hals fiel und sie beschwor, mit ihm zurück zu kehren; sie nahm ihren lächelnden Kleinen auf den Arm, reichte dem überseligen Mann das weiche Händchen

und sprang fröhlich in den Wagen. Wie glücklich war Franz in dem heimischen Stübchen, als die Thüren wieder auf und zu gingen und die Wiege wieder schaukelte. „Wohl dem“, rief er aus, wobei er in die blauen Augen seiner sanften Dtilie blickte, „wohl dem, der ein tugendsam Weib hat, deß lebet er noch eins so lange!“



Wenn ich jetzt das Pärchen manchmal an meinem Landhäuschen vorbei wandeln sehe, den großen Franz, wie er den kleinen Franz der Mutter eben abgenommen und ihn so vergnügt trägt, dabei sein Weibchen am Arm und ihr immer etwas zu sagen, sie immer etwas zu erwidern hat und ihm dabei die Worte von den Lippen nimmt, da denk' ich an die anspruchs-

loferen Tage, wo es mehr glückliche Ehen gab als heut. Freuen thu' ich mich aber, daß noch Menschen da sind, die sich von keiner Zeit und von keinem Spott über Philisterei und dergleichen am Glücke hindern lassen. Da kann ich denn gleich gar nicht anders, ich schreibe an den Actuar Franz Sinnig und seine liebe Ottilie: „Kinder, kommt heut Abend nach meinem kleinen Gartensaal auf ein Gericht Gerngesehen, bringt mir auch den kleinen Schreihals mit; er kann sich ein Bischen im warmen Sande wälzen, daß er müde wird, dann wollen wir ihn schon weich betten!“ — Sie kommen denn auch so an, wie Ihr sie da oben im Bilde seht. Dann plaudern wir oder lesen Etwas, wobei wir uns nicht hauptsächlich nach der Jahreszahl der Bücher richten, weil uns alt oder neu gleich, wenn die Sache nur gut ist, und da vergehen mir ein Paar Stündchen seelenvergnügt. Ich bin leider Wittwer, muß mich jetzt mit Andrer Glück behelfen! Aber es thut mir doch wohl, daß ich mich dabei lebhafter des meinigen mit Wehmuth und zugleich mit Dank für meine Selige erinnere; sie war auch ein braves Weib, war meine Herzensfreundin viele Jahre! — Still davon! — ich bin ja nahe daran, sie wieder zu sehen und mein Tod ist nun die Erfüllung einer großen, schönen Hoffnung mehr!

Das Edelfräulein.

Das beigegebene Bild zeigt uns ein Edelfräulein, welches mit ihrem Falken spielt. Tracht, Umgebung und der Falke versetzen uns in die Zeit, welche wir uns noch ohne Reformation, aber mit Faustrecht zu denken haben. Viele wünschen solche Tage zurück und sehnen sich nach mittelalterlichen Burgen, Ritterfehden, Berliessen, „wo Molch und Unke nisten.“ Sie verkennen die unendlichen Vorzüge unserer Zeit, die wahrlich nicht verdient, mit irgend einer der Vergangenheit vertauscht zu werden. Hatte man damals freilich Edelfräuleins, welche jagten, ritten, und sich mit allen Reichthümern und prächtigen Kleidern umgaben, so kommt uns das sehr reizend vor, und höchst romantisch, wenn sich nun einige verliebte Ritterlein die Häse um sie brechen; aber während sich Einzelne in Pracht und Reichthum labten, lag die Volksmasse, also unbestritten die Mehrzahl, zu ihren Füßen und darbt und hatte kein Eigenthum, kein Recht, keine Freiheit. — Was hat das Fräulein mit dem Falken zu schaffen? Je nun, es soll wahrscheinlich zur Hasen-, Rebhühner- oder anderer Geflügel-Jagd gehen, wo die Falken im Mittelalter einen wesentlichen Bestandtheil ausmachten. Gewöhnlich wurden die Edelfalken, und zwar besonders die isländischen und Wandersalken, als die gelehrigsten, dazu abgerichtet. Man fing sie jung, ließ sie drei Tage und drei Nächte



in einem freihängenden Reifen weder schlafen noch fressen, wodurch sie ihre räuberische Natur verloren und gleichsam zu Verstand kamen. Sie wurden nun mit ledernen Riemen gefesselt, man lehrte sie aus der Hand fressen, machte sie durch Hunger dann wieder begierig nach Wildpret, ließ sie hierauf an einem Faden darauf los schießen, was man so lange trieb, bis die Falken vollkommen eingeschult waren und nun als treffliche Jagd-Offizianten frei auf das Wildpret schossen und es dem Herrn für seine Küche einlieferten. Nur durch ungeheure Quälerei konnten die Thiere so weit gebracht werden, und wir wollen's den heutigen Falken gönnen, daß sie zu dergleichen nicht mehr gebraucht werden; denn einige, neulich in Frankreich, Belgien und England zu Erneuerung der Falkenjagd gemachte Versuche, die von etlichen reichen Herren ausgingen, welche allerlei Gelüsten Wirklichkeit zu schaffen suchen, um in der Kunst, ihre Zeit um Nichts und wieder Nichts todtzuschlagen, Meister zu werden, kommen wohl mit anderm Roccoco wieder in Vergessenheit. Jetzt hat man Flinten und Pulver und Blei, wovon die Jäger genug verpuffen, um die Tische der Wohlhabenden mit Wildpret zu schmücken; wobei wir denn auch zuweilen ein Stückchen abbekommen, obgleich wir übrigens mit dem kräftigen Fleisch unseres Schlachtviehes, wenn namentlich dazwischen die Martinsgans nicht fehlt, gewiß ganz außerordentlich zufrieden sind oder doch sehn können — beides mit dem Notabene, wenn wir's haben.

Wir bringen auch noch den „Edelknaben“ in diesem Büchlein, aber auf einem der nächsten Bogen; denn kommen sich die beiden jungen Leuten gar zu nahe, könnt's kein Gut's thun! — es ist auf dem Papier eine spaßhafte Vorsicht, aber unser Papier mahnt wenigstens daran.

Märkische Bauern.

Wo es solche hagbüchene, derbe, breitschulterige Menschen giebt, die wie Eichen fest und breit auf ihren Beinen stehen, solche dralle, derbe Weiber, deren Taillen einen größern Umfang haben als der ganze Oberkörper einer eingeschnürten Städterin, solche rothbäckige, rundwangige Kinder und niedrige Hütten und Ackerbau und Viehzucht, wie wir aus dem Bilde ersehen können, da hat's noch keine Noth. Diese Bauern sind der goldene Boden des Staates, Priester der Allernährerin Natur. Früh mit Sonnenaufgang erheben sie ihre marktigen Körper vom Lager und eilen in's Feld hinaus und durchfurchen und bearbeiten den Rücken der Erde im heißen, sauern Schweiß ihres Angesichts und zwingen dem fargen Sande der Mark mit der mühevollsten, ununterbrochenen Anstrengung Nahrung und Getreide ab. Haben sie endlich die Erndte vollendet, das Korn



eingefahren, gedroschen, gereinigt, gemessen und in Säcke gefüllt, so führen sie das schwer errungene Ergebniß der jahrestangen Arbeit in die Stadt, um ein Paar Thaler für ihre Wirthschaft und die Abgaben zu gewinnen; auch noch etwas darüber. Der handfeste, auf beiden Beinen derb dastehende Mann, hinter dem die Gänse pipen und gackern, Konrad Grade, ist auch in der Stadt, vielleicht gar in Berlin gewesen; das Sohnes- oder Tochterkind hat's gesehen, wie er eben vom Wagen stieg, nahm ihm die Peitsche ab und ein Säckchen, in welchem wahrscheinlich auch etwas für die kleine Marieliese steckt, wovon sie nun ihrem noch jüngeren Bruder sogleich die freudige Mittheilung macht, der auch nicht leer ausgehen wird. Aber der Alte hat in der Stadt Mancherlei gehört vom Könige und von Weltbegebenheiten, und da begegnet ihm der lange Gottlieb Pappel und seine Fragen verwickeln den Ankömmling gleich so, daß Alles heraus muß aus den Kopf-Zellen und Herzens-Kammern. Ihr seht's auch, mit welcher Begeisterung er da gestikulirt vor dem langen Gottlieb und von dem Zukünftigen spricht, dem der Staat und die Bauern entgegengehen! Wir freuen uns des warmen Antheils, welchen der Bauer an seinem Vaterlande nimmt und freuen uns über die derben, einfachen Gestalten, denen wir so viel verdanken, die als Bearbeiter und Bauherren der Erde viel mehr Achtung und Liebe verdienen, als man ihnen gewöhnlich zollt.

„Dem Mann, der säe'n und erndten kann,
Dem braven, derben Bauersmann,
Ihm drücken liebend wir die Hand,
Der Früchte lockt aus fargem Sand.“

Und dieser alte Konrad Grade zumal, der muß sonst schon Manches gethan und gesagt haben, was ihm Glauben verschaffte; denn nicht nur der lange Gottlieb Pappel geht höchst ernsthaft auf das ein, was Jener äußert, auch Konrad's Haus-ehre hört zu mit einem Respekt und einer Freude, als predigte jede Miene: „Ja, wenn mein Aelter spricht, da fühlt er der Welt auf den Zahn, und sie kann sich nur verkriechen, wenn sie nicht auf rechtem Wege geht.“ — Die Sache ist hier wahrhaftig nicht ganz ohne, wie man zu sagen pflegt; das Sprüchwort: „Den Bauer erkennt man an der Gabel, den Advokaten am Schnabel!“ paßt hier nicht so feckhin. Konrad Grade weiß auch zu reden und hat studirt bei der höchsten Fakultät, der Erfahrung, bei der gewöhnlich die „Gestudirten“ noch sehr viel nachstudiren müssen, bis ihnen das rechte Licht aufgeht und dann können sie sich in ihr Merkbuch schreiben:

Wenn schön ihr's Verkehrte
Mit Worten verflebt,
Ist stets der Gelehrte,
Wer's Rechte erlebt!

Johann Friedrich Dieffenbach.



Dies ist einer der genialsten Aerzte und Operateure unsrer Zeit, welcher 1795 zu Königsberg in Preußen geboren ward. Wir wollen mit wenigen Worten die Lebensgeschichte eines noch jetzt in der vollsten Blüthe der Kraft lebenden Mannes mittheilen, der mit Recht nicht nur in unserm Vaterlande, sondern überall gefeiert wird, wo wahres Verdienst um Kunst und Wissenschaft gerechte Anerkennung findet. — In Rostock erzogen, besuchte Dieffenbach dort Gymnasium und Universität, in der Absicht, Theologie zu studiren, als ihn in den Jahren 1813 bis 1815 die deutschen Freiheitskämpfe ins Feld riefen. Nach seiner Rückkehr aus Frankreich vertauschte er bald die Theologie mit der Medicin, und gab sich besonders in Bonn der Wundarzneykunst mit außerordentlichem Eifer hin. Von hier aus begleitete

er, auf Empfehlung des berühmten v. Walthers, eine vornehme erblindete Dame nach Paris, ging von da nach Marseille, und war schon im Begriff, sich nach Griechenland einzuschiffen, als ihn Familienverhältnisse nöthigten, nach seinem Vaterlande zurück zu kehren. In Würzburg zum Doktor ernannt, ging er nach Berlin, wo sein hohes Talent für die Heilkunde sehr schnell die gebührende Anerkennung fand. Im Jahre 1830 erhielt Dieffenbach die wichtige Stelle eines Direktors der Abtheilung für äußere Kranke in dem großen Charite-Krankenhaus zu Berlin, und im Jahre 1832 ward er zum Professor der Universität ernannt. — Wie viel er seit jener Zeit als Arzt, Operateur und Lehrer gewirkt, weiß die Welt. Er hat sich durch That, Schrift und lebendiges Wort nicht minder wie durch seine Offenheit und Uneigennützigkeit zu seinem jetzigen Rufe emporgeschwungen. — In der Wiederherstellung verloren gegangener Gesichtstheile, wie in den Operationen zur Nasenbildung, ist Dieffenbach einer der größten jetzt lebenden ärztlichen Meister, und neuerdings hat die auf frühere, Andern mißglückte Versuche gebaute Heilung des Schielens, die ihm durchzusetzen gelungen, seinen Ruf erweitert. Daß einem solchen Manne auch die Feinde nicht fehlen, versteht sich in der Welt Lauf von selbst, und ihrer kann ja wohl nicht genug haben, wer nach Auszeichnungen trachtet, wenn der Spruch des Ritters Georg von Frundsberg: „Je mehr Feinde, je mehr Ehre!“ allerdings nicht ohne Grund ist. Dieser Punkt wurde übrigens im vorigen Jahrgange dieses Büchleins (siehe Raupach's Biographie) schon näher besprochen und wir setzen noch hinzu: wer Furcht hat, sich Feinde zu machen, ist der Freunde nicht werth! — denn auch für diese würd' es ihm an Muth mangeln.

Die Hängebrücke

in den Elisäischen Feldern zu Paris.

Diese Hängebrücke, zwischen dem Quai d'Orsai und den Elisäischen Feldern ist nach letzteren benannt. Sie besteht aus zwei Mittelseilern und drei Durchgängen und dient zum Gebrauch für Wagen und Fußgänger. Durch ihre geschmackvolle, zugleich auch solide Bauart zeichnet sie sich vortheilhaft aus unter den Hängebrücken, die auf dem Continent zu finden, und wir geben sie als Muster, weil wir in Deutschland hin und wieder gar wohl eine solche Brücke brauchen könnten, wenn auch darüber eines der vielen Denkmale, die man jetzt in Vorschlag bringt, noch ein wenig in Aussicht gestellt bliebe. Um nur ein Beispiel zu geben, so ruft die Oder, an der Stelle, wo eine Fähre auf den Weg gen Zehden führt, nach einer solchen



Brücke. Der Verfasser dieser Zeilen mußte an benannter Stelle zwei Mal gleichsam Schiffbruch erleiden. Das eine Mal hatte sich die Oder mit dem leichtesten Eise belegt und ließ sich nun auch mit der Fähre nicht passiren. Das Ziel der kleinen Reise war Königsberg in der Neumark, und wäre hier eine Brücke gewesen, kam ich noch an demselben Abend dort an. Statt dessen muß' ich nun zurück und brachte, freilich noch durch mancherlei andre Widerwärtigkeiten chikantirt, beinah einen vollen Tag länger zu auf dem Wege den ich nun statt der sechs Meilen, die von der Oder aus noch vor mir lagen, zu überstehen hatte. Das zweite Mal, im Frühjahr, wo die Kette an der Fähre vom Strom fortgerissen und nicht wieder aufgefunden worden, muß' ich die Nacht in einem Dorfkrüge bleiben, wo sich nur die Gaststube zum Unterkommen fand, welches, weil es Sonntag war, und bis gegen Morgen bei Kartenspiel dem Kartoffelgeiste zugesprochen wurde, sich durchaus nicht zu einem Unterkommen gestaltete. Ich höre, daß seit länge, und sehr lange, von einer Ketten-, von einer Hängebrücke an jener Stelle die Rede ist, und obwohl es mir nicht einleuchten will, wie gerade ich dort jemals wieder die Oder zu passiren hätte, will ich doch zu Gunsten Aller, die allda gelitten haben und noch leiden werden, das obige Muster eben für besagten Punkt zuerst empfehlen, so wie dann für jeden ähnlichen, den ich nicht so namhaft machen kann. Eile mit Weile ist zwar ganz löblich — und dem Deutschen braucht

man solche Worte bei Allgemein-Nützlichem selten zuzurufen, sein Puls schlägt schon nach dem Takt dieses Raths — aber an bloßer Weile und Langeweile ist kein gutes Haar; dergleichen wollen wir uns also abgewöhnen — nicht wahr? — Ich habe oben gesagt, es leuchte mir nicht ein, wie gerade ich dort jemals wieder die Oder zu passiren hätte; indem ich aber schließen will, leuchtet es mir plötzlich ein: aus Freude thät' ich's, wenn dort eine Brücke sich über die Fluth erhoben hat, welche den deutschen Baumeistern Ehre und den Bewohnern in der Nähe jener Oder-Ufer das Leben bequemer macht.

Wander-Liebe.

„Wohin des Weges, liebes Mädchen? — können wir nicht zusammen gehen?“ — sagt ein lustiger, und wie wir sehen, wohlhabender Handwerksbursch zu einem Landmädchen, das, dem Anzuge nach, nicht zu den wohlhabendsten gehört. Man könnte sich indeß irren; denn da es in unsrer Zeit, wo sonst gar manche Verhältnisse lose geworden sind, hin und her immer noch einige begüterte Bauern giebt, welche nach alten Haus- und Wirthschafts-Regeln verfahren und demnach mit zäher Bernunft bei der Arbeit keinen Puz dulden, damit er hübsch lange für die Sonn- und Festtage aushalte, läßt sich auch in dem schlichten und ärmlichen Gewande die Tochter eines Landmanns vermuthen, der eine tüchtige Wirthschaft und obenein ein Capitälchen in der Sparkasse oder ein Paar sichere preussische Pfandbriefe in der festverwahrten Lade liegen hat. Aber wie dem sey, das Mädchen sieht den Wanderer, der so dreist thut, nicht mit freundlichen Augen an und erwiedert: „Seinen Weg kenn' ich nicht, den meinigen aber kann ich ohne Ihn finden!“ — Das klingt freilich nicht gar zu höflich, aber doch gut. Denn trauen wir dem Wanderer auch so weit, daß wir annehmen können, es ist eben nur eine Neckerei, wär's doch möglich, es würde etwas Schlimmeres daraus, wenn das Mädchen auf das Zusammengehen einginge. Den dreisten jungen Mann halten wir für eines Meisters Sohn, der so eine Fußwanderung mehr zum Vergnügen als aus Nothwendigkeit macht, und der auf Abenteuer erpicht ist, um dereinst von seiner Wanderschaft erzählen zu können. Er hat zu Hause schon mit Bürgerstöcktern verkehrt und weiß ganz hübsche Redensarten auswendig. Da würde nun also zuerst die Eitelkeit des Mädchens mit Vergleichen gekirrt: schön wie ein Engel, schön wie eine Rose und dergleichen von allen Liebhaber-Lippen strömenden Floskeln, die nichts sagen und leider oft zuviel bewirken. Gelegentlich wird dann ein Vergiftmeinnicht überreicht — eine Blume, die, was in andrer Beziehung wohl beachtenswerth ist, gewöhnlich auf einem Boden zu finden, wo man leicht versinken kann — und



von der ewigen Liebe geschwagt, während man nicht vergißt, daß alljährig andre Vergißmeinnicht blühen und die vorjährigen verwelkt und — zu vergessen sind. Solch ein Umgang ist dann für ein einfach Mädchen ein Schleifstein, der glatt macht, aber auch die guten Vorsätze und die Tugend angreift. Da nun die Sittlichkeit fast aus lauter Untersagungen, die Unsittlichkeit aus lauter Verheißungen besteht, jene nur im Ueberwinden, diese aber anscheinend sogleich belohnend ist, so giebt's einen Kampf, bei dem man ja nicht auf seine Stärke vertrauen darf!

„Du hüllest dich in deine Tugend ein? —

Das nenn' ich leicht gekleidet seyn!“

— sagt einer unsrer Dichter, und der Menschen, denen die Natur im Blute gleich so viel Maas verlieh, daß sie sich selber Richtschnur und Gesetz seyn können, giebt es nun einmal sehr wenige. Schließt also euer Ohr den schönen Redensarten, ihr Mädchen, und glaubt es, daß echte Liebe alle Hindernisse besiegt, die gewöhnliche aber auf dem ebensten Wege just am leichtesten strauchelt. Schenkt ihr aber solchen Worten zuvorkommenden Glauben, dann seyd ihr schon außer Macht, euch selbst zu bewahren und zu retten, und welch ein Schicksal euch dann droht, das wollen wir, in einem Falle wenigstens, mehr mit diesem Bilde, als mit Worten bezeichnen.



Es stellt das Ende einer wahren Geschichte dar, von einem deutschen Mädchen, das auf ein Zupfen und Schönthun zu früh mitging und endlich, nach einer kurzen Zeit sündigen Glanzes und vielfacher Entwürdigung, in einer großen Residenz, da ihr Gewissen erwachte, sie ihr Elend erkannte, in einem ruchlosen Hause an Gift starb und so ihr frevelndes Leben mit einem neuen Frevel schloß. Der erste Verführer lebt noch und er wird seine schwere Strafe in den Vorwürfen finden, die aus seinem Innern hervorgehen, wenn auch der weltliche Richter ihn entweder gar nicht oder doch nur in keinem ausgleichenden Maaße bestrafen konnte.

Wir wollen zum Schluß noch ein Liedchen mittheilen, wie es die spanischen Mädchen singen, die aus ihrem wärmeren Gefühl Manches aussprechen, was uns nicht recht mädchenhaft klingt, in seiner derben Deutlichkeit hier aber gar nicht am unrechten Orte steht:

Wenn ich am Altar stehe,
Ja da, da sprech' ich: Ja!
Will aber vor der Ehe
Ein wilder Freier frei'n —
Nein, nein, da sprech' ich: Nein!
Seht, viele Kinder können
Nicht ihren Vater nennen,
Woher? — je nun daher:
Weil einst ihr Mütterlein
Sich irrt' in Ja und Nein!"

Also, ihr Mädchen, irrt euch nicht mit den kleinen Worten, sagt immer ein Paar Mal: Nein! damit die rechte Bejahung daraus wird!

Bettel - Predigt.



Aus mehr denn 50,000 Exemplaren unsers Büchleins will ich zu Dir reden, geliebtes deutsches Volk, über eine der wich-

tigsten und tiefgreifendsten Angelegenheiten des irdischen Lebens, über das Betteln. — Betteln? Was geht uns das Betteln an? werdet Ihr sagen, wir haben einen ganzen Kock und zu essen und zu trinken, schafft uns die Bettler vom Halse! O Ihr Lieben! — es bittelt der Millionair, es bittelt der Inhaber von Pfandscheinen und Schuldcontracten und der Besizer leerer Taschen; es bittelt der Zerlumppte, es bittelt der Gold- und Silbergestickte. Die ganze Menschheit geht bitteln, aber sie bittelt nicht auf eine und dieselbe Weise, das ist die Sache, meine andächtigen Zuhörer! Die Meisten, von denen wir glauben, sie gehörten zu nichts weniger als zum Heere der Bettler, bitteln bloß auf eine gebildete, versteckte, blumige Art, so daß man es nicht Bettelei zu nennen pflegt. Solche Leute wagen nur eine gehorsamste, unterthänigste Bitte; sie bitten um Unterstützung, Honorar, Gage, Trinkgeld, Ehrensold, Lohn, Anerkennung, Entree, Eintrittsgeld, Abonnement, Subscription, Vorschuß, Zuschuß, Vergütung, Berichtigung von Auslagen, Kosten, um Erwidderung von Freundschaftsdiensten, Anstellung, Zulage, Standes- und Amtserhöhung, Entschädigung, Ermäßigung, geneigten Zuspruch beim Ausverkauf, Ablatz bei Einkäufen, Empfehlungsbriefe, Recommandation und wie sonst die Umschreibungen für das schlichte deutsche Wort bitteln heißen mögen. O, wenn sich jetzt nur der krakt, den's juckt, so krakt sich bereits die ganze Menschheit hinter den Ohren, denn wir haben sie getroffen. Seyd ehrlich, liebe Deutsche, verhehlt es nicht und krakt Euch nur, denn wir wissen ja, daß die Sache seine Richtigkeit hat. Bin ich doch selbst ein Bettler, da ich Euch inständigst um geneigtes Gehör bitte für die folgenden Worte, die ich zu Euch reden will über die Bettelei. Zuerst werde ich sprechen von den Bettlern in Lumpen und Sadern auf der ganzen Erde und besonders in Deutschland, im zweiten Theile von den Bettlern, die einen ganzen Kock oder wohl gar mehrere Röcke haben und in Sammet und Seide gehen, und sodann im dritten Theile beweisen, daß die ganze, liebe Erde ein ganz herrliches Bettelnest ist, woran ich denn zum Schluß erbauliche Betrachtungen zu Nuß und Lehr der Leser dieses Büchleins anknüpfen werde.

Unsere alte Jungfer Europa, meine geliebten Freunde, besitzt jetzt, rund heraus gesagt, ungefähr 240 Millionen Kinder und sonach 12 Millionen mehr als vor zehn Jahren. Täglich mehrt sich die Anzahl dieser Kinder, wie der Vergleich von Geburts- und Sterbe-Listen darthut, täglich mehrt sich die Armuth, obgleich es schon an 13 Millionen entschieden Arme und darunter mehrere Millionen privilegirte Bettler giebt. Und da sehd Ihr immer noch nicht mitgezählt, Ihr Tausende von Unglücklichen, die Ihr im Stillen weint, hungert und friert und aus Scham Eure Armuth vor der Welt verbergt! Auf

was für ungeheuren Volksmassen lasten die Quälgeister des Mangels und Entbehrens, welche um so gräßlicher wirken, da sie zugleich das geistige Glück und das ewige Wohl dieser Unglücklichen ersticken und die gräßlichsten Verbrechen aus diesem Tode in's Leben rufen. Wohl ist unter tausend Verbrechern kaum einer, von dem es sich nicht nachweisen läßt, daß er durch Armuth und die damit verbundene, geistige Verwahrlosung auf die Bahn des Verbrechens gezerzt worden sey. Wie viel verlorne Seelen rasseln mit Ketten, seufzen bei Wasser und Brod in ihren kalten, dumpfen Kerkermauern, welche geachtet und geliebt als nützliche Staatsbürger dastehen würden, wenn nicht Mangel und Noth, Hunger und Durst, Arbeitslosigkeit bei aller Lust und Kraft zu arbeiten, die Banden der Sitte und des Gesetzes gesprengt und sie in Verzweiflung auf Geld oder Leben ihrer Mitbrüder hingeschleudert hätte! Die alte Mutter-Erde ist nicht schuld, sie kann, wenn man ihre Gaben und Spenden gehörig benutzt, ungefähr ein halb Mal so viel ernähren, als sie jetzt durch die Unklugheit der Menschen nicht durchweg ernährt. Arme muß es geben, sonst würden Alle essen und Niemand kochen und auftragen wollen; Bettler muß es aber nicht geben, die sind ein Luxus-Artikel, welchen die verkehrte Civilisation und der Geiz und der egoistische Geldstolz hervorbringt. Bettler sind lumpige, lebendige Satiren auf unser gesellschaftliches Leben, schreiende Anklagen unserer bettelhaften Sittlichkeit, unseres verkehrten Christensinnes, eine Verhöhnung der christlichen Religion, welche alle Menschen mit gleicher Liebe umfaßt und sie Alle als gleichberechtigte Kinder des Himmels und der Erde glücklich sehen will. Wie unendlich viel thun Staaten und Privatleute, um die Bettel-Armuth zu vertreiben? Und dennoch nehmen die Bettler eher zu als ab. Es liegt an den Menschen selbst!

Preußen verwendet jährlich ungefähr drei Millionen für seine 280,000 armen und Bettel-Familien. Man denke an die Anzahl von Wohlthätigkeits-Anstalten, Waisen- und Krankenhäusern, Kliniken, Arbeits- und Corrections-Anstalten, an die überall bestehenden Armen-Fonds, milde Gaben der Einzelnen; — welche ungeheuern Kräfte sind fortwährend in Thätigkeit, um den gefräßigen Drachen der Bettelei umzubringen! Und doch sind die Folgen so wenig sichtbar. Das liegt eines Theils an der zu großen Anzahl zu reich besoldeter, überflüssiger Beamten bei Armen-Anstalten. Die Geschäftsführung, die Rechnereien und Schreibereien müßten wohlhabenden Personen übertragen werden, die es um Gottes willen thun, da sie sonst von ihrem Gelde leben und dabei Nichts thun würden. Als Ehren-Beamte beim Armenwesen haben sie das schöne Gefühl, für ihre Mitbrüder thätig zu seyn; sie machen sich das Leben durch Nichtsthun und Nichtsnuz nicht mehr zu einer langweiligen

Equipage und dem Jungen einen Hofmeister, der ihm aber, als einem reichen Schneidersohn, nichts thun durfte. Er lernte tanzen, fechten, trinken und war bald ein beliebter Lebemann. Sein Vater starb und hinterließ dem angeblich gebildet erzogenen Sohn ein hübsches Vermögen und ein schönes Haus. Er heirathete ein gleichfalls angeblich gebildet erzogenes Fräulein, kleidete sich mit ihr nach dem Mode-Journal in Purpur und köstliche — Leinwand hätt' ich bald gesagt; nein, er kleidete sich in Gold und Silber und Sammet und Seide, hielt sich nach verschiedenen Beispielen noch Nebenfrauen, war ein Theater-Enthusiast und Stammgast in dem Weinhause und lebte so alle Tage herrlich und in Freuden. Alle Tage, d. h. so lange es ging, und es ging schon in zwei Jahren nicht mehr. Er machte Schulden, betrog, verwilderte, schlug seine Frau, wenn sie über die Unmöglichkeit klagte, sich nach dem Mode-Journal zu kleiden, ließ sich von ihr scheiden, ward Kuppler, Gauner, Spizbube, Bettler. Da steht er, bittet um eine Gabe; man schlägt sie ihm ab, und er greift zu Zwangsmitteln, die wir hier nur mit dem Degen bezeichnen, deren sich aber eine ungeheure Reihe aufstellen ließen. So lebt er, der verzogene Geldsohn, der Reiche, einst Geachtete und überall Eingeladene, weil er Geld hatte, bis er hinter einem Zaune jämmerlich verendet oder von den eisernen Armen der Gerechtigkeit zermalmt wird; ein schauerliches Bild des Schicksals, welchem die Mode- und verzogenen Leute, allerdings in verjüngtem Maasstabe, aber doch jämmerlich genug endlich erliegen, wenn sie nicht zur Benußung kommen, sondern fortfahren, die Puz-, Mode- und Genußsucht und das Feste-geben und andere Gelüste des civilisirten Lebens zu befriedigen. Wie aber schon ein einziges Laster hinreicht, um Glück und Wohlstand und Gesundheit zu vernichten und an den Bettelstab zu bringen, das beweist der alte Krüppel, den wir auf der andern Seite so erbärmlich vor dem Hause einer Reichen betteln sehen.

Er war einst vierschrotig, gesund und stark und wohlhabend; sein blühendes Handwerk nährte ihn und seine Familie so gut, daß er sich manche Ausgabe für entbehrliche Gegenstände erlauben durfte. Man kann nichts dagegen haben, daß man sich, so zu sagen, zuweilen eine Güte thut, wenn man's dazu hat redlich verdienen müssen. Aber er machte aus dem „Sich-Etwas-zu-Gute-Thun“ eine Gewohnheit, ein unentbehrliches Bedürfnis, ein unwiderstehliches Laster, das nicht sowohl er, welches vielmehr ihn hatte. Kurz und gut, er gewöhnte sich das Trinken an, das Branntweintrinken, welches endlich, zum wahnsinnigsten Laster aufgeschwollen, ihn um Gesundheit, Haus und Hof und Weib und Kind und Ehre und um Alles brachte. Zwar ward er von dem fürchterlichen Saufwahnsinn (delirium tremens) in einem öffentlichen Krankenhause wieder geheilt, aber seine



Gesundheit, sein Verstand, seine Jugendkraft, seine Mittel, sich zu nähren, waren dahin; nun schleicht er an der Krücke alt und matt täglich umher, sich mit nagender Reue und ewigen Vorwürfen des Gewissens bis in's Grab zu betteln. — Freilich so ein schwer gestrafter, alter, hülfloser Mann verdient, ungeachtet seiner Schuld, Mitleiden und Erbarmen; aber da treffen wir wieder auf einen neuen Schlag von Großmüligkeit, die mit ihrer Mildthätigkeit prahlt, wenn sie dem Armen einen Pfennig von ihren Tausenden, oder ein winziges Stück verschimmelt Brod, das für den Hund zu schlecht ist, in den Hut wirft. Die alte Schachtel z. B., welche dem Bettelgreise etwas spendet, ist eine reiche, steinreiche, alte Jungfer, welche neulich erst Tausende von Thalern geerbt hat. Nun prahlt sie

mit emporhimmelnden Augen zu ihren Kaffeeschwestern: „D nun will ich den Armen Gutes thun, die Durstigen tränken, die Hungrigen speisen, die Nackenden kleiden, ich kenne nun keine Grenzen im Wohlthun!“ Wollen 'mal sehen! Da steht also der alte Bettler und singt sein Lied; die alte Jungfer wird gerührt, sie weint einen Strom von Mitleidsthränen und sucht — nach ihren Thalern? — Halt! Da lag schon lange im Winkel ein schwarzes Stück verschimmelt Brod, das weder Hund noch Raze fressen wollten; sie weint, ergreift es, macht das Fenster auf, weint abermals und wirft dem Bettler dieses Stück verschimmelt Brod in den Hut. Nun geht sie zu ihren Kaffeeschwestern zurück, die mit ihr zu den Titular-Frommen gehören, und ruft gefühlsvoll aus: „O Schwestern, es ist doch ein himmlisches Gefühl, wohlthätig seyn zu können!“ Du alte, sündige Heuchlerin! Aber so sind ihrer Viele, die mit solcher Heuchelei ihren nichtswürdigen Egoismus und ihren silzigen Geiz vor der Welt zu bedecken und mit einem Heiligenschein zu umgeben suchen. Dies Bild entnehmen wir aus einer Fabel Gellert's, so wie jenes vom Bettler mit dem Degen.

Nun ist es allerdings auch für die wirklich wohlthätigen Seelen eine schwierige Sache, ihre Wohlthaten an dem rechten Orte anzubringen, da so viele Betrüger und Landstreicher sich unter der Maske hülfloser Krüppel verbergen, um so das Mitleid zu erregen. Das findet man besonders in großen Städten, wie London, Paris, Berlin. Seht einmal den starken, gesunden Kerl auf dem Bilde unter der Ueberschrift! Kurz vorher war er noch ein stelzbeiniger Krüppel, der an der Krücke erbärmlich herhinkte und den Blinden spielte und sich von seinem Hunde leiten ließ. Der Aufseher hat ihn aber entdeckt, und als er ihn ergreifen will, verliert er Krücke und Stelzbein und sucht sein Heil auf gesunden Beinen in der Flucht. Diese Art der Bettelei findet man in den vielfachsten Formen. Einige miethen verkrüppelte Kinder, um durch diese die Beutel und Herzen der Vorübergehenden zu bewegen; Andere entstellen gar sich selbst oder die, welche sie unter'm Herzen trugen, um durch Müßiggang und Bettelei der Arbeit zu entgehen. „Wenn ich Deine Sicht hätte!“ sagte einmal ein noch ziemlich gesunder Nichtsnuziger zu einem Bettler, „da wär' ich durch!“ — und gottloser noch war ein Bettler in Basel. Der zerbrach seinem ersten Kinde den Fuß, dem zweiten gedacht' er den Arm zu zerbrechen. Die Mütter aber, die doch ein Kind mit ordentlichen Gliedmaßen haben wollte, eiferte dagegen, und der niederträchtige Bettler frante seine Philosophie aus in den Worten: „Willst Du einen Hungerleider haben, so behalt' ihn, ich wollte einen Herrn aus ihm machen, der leben könnte ohne Arbeit!“ — Man muß demnach allerdings vorsichtig seyn im Geben, und sich lieber Zeit nehmen, die Sache zu untersuchen, in die

Wohnungen der Bedürftigen zu gehen und dann, wenn man sieht, daß sie es verdienen, das Geld mit Liebe und Freundlichkeit und gutem Rath begleiten, was die ehrlichen Armen, die gewöhnlich nur barsche Gesichter sehen, oft mehr erquickt, als der Anblick eines Geldstücks.

Indem wir zugleich auf die abgebildeten Bettler in frühern Jahrgängen unseres Büchleins hinweisen, sehen wir hier noch einen der vierschrötigen, gesunden, kräftigen Lumpenkerle vor uns.



Mit dergleichen sollte man gar kein Mitleiden haben, sondern sie, wenn man etwas für sie thun will, ohne Zögern in

Arbeit bringen oder ihnen doch weiter nichts geben als den Rath, da und dorthin zu gehen, wo es etwas zu verdienen giebt. Solchen Bagabunden muß man etwas an's Gewissen greifen, daß sie noch zu rechter Zeit gerettet werden, sonst vermehren sie die Haufen derer, die ihre gesunden Arme auf Beutelschneiderei, Einbrüche, Taschendiebstähle u. s. w. einüben. Die heiligste Pflicht aber der Staaten, aller Wohlthätigkeits-Anstalten und wohlhabenden und wohlthätigen Menschen ist es, die Armen, welche ohne ihre Schuld zum Betteln gezwungen sind, die bei dem besten Willen und Kräften, sich redlich zu ernähren, keine Arbeit bekommen können, so zu stellen, daß sie sich ehrlich durchhelfen und nützliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft werden.

Nun noch ein Wort über das Bettelgesindel in Sammet und Seide. Das wissen Sie, meine Lieben, daß im Grunde genommen Alles Betteln geht. Voran aber steht die Kunst, die Kunst geht nach Brod, die Kunst geht Betteln. Sehn Sie, da reisen und treiben sich jetzt eine ziemliche Menge Menschen in den deutschen Landen umher, die man Virtuosen nennt. Die haben mitunter sechs, acht Stücke gehörig sich eingetrichtert und eingefingert; sie schlagen Wurzelbäume auf den Tasten des Klaviers und können eine Reihe zum Theil lächerlicher Kunststücke auf ihren Instrumenten; da nehmen sie denn mehr oder minder Eintrittsgeld, wenn sie den Leuten ihre Kunststücke vormachen und ziehen dann mit Tausenden und leicht gewonnenen Lorbeeren in eine andere Stadt, um dieselbe glänzende Bettelei vorzunehmen. Künstler sind es zum Theil, und die müssen wir achten! — aber zumeist sind es Kunstbetrüger, welche die echte Kunst an den Bettelstab bringen. Der frummgecomplimentirte Geiger zum Schlusse unserer Predigt ist Repräsentant aller dieser verschiedenen Arten von Kunstbetrüglern. Wollte Gott, alle Menschen schnitten so schiefe Gesichter solchen Bettelkünstlern entgegen, wie der von dem Geiger Angebettelte.

Noch muß ich gegen Euch, liebe Deutsche, eine weitverzweigte Bettelei hervorheben, von der Ihr viel zu leiden habt. Da treiben sich jetzt viele Reisende mit sogenannten wohlfeilen Blättern und Büchlein umher, und wenn Ihr sie zu einer Thür hinauswerft, kommen sie mit einem Büchling zur andern herein und lassen nicht eher locker, bis Ihr abomirt oder gekauft habt. Sie bringen Euch literarischen, geistlosen Brei in's Haus, Erzählungen, Gedichte, Anekdoten, die eben so gut für die Hottentotten passen als für Euch; deutsche Interessen, deutscher Sinn ist nicht darin; sie lassen ihre Blätter drucken und an Euch verschachern, um Geld zu schneiden — es sind verkappte Betrüger. Und vor oen Bettlern im Handel und der Industrie, vor den „Ausverkäufen“, wo Alles weit unter dem Ladenpreise verkauft werden soll, vor den Dingen, die „noch nie da gewesen“, auf welche in den Anzeige-Blättern mit

großen Händen hingezeigt wird, müßt Ihr Euch auch hüten. „Kein Bettler schlägt ein Almosen aus, kein Hund eine Bratwurst, kein Krämer eine Lüge.“ Sie haben's auf Euer Geld abgesehen. Ja, hütet Euch besonders vor aller Art von Bettelei, die in Sammet und Seide und Gold und Silber einhergeht und den Leuten aus vollem Halse zugröhlt: „Kauft! kauft! kauft! So etwas kommt nicht wieder!“ — Geld! Geld! Geld! so schreien im Grunde genommen Alle. Welt und Geld, das vereint sich, alle Welt will Geld. Sie denkt, wenn sie Geld hat, ist sie der Himmel. Aber irret Euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten! Die Welt, die sich nur auf Geld baut, ist ein armseliges Bettelnest, das übermorgen zusammenstürzt. Sammelt Euch Schätze, die weder Motten noch Rost fressen, denen die Diebe nicht nachgraben, sammelt Euch Schätze für den Himmel, und Geld seht nur als einen Wanderstab an, den man auf dem Wege durch die Welt in den Himmel braucht. Verdient es Euch durch ehrlicher Hände Arbeit, bettelt, gannert, betrügt nicht; geht aber auch nicht mit dem Plunder, wenn ihn Euch das blinde Glück in den Schooß geschüttet hat, sondern unterstützt und tröstet die Armen, daß sie einen Wanderstab haben durch diese Welt und sich in den Himmel helfen können. Ja, es muß noch dahin kommen, daß es in weisen, christlichen Staaten gar keinen Bettler und Betrüger mehr giebt, sondern lauter glückliche, ehrliche Leute, die sich wie Kinder eines Vaters lieben und gegenseitig helfen und trösten und sich Alle freudig durcheinander bewegen, bis sie dieses allerliebste Bettelnest der Erde verlassen und es mit einem frohen Jenseits vertauschen, wo das Geld so tief gesunken ist, daß es kein Mensch haben will, wo das Geld, das diese Welt regiert, nicht die geringste Stimme hat, da das Geld des Jenseits nur das Herz, das Gemüth, der Geist und das ist, was wir hier Edles und Gutes vollbrachten. — Wir werden freilich schon lauge schweigen, ehe es zu solcher Gesinnung, zu solchem Erfolge gekommen ist; schadet indeß nichts! — wenn Jeder nur das Seine thut, um einen solchen Weg einzuschlagen, thut er das Rechte. Weiter wollen wir vorläufig auch nichts ausgesprochen und gewünscht haben, und darauf sagen wir in Gottes Namen: Amen!



Niklaus von Flüe.

Kein Mensch kann sich so ganz den Schwächen und Wunderlichkeiten seiner Zeit entziehen und ein Wahn, der Viele befällt, wird gar oft zu verdienstlichem Werk, während man, wenn nur der Einzelne davon sich befangen ließe, diesen ohne Weiteres zum Thoren stempeln würde.

Zu dieser Bemerkung wurden wir gedrungen, als wir neulich in einer alten Chronik Mancherlei lasen über Niklaus von Flüe, den Schweizer, von dem wir sprechen wollen, um die Eingangsworte unsres kleinen Vuffages zu erklären. Im Jahr 1417 zu Sargeln in Unterwalden geboren, wuchs er als Hirtenknabe auf und zeigte frühe eine große Tüchtigkeit, indem er als Kind schon bemüht war, sich selbst zu beherrschen und Alles mit Ruhe und Klarheit zu vollbringen. In den Jünglingsjahren kämpfte er wacker für sein Vaterland, und da man seinen Beruf dazu erkannte, erhielt er ein Amt, verheirathete sich und wurde Vater von fünf Söhnen und fünf Töchtern, wovon namentlich die letzteren viel Sorge bedurften, weil sie leibesgebrechlich waren. Er ward Landrath, dann Landammann, ein Amt, das er von sich wies, weil er sich nicht die hinlänglichen Fähigkeiten für dasselbe zutraute, das man ihm aber fast aufzwang, weil man vom Gegentheil sich überzeugt hatte. So stieg sein Einfluß, sein Ruhm, und gar viel Löbliches ging von ihm aus. Wer aber mit der Menge verkehrt, ihre Wandelbarkeit und selbstsüchtigen Neigungen kennen lernt, der bedarf eines immer frischen, Neubewegten Geistes, um dem bessern Theil der Menschheit und überhaupt dem Leben nicht Unrecht zu thun, sich nicht von ihm zu entfremden. Niklaus von Flüe vertiefte sich jedoch immer mehr in Betrachtungen, die mitunter über das damalige Erkennen, oder wohl gar über alles menschliche Erkennen hinausgingen. Endlich schien ihm, dem Gatten, dem Vater von zehn Kindern, die sein so sehr nöthig hatten, die Abgeschiedenheit von der Welt das Höchste und Schönste und in seinem fünfzigsten Jahre verließ er die Seinen, um künftig als Einsiedler zu leben und zu sterben. Wie viel Schmerzliches mögen Gattin und Kinder empfunden haben, als sie nun einsehen mußten, daß er die Ferne, die Einsamkeit ihrem Umgang, der täglichen, wenn auch abmühenden, doch auch wieder stärkenden Sorge um ihr Wohl und Weh vorzog! Er selbst muß davon ergriffen gewesen seyn, denn Anfangs wollte er seinen einsamen Zufluchtsort weit, weit von denen suchen, für die Gott und jedes Gefühl ihn zur Stütze bestimmt hatte; er kehrte aber zurück und siedelte sich nicht fern von seinem Hause an, in einer Schlucht des Melchthals. Er versagte sich alle Bequemlichkeiten; ein grober wollener Rock, der ihm über die nackten, nur von Sohlen

großen Händen hingezeigt wird, müßt Ihr Euch auch hüten. „Kein Bettler schlägt ein Almosen aus, kein Hund eine Bratwurst, kein Krämer eine Lüge.“ Sie haben's auf Euer Geld abgesehen. Ja, hütet Euch besonders vor aller Art von Bettelei, die in Sammet und Seide und Gold und Silber einhergeht und den Leuten aus vollem Halse zugröhlt: „Kauft! kauft! kauft! So etwas kommt nicht wieder!“ — Geld! Geld! Geld! so schreien im Grunde genommen Alle. Welt und Geld, das vereint sich, alle Welt will Geld. Sie denkt, wenn sie Geld hat, ist sie der Himmel. Aber irret Euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten! Die Welt, die sich nur auf Geld baut, ist ein armseliges Bettelneß, das übermorgen zusammensürzt. Sammelt Euch Schätze, die weder Motten noch Rost fressen, denen die Diebe nicht nachgraben, sammelt Euch Schätze für den Himmel, und Geld seht nur als einen Wanderstab an, den man auf dem Wege durch die Welt in den Himmel braucht. Verdient es Euch durch ehrlicher Hände Arbeit, bettelt, gannert, betrügt nicht; geht aber auch nicht mit dem Plunder, wenn ihn Euch das blinde Glück in den Schooß geschütet hat, sondern unterstützt und tröstet die Armen, daß sie einen Wanderstab haben durch diese Welt und sich in den Himmel helfen können. Ja, es muß noch dahin kommen, daß es in weisen, christlichen Staaten gar keinen Bettler und Betrüger mehr giebt, sondern lauter glückliche, ehrliche Leute, die sich wie Kinder eines Vaters lieben und gegenseitig helfen und trösten und sich Alle freudig durcheinander bewegen, bis sie dieses allerliebste Bettelneß der Erde verlassen und es mit einem frohen Jenseits vertauschen, wo das Geld so tief gesunken ist, daß es kein Mensch haben will, wo das Geld, das diese Welt regiert, nicht die geringste Stimme hat, da das Geld des Jenseits nur das Herz, das Gemüth, der Geist und das ist, was wir hier Edles und Gutes vollbrachten. — Wir werden freilich schon lange schweigen, ehe es zu solcher Gesinnung, zu solchem Erfolge gekommen ist; schadet indeß nichts! — wenn Jeder nur das Seine thut, um einen solchen Weg einzuschlagen, thut er das Rechte. Weiter wollen wir vorläufig auch nichts ausgesprochen und gewünscht haben, und darauf sagen wir in Gottes Namen: Amen!



Niklaus von Flüe.

Kein Mensch kann sich so ganz den Schwächen und Wunderlichkeiten seiner Zeit entziehen und ein Wahn, der Viele befällt, wird gar oft zu verdienstlichem Werk, während man, wenn nur der Einzelne davon sich befangen ließe, diesen ohne Weiteres zum Thoren stempeln würde.

Zu dieser Bemerkung wurden wir gedrungen, als wir neulich in einer alten Chronik Mancherlei lasen über Niklaus von Flüe, den Schweizer, von dem wir sprechen wollen, um die Eingangsworte unsres kleinen Vuffages zu erklären. Im Jahr 1417 zu Sargeln in Unterwalden geboren, wuchs er als Hirtenknabe auf und zeigte frühe eine große Tüchtigkeit, indem er als Kind schon bemüht war, sich selbst zu beherrschen und Alles mit Ruhe und Klarheit zu vollbringen. In den Jünglingsjahren kämpfte er wacker für sein Vaterland, und da man seinen Beruf dazu erkannte, erhielt er ein Amt, verheirathete sich und wurde Vater von fünf Söhnen und fünf Töchtern, wovon namentlich die letzteren viel Sorge bedurften, weil sie leibesgebrechlich waren. Er ward Landrath, dann Landammann, ein Amt, das er von sich wies, weil er sich nicht die hinlänglichen Fähigkeiten für dasselbe zutraute, das man ihm aber fast aufzwang, weil man vom Gegentheil sich überzeugt hatte. So stieg sein Einfluß, sein Ruhm, und gar viel Lößliches ging von ihm aus. Wer aber mit der Menge verkehrt, ihre Wandelbarkeit und selbstsüchtigen Neigungen kennen lernt, der bedarf eines immer frischen, Neubewegten Geistes, um dem bessern Theil der Menschheit und überhaupt dem Leben nicht Unrecht zu thun, sich nicht von ihm zu entfremden. Niklaus von Flüe vertiefte sich jedoch immer mehr in Betrachtungen, die mitunter über das damalige Erkennen, oder wohl gar über alles menschliche Erkennen hinausgingen. Endlich schien ihm, dem Gatten, dem Vater von zehn Kindern, die sein so sehr nöthig hatten, die Abgeschiedenheit von der Welt das Höchste und Schönste und in seinem fünfzigsten Jahre verließ er die Seinen, um künftig als Einsiedler zu leben und zu sterben. Wie viel Schmerzliches mögen Gattin und Kinder empfunden haben, als sie nun einsehen mußten, daß er die Ferne, die Einsamkeit ihrem Umgang, der täglichen, wenn auch abmühenden, doch auch wieder stärkenden Sorge um ihr Wohl und Weh vorzog! Er selbst muß davon ergriffen gewesen seyn, denn Anfangs wollte er seinen einsamen Zufluchtsort weit, weit von denen suchen, für die Gott und jedes Gefühl ihn zur Stütze bestimmt hatte; er kehrte aber zurück und siedelte sich nicht fern von seinem Hause an, in einer Schlucht des Melchthals. Er versagte sich alle Bequemlichkeiten; ein grober wollener Rock, der ihm über die nackten, nur von Sohlen

beschützten Füße herabbing, war seine Kleidung, seine Schlafstätte der Boden seiner Zelle, in welcher zwei Stühle das ganze Mobiliar ausmachten; als ob der himmlische Vater darin, daß man seiner Gaben, der Freuden des von ihm verliehenen Daseyns sich entschlägt, den Genuß desselben verweigert, ein ihm gefällig Werk erkennen werde! Nach derzeitigen Begriffen gehörte er indeß nun zu den Heiligen und seine Landsleute bauten ihm eine Kapelle an seine Zelle, aus der er sich nur Nachmittags entfernte, um einen andern Einsiedler, den Bruder Ulrich, der ein halb Stündchen von ihm ein gleiches Leben führte, zu besuchen. Manchmal ging er auch zu Frau und Kindern und glaubte vielleicht seinen Pflichten da mit Ermahnungen zu genügen, wo doch das Zusammenleben, bei dem Größesten und Kleinsten mit Rath und That in jedem Augenblick bereit seyn zu können, die vor dem heiligen Altar übernommene Verbindlichkeit war, während er freilich nach eigenem Sinn das Rechte, nach dem Sinn seiner Zeit das Bewunderungswürdige erwählt hatte. Der Ruf seiner Heiligkeit durchzog die ganze Schweiz und die Nebenländer, und mehrere seiner Aussprüche, die bis auf unsre Zeit gekommen sind, zeugen von dem sittlichen Werth des Mannes. Wenn er aber unter Anderem äußerte: „Jeder sey nur treu und fleißig in seinem Stande; es ist gleichviel, ob lebendiges Quellwasser durch Blei oder Gold rinne“; so ist's auch offenbar, daß er selbst des eigentlichen Kerns seines Spruchs nicht theilhaftig war; denn er hatte danach unbedenklich auszuvarren an der Stelle, wohin ihn Gott mit seiner Thätigkeit beschieden, er durfte sich von derselben nicht entfernen. Daß er dies nicht einsah, war eine Krankheit seiner Frömmigkeit, und wenn wir ihm eben deshalb, weil es Krankheit war, unser Mitgefühl schuldig sind, und nun von Herzen das Gute anerkennen, was er auch von seinem vereinsamten Standpunkt aus wirkte, dürfen wir doch einen solchen Abschluß vom eigentlichsten, von dem thätigen Leben nimmermehr gut heißen. — Aber, wie gesagt: Kein Mensch kann sich so ganz dem Wahn und den Wunderlichkeiten seiner Zeit entziehen! Ist jedoch in der unsrigen an einigen Zeichen wahrzunehmen, daß eine solche sich absondernde Frömmigkeit nicht allein wieder ihre Anhänger, sondern sogar ihre Beschützer und Verfechter hat, wird's zum Beruf, eine solche Abtrennung vom thätigen Leben, von dem gemeinsamen Wirken, als sündlich zu bezeichnen. Es giebt zwar Leute, die in ihrer Beschränkung meinen: dergleichen gehöre nicht in ein Volksbuch; es giebt sogar solche Leute, die nur aus Speculation eine solche Ansicht hätscheln. Wenn wir aber, vom Geist des Christenthums, von der Liebe und Demuth durchdrungen, in milder Weise denen begegnen, die ihren Irrthum für wahr halten, müssen wir doch gradhin die auf einen Irrthum Spekulirenden als verächtlich bezeichnen.



mirrored bleed-through text from the reverse side of the page, appearing as faint, illegible characters.

Niklaus von Flüe hat auch während seines Klausner-Lebens noch manches Gute vollbracht; so namentlich, als zwei Tagsatzungen einen Streit unter den Kantonen nicht zu schlichten vermochten, bewirkte eine Rede aus seinem Munde die Einigkeit und den Sieg der Billigkeit. Viele andre Tügte noch sprechen für seinen edlen Charakter. Wenn man aber in den Chroniken findet, daß er als Klausner nur vom innern Geiſt sich sättigte, gar keiner Speise mehr bedurfte, und so noch zwanzig Jahre lebte, überlassen wir dies zu glauben dem, der es kann. Die Geseze der Natur machen nirgends eine Ausnahme und haben sie nicht gemacht bei Niklaus von Flüe, das ist unsre Ueberzeugung, die sich folgerichtig auch auf alle andern Legenden der Art ausdehnt.

Daß aber unser Klausner wohl zuweilen selbst erkannt haben möge, das Abscheiden von seiner Familie und dem Getriebe der Welt sey doch nicht der eigentlichste Weg seines Berufs gewesen, deutet uns vielleicht ein Vorfall an, der auf beigefügtem Bilde dargestellt ist. Sein Ruf war, wie schon erwähnt, weit verbreitet und oft kamen Personen aus der Ferne, seinen Rath zu vernehmen. Eines Tages trat ihn ein italienisch Mädchen an, das eine Waise war und noch einen jüngeren Bruder zu ernähren hatte. Sie mußte in Dienste gehen, und da in der Heimath, als die Eltern noch für sie sorgten, ihre Aussichten bessere waren, dort also ein kümmerlicheres Verhältniß ihr Gefühl mehr noch bedrückt haben würde, entschloß sie sich, nach der Schweiz auszuwandern, wo sie für sich ein Unterkommen fand, nicht aber für den Knaben. Auf den Rath Anderer entschloß sie sich, bei Niklaus von Flüe anzufragen: ob er nicht ihr Brüderlein einem Kloster empfehlen möge, daß es ihn aufnehme und zum Dienst der Kirche erziehe. Niklaus betrachtete den Kleinen, der ihn, da er wie ein Hirtenknabe aussah, an seine eigene Jugend erinnerte, und nach mancherlei Fragen sprach er: „Einem Landmann will ich ihn empfehlen, damit er lerne, sich zu rühren und zu regen in der Welt. Von dieser abgeschieden dennoch Ruhe und Freudigkeit zu bewahren, dazu bedarf es Erfahrung und eines Entschlusses, die aus jener hervorgeht. Thäte ich, was Ihr jetzt wünschet, so griffe ich frevelnd in das Schicksal, das diesen Knaben wohl anders führen will. In die Arbeit soll er und Gott möge ihn leiten!“

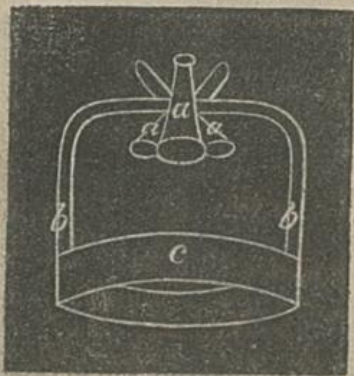
Niklaus von Flüe wurde siebenzig Jahr alt und starb 1487 am 21. März, der auch sein Geburtstag war. — Wir nennen ihn aus vollem Herzen einen edlen Mann, und Achtung gebührt seinem Andenken, das dadurch im Geringsten nicht gekränkt wird, wenn wir seinen Gang zur Vereinsamung nicht gut heißen; denn er lag in der Richtung jener Tage und ihr zu widerstehen, reichte seine Kraft nicht aus. Dagegen tadeln wir einen solchen Gang in unsrer Zeit ganz entschieden, denn er ist

jetzt etwas Gemachtes, ein Wahngespinnst der Vergangenheit, dessen Nebelgestalt nur franke Phantasie oder die aus eigensüchtigen Beweggründen entstehende Lust zu täuschen wieder herbeirufen kann. Der Mensch gehört in's thätige Leben, hat sich unzertrennlich dem Ganzen anzuschließen und in gemeinsamer Ordnung zu wirken, das ist sein Beruf; in ihm ist Förderung der Zwecke Gottes und in dieser wohnt, wie es uns auch gehen möge, das innerste Glück, die innerste Beruhigung.

Verbesserte Vorrichtung,

welche das Putzen der Kerzen unnöthig macht.

Dieser Zweck ist dadurch zu erreichen, daß man das Ende des brennenden Dochtes aus der senkrechten Richtung bringt, so daß es seitlich an der Flamme hinausragt und, auf diese Weise der atmosphärischen Luft ausgesetzt, dermaßen verbrennt, daß es nicht gepuzt zu werden braucht. Ein Herr Palmer suchte vor einigen Jahren an seinen Patentkerzen dasselbe zu erlangen, indem er zwei oder mehrere Dochte spiralförmig zusammendrehete; besser ist's aber, den Docht gerade und unverändert beizubehalten, und die Biegung der Dochte dadurch zu bewirken, daß man deren brennende Enden durch eine oben auf die Kerze gebrachte Vorrichtung, deren trichterförmige Mündungen nach Außen zugewendet sind, führt.



Die Vorrichtung besteht, wie man an beigedruckter Figur sieht, aus drei trompetenförmigen Röhren a a a, welche durch die Bänder b b mit einem Ringe c verbunden sind, der auf eine an dem obereren Theile des Leuchters befindliche Leiste zu liegen kommen soll. Die Kerze ist in eine cylindrische Röhre zu bringen, und in dem Maße, als sie abbrennt, durch eine von Unten wirkende Feder nach Oben zu treiben, gleichwie dies mit den Kerzen an den Rutschen-Laternen zu geschehen pflegt. Damit die Kerze nicht aus der Röhre hinausgetrieben werden kann, muß das obere Ende dieser letzteren mit einem Randfranze versehen seyn. Das obere Ende eines jeden der Dochte

wird durch die trompetenförmige Röhre seitlich aus der Flamme hinausgeführt, damit es daselbst zu Asche verbrenne. Wollte man die Kerze in seine Röhre einsetzen, so könnte man die trompetenförmigen Röhren an einer Kappe anbringen, die oben auf die Kerze gesetzt werden müßte, und welche vermöge ihres Gewichtes in dem Maße herabsinken würde, als die Kerze abbrennt.

Wilhelm Herschel.



Dieser berühmte Astronom wird gewöhnlich William Herschel genannt, weil er seine Erweiterungen der Wissenschaft in England vollbrachte. Da er aber ein Deutscher ist, dürfen wir Deutsche auch nicht leiden, daß sein Vorname anders an ihm haften, als er ihn in deutscher Taufe empfing, obwohl wir

dabei die alte Bemerkung wiederholen müssen, daß so viele Deutsche, um für ihren Geist einen Wirkungskreis zu finden, sich an das Ausland wenden mußten. Das wird hoffentlich künftig nicht mehr so seyn; die Deutschen lernten sich als Volk fühlen, sie haben Fürsten, die ein solches Gefühl, das in Zeiten der Noth und That Wunder übt, als ein heiliges Schutzmittel für die angestammten Throne und die Volks-Ehre fördern und befestigen helfen, wovon unsre Tage hinlänglich Zeugniß geben. Zwar tauchen hin und wieder auch Andeutungen entgegengesetzter Art auf, sie verkümmern und verschwinden aber vor den vielen Zeichen, daß die Deutschen ihre Kräfte üben, ihre Ehre wahren, und die Herrscher erkennen, daß in solcher Gesinnung des Volks die höchsten und schönsten Erfolge nach allen Seiten hin die festesten Stützen haben.

Dies ist nicht Abschweifung, wenn wir eben von Wilhelm Herschel reden wollen. Er ist auch so ein Mann, der deutscher Beharrlichkeit durch sein Leben eine Lobrede hält. Geboren wurde er am 15. November 1738 in Hannover, als der Sohn eines armen Musikers, der eine zahlreiche Familie zu ernähren hatte. Ein würdiger Lehrer nahm sich unsres Wilhelm Herschel an, um seiner Fähigkeiten und um Gottes willen, dessen Ruf zu Werken der Liebe ermahnt; ein Ruf, der in jedem Tüchtigen erklingt und besonders dazu auffordert, das Talent und den Geist der Unbemittelten nicht verloren gehen zu lassen. Jener Lehrer unterrichtete den Knaben in den Grundlagen der Wissenschaften und des Sittlichen, wodurch die Lernbegierde seines Schülers so zunahm, daß Wilhelm Herschel jede Gelegenheit ergriff, seine Kenntnisse zu vermehren. Sein Vater bestimmte ihn zur Musik und Beide waren als Militair-Musiker angestellt bei einem hannöverschen Regiment, das im Jahr 1759 nach London mußte. Der Vater kam nach Deutschland zurück, der Sohn blieb in England, kämpfte mit Hunger und Kummer, erhielt aber endlich eine Anstellung als Organist in Halifax. Der drückendsten Sorgen überhoben, studirte er Sprachen und lernte durch sich selbst Italienisch, Lateinisch und Griechisch. Dann fiel ihm ein Buch über die Harmonie in die Hände; er ward nun inne, daß er vor Allem sich in der Mathematik feststellen müsse, was er that und endlich den Euklid und Newton (dessen Bildniß und Biographie wir schon früher mittheilten) studirte. Jetzt machte er eine Reise nach Italien, half sich mit der Musik durch und erfuhr in Neapel, man habe ihm in London für eine Abhandlung den Preis ertheilt. Es trieb ihn dorthin zurück, doch ihm fehlte Reisegeld, als er in Genua war, um sich einzuschiffen; er verschaffte es sich durch einen Spas, der ihm die Menge herbeilockte. Er spielte nämlich in einem Concert ganz allein ein Quartett, indem er mit den Händen arbeitete und zugleich Instrumente sich an den Schultern und

wird durch die trompetenförmige Röhre seitlich aus der Flamme hinausgeführt, damit es daselbst zu Asche verbrenne. Wollte man die Kerze in keine Röhre einsetzen, so könnte man die trompetenförmigen Röhren an einer Kappe anbringen, die oben auf die Kerze gesetzt werden müßte, und welche vermöge ihres Gewichtes in dem Maaße herabsinken würde, als die Kerze abbrennt.

Wilhelm Herschel.



Dieser berühmte Astronom wird gewöhnlich William Herschel genannt, weil er seine Erweiterungen der Wissenschaft in England vollbrachte. Da er aber ein Deutscher ist, dürfen wir Deutsche auch nicht leiden, daß sein Borneame anders an ihm hänge, als er ihn in deutscher Taufe empfing, obwohl wir

dabei die alte Bemerkung wiederholen müssen, daß so viele Deutsche, um für ihren Geist einen Wirkungskreis zu finden, sich an das Ausland wenden mußten. Das wird hoffentlich künftig nicht mehr so seyn; die Deutschen lernten sich als Volk fühlen, sie haben Fürsten, die ein solches Gefühl, das in Zeiten der Noth und That Wunder übt, als ein heiliges Schutzmittel für die angestammten Throne und die Volks-Ehre fördern und befestigen helfen, wovon unsre Tage hinlänglich Zeugniß geben. Zwar tauchen hin und wieder auch Andeutungen entgegengesetzter Art auf, sie verkümmern und verschwinden aber vor den vielen Zeichen, daß die Deutschen ihre Kräfte üben, ihre Ehre wahren, und die Herrscher erkennen, daß in solcher Gesinnung des Volks die höchsten und schönsten Erfolge nach allen Seiten hin die festesten Stützen haben.

Dies ist nicht Abschweifung, wenn wir eben von Wilhelm Herschel reden wollen. Er ist auch so ein Mann, der deutscher Beharrlichkeit durch sein Leben eine Lobrede hält. Geboren wurde er am 15. November 1738 in Hannover, als der Sohn eines armen Musikers, der eine zahlreiche Familie zu ernähren hatte. Ein würdiger Lehrer nahm sich unsres Wilhelm Herschel an, um seiner Fähigkeiten und um Gottes willen, dessen Ruf zu Werken der Liebe ermahnt; ein Ruf, der in jedem Tüchtigen erklingt und besonders dazu auffordert, das Talent und den Geist der Unbemittelten nicht verloren gehen zu lassen. Jener Lehrer unterrichtete den Knaben in den Grundlagen der Wissenschaften und des Sittlichen, wodurch die Lernbegierde seines Schülers so zunahm, daß Wilhelm Herschel jede Gelegenheit ergriff, seine Kenntnisse zu vermehren. Sein Vater bestimmte ihn zur Musik und Beide waren als Militair-Musiker angestellt bei einem hannöverschen Regiment, das im Jahr 1759 nach London mußte. Der Vater kam nach Deutschland zurück, der Sohn blieb in England, kämpfte mit Hunger und Kummer, erhielt aber endlich eine Anstellung als Organist in Halifax. Der drückendsten Sorgen überhoben, studirte er Sprachen und lernte durch sich selbst Italienisch, Lateinisch und Griechisch. Dann fiel ihm ein Buch über die Harmonie in die Hände; er ward nun inne, daß er vor Allem sich in der Mathematik feststellen müsse, was er that und endlich den Euklid und Newton (dessen Bildniß und Biographie wir schon früher mittheilten) studirte. Jetzt machte er eine Reise nach Italien, half sich mit der Musik durch und erfuhr in Neapel, man habe ihm in London für eine Abhandlung den Preis ertheilt. Es trieb ihn dorthin zurück, doch ihm fehlte Reisegeld, als er in Genua war, um sich einzuschiffen; er verschaffte es sich durch einen Spas, der ihm die Menge herbeilockte. Er spielte nämlich in einem Concert ganz allein ein Quartett, indem er mit den Händen arbeitete und zugleich Instrumente sich an den Schultern und

Füßen befestigt hatte. Mit dem so gewonnenen Gelde machte er es möglich, England zu erreichen und ward im Jahr 1766 Organist in Bath, wobei er zugleich die Direktion dortiger Musik-Aufführungen übernahm und Unterricht gab. Trotz dieser mannigfachen Beschäftigungen setzte er seine Studien eifrigst fort und nahm die Nacht zu Hülfe, wenn der Tag nicht ausreichen wollte. Seine Bemühungen richteten sich besonders auf Optik und Astronomie. Da er indeß zu seinen Beobachtungen des Himmels nur ein sehr dürftiges Telescop besaß, ein besseres aber hoch im Preise stand, versfertigte er sich selbst eins und nach der größten Mühseligkeit hatte er im Jahr 1774 den herrlichen Lohn, durch seinen, von ihm geschaffenen sechsfüßigen Refractor die Welten am Himmel zu betrachten. Er ging nun weiter, versfertigte sich größere Instrumente, zuletzt ein vierzigfüßiges, das indeß schwer zu handhaben war. Aber mit seinen eigenen brauchbaren Telescopen that er Ausgezeichnetes für die Astronomie. Er entdeckte einen Planeten, Vulkane im Monde; am Uranus entdeckte er, daß er mit einem Ring umgeben sey und sechs Trabanten habe, und erweiterte überhaupt die Resultate der Forschungen in der Astronomie. Dafür übersandte ihm die Universität zu Oxford das Doctor-Diplom, was man dort nicht so leicht hergiebt als auf manchen deutschen Universitäten, wo man zuweilen solche Doctoren ernennt, welche Karrikaturen dieser Würde sind. Wilhelm Herschel blieb bei allen seinen Anstrengungen kerngesund, erreichte ein hohes Alter und starb am 25. August 1822. — Seine Schwester, Caroline Herschel, welche Anfangs des Jahres 1840 sich, trotz ihrer 91 Jahre, noch immer rüstig zeigte, war ihm übrigens eine wackere Gehülfin; ja sie selbst hat nicht unwichtige Entdeckungen gemacht, namentlich fünf Kometen aufgefunden, deren Bahnen sie auch in Abhandlungen darlegte. — In der Neujahrsnacht 1839 — 1840 hat man unserm Wilhelm Herschel ein eigenthümliches Denkmal errichtet, nämlich sein vierzigfüßiges Rohr, das vom Zahn der Zeit angegriffen war, wieder hergestellt und mit drei steinernen Pfeilern gestützt. Die Herschel'sche Familie hatte in jener Neujahrsnacht im Innern des Rohrs ein Weihe-Fest veranstaltet, bei dem auf den alten Tubus ein Loblied gesungen wurde, aus welchem wir, unsern Aufsatz damit schließend, die folgenden Verse mittheilen:

„Hier wacht' unser Vater in eisiger Nacht,
Hier hat ihm vorweltlicher Lichtstrahl gelacht;
Hier half ihm die Schwesterlieb' treulich und mild,
Sie zogen vereint durch das Sternengefeld'.

Dies Rohr wird verfallen der Zeit einst zum Raub,
Sein Eisen und Erz ist dann Rost nur und Staub;
Doch ob auch Jahrhunderte rauschend vergeh'n,
Sein Ruhm wird doch in den Trümmern besteh'n.“

Die schreckliche Hütte.

Es war einer der schwülen Abende des italienischen Sommers, als Doctor Scarlatti, in Rom ansässig, auf seinem getreuen Maulthier von dem kleinen Dorfe Gensana, wo ihn sein Beruf hingeführt hatte, zurückkehrte. Der Krankheitsfall, der ihm hier vorkam, beschäftigte den Arzt so, daß er, ganz in Gedanken vertieft, den richtigen Weg verlor, und als er aus seinen Träumereien erwachte, in denen wohl auch seines Patienten trefflicher Wein eine Rolle gespielt haben mochte, eine ihm ganz fremde Gegend vor sich sah. Seine Bestürzung mehrte sich, als er bemerkte, daß die Dunkelheit bereits mit raschen Schritten das schöne Dämmerlicht verdrängte, und nun plötzlich seine Phantasie von der Möglichkeit erhitze wurde, daß Räuber, welche eben in dieser Gegend hausen sollten, ihn überfallen könnten. Unter diesen Umständen that er Alles, was er, als ein nicht besonders beherzter Mann, für das Rechte hielt. Er band sein Maulthier an einen Baum, stieg mit Hülfe der Zweige auf den Sattel und spähte ringsum, hoffend, irgendwo einen Wegweiser zu entdecken. Zu seiner großen Freude gewahrte er ein Lichtchen, kletterte auch sogleich von seinem Thier herab, welches er an dem Baume angebunden stehen ließ, und eilte auf dem schon finstern Wege dem Lichtschein zu. Büsche, Wurzeln und Baumstubben hielten ihn oftmals auf, und nur mit Mühe konnte er sein Ziel erreichen. Er stand endlich vor einer einsam gelegenen Hütte, von einfachster Bauart und von traurigem Ansehen. Eine lebhaftere Einbildungskraft — und die des Doctor Scarlatti war eben lebhaft — konnte sich kein besseres Bild von einer Räuberherberge machen, als er hier vor sich sah; ehe er jedoch einen Entschluß gefaßt hatte, rief ihm eine rauhe Stimme zu: „Wer ist da?“ — „Ein unglücklicher, verirrter Reisender“, antwortete Scarlatti; „dem es nicht möglich ist, den Weg wieder zu finden.“ — „Geht nur weiter, Herr“, antwortete die Stimme, „wir können keine Reisende beherbergen!“ Die verweigerte Aufnahme brachte den Doctor von seinen Gedanken an Räuber ab und in den Muth hinein; er setzte seine Unterhandlung um ein Nachtlager mit großer Beredsamkeit fort, und versprach dem Wirth eine ansehnliche Belohnung, wenn er seine Wünsche erfüllen wollte. Ob seine Beredsamkeit oder das Versprechen einer Belohnung wirksamer gewesen, möchte unzart seyn, näher zu untersuchen; als sich jedoch in der Hütte eine weibliche Stimme leise in die Unterredung gemischt hatte, wurde dem Doctor die Thür geöffnet — und er trat ein. Da sah er einen stark gebräunten Mann vor sich, ungefähr vierzig Jahr alt; er hatte den Ausdruck einer fürchterlichen Entschlossenheit, die den Doctor zittern

machte; der Wirth sah das entweder nicht, oder wollte es nicht sehen. Er entschuldigte kurzweg sein Zögern, einen Fremden einzulassen, damit, daß sie auf der Hut sehn mußten, weil sich Banditen in der Nähe aufhielten. — Dem Doctor genügte diese Entschuldigung vollkommen, er setzte sich ruhig an den Tisch und begann einen Angriff auf die Lebensmittel, welche die Frau ihm vorgesetzt hatte. Doch der unglückliche Feinschmecker vermochte nicht, das alte Schwarzbrot und den furchtbar sauren Wein hinunter zu bringen. Dabei flüsterten sein Wirth und dessen Weib, eine große Gestalt, mit Gesichtszügen, die früher schön gewesen sehn mochten, jetzt aber einen fast wilden Ausdruck hatten, eifrigst zusammen und warfen von Zeit zu Zeit so bedeutungsvolle Blicke auf ihn, daß er wohl glauben konnte, er sey der Gegenstand dieser geheimnißvollen Unterhaltung. Sich in dieselbe zu mischen, wagte er nicht; sondern bat, als ein Augenblick düstern Schweigens eingetreten war, ihm sein Nachtlager zu zeigen. „Warten Sie, mein Herr“, erwiderte die Frau in aufgeregtem Tone, und wandte sich mit den Worten zu ihrem Manne: „Filippo, Du vergißt, daß das Bett noch nicht in Ordnung ist, geb' und mach' es sogleich zurecht!“ Scarlatti konnte nicht begreifen, warum Filippo das Bett zurecht machen sollte; er sagte jedoch nichts, sondern beobachtete nur in dumpfer Träumerei, aus der ihn ein seltsames Geräusch an der Decke des Zimmers weckte. Es war, als ob ein schwerer Körper hinfiel, und dann fortgeschleppt würde. Die Frau, nicht weit von ihm sitzend, sah blaß und verstört aus und schien im höchsten Grade beklommen zu sehn. Er argwöhnte das Schrecklichste, und schon trat Filippo wieder ein und zeigte ihm den Weg zu seiner Schlafkammer. Der Doctor nahm die Lampe, wünschte seinen Wirthen gute Nacht und ging mit so viel Entschlossenheit, als er noch aufzutreiben vermochte, in das kleine Gemach. Seine erste Sorge war, die Thür zu verriegeln, dann untersuchte er auf das Sorgfältigste den Fußboden, ob sich vielleicht irgendwo Fallthüren oder versteckte Mörder befänden. Von Allem dem fand er jedoch nichts; er empfahl sich hierauf dem Schutze seines Heiligen, entkleidete sich, löschte die Lampe aus, warf sich auf das Bett und schlief bald fest ein. Die Anstrengungen und Besorgnisse des vergangenen Tages waren dem guten Doctor so in's Blut gedrungen, daß die schrecklichsten Träume seinen Geist beunruhigten. Plötzlich glaubte er zu erwachen und sah Filippo mit gezogenem Dolche sich hereinschleichen und leise unter sein Bett kriechen. Dies war zu viel für seine Nerven, er erwachte nun wirklich, erschreckt und bestürzt griff er mit zitternder Hand tief unter das Bett, und — furchtbar war sein Schrecken — berührte das kalte Gesicht eines Leichnams. Seine Sinne vergingen ihm, der Angstschweiß trat auf seine Stirn. Mit einem Sprunge war er

am Fenster; es war höchstens zwölf Fuß über der Erde. — Ohne sich mehr als die nothdürftigsten Kleidungsstücke überzuwerfen, ließ er sich hinab, kletterte über einen niedrigen Zaun, der die Hütte umgab und lief querfeldein, ohne sich auch nur umzusehen. Jedes fallende Blatt, jeder Luftzug erschreckte ihn auf seiner Flucht; in jedem Busche sah er einen Feind lauern; hinter jedem Baume schien ein Mörder zu stehen. Als seine Kräfte erschöpft waren, bemerkte er erst, daß ihn Niemand verfolgte, und da der neue Tag schon anbrach, faßte er so viel Muth, sich am Fuße eines Baumes, dicht bei der Landstraße, zusammen zu kauern, wo er, ermüdet wie er war, bald einschlieft. Wie lange er geschlafen, wußte unser Doctor nicht; die Sonne war aber schon hoch über dem Horizont, als er durch das Geflingel von Maulthieren erweckt wurde, die einen Karren mit Wein beladen zogen. „Halt, halt, guter Freund!“ stöhnte Scarlatti; „um des Himmels Barmherzigkeit willen, rettet mein Leben! — Ist es keine Täuschung“, fuhr er fort, als er genauer das Gesicht des Maulthiertreibers gesehen hatte, „bist Du es wirklich, Peter? dann sey der Himmel gelobt!“ — „Und seyd Ihr es denn, Herr Doctor?“ fragte Peter mit unverbehltem Erstaunen; „haben Euch die Banditen hier festgebunden und beraubt?“ — „Nein, das nicht; aber kennst Du, Freund Peter, die Besizer jener Hütte dort links vom Walde?“ — „Ob ich sie kenne! vortreffliche Leute! sie sind sehr arm, aber ehrlich.“ — „Ehrlich?“ fuhr der erstaunte Scarlatti auf; „höre mich!“ Auf diesen Ausruf folgte nun die Erzählung seines erlebten Abenteuers. — „Das ist ja eine schreckliche Geschichte“, sagte Peter; „aber dahinter müssen wir kommen, ich bin gut bewaffnet, habe auch für Euch noch einen Degen; wir lassen die Maulthiere hier und gehen geraden Weges zu Filippo, ehe er fliehen kann.“ — Der Doctor mochte gegen diesen Vorschlag nichts einwenden, um nicht als Feigling zu erscheinen; so bewaffnete er sich mit dem Degen und Beide zogen fort. Bald kamen sie zu dem Orte des Schreckens; wie groß war aber sein Erstaunen, als er das Weib vor der Thür im ernstesten Gespräch mit einem Mönch stehen und dann sich verbergen sah. „Steckt Eure Waffen ein“, sagte der Mönch, auf die Ankommenden zuschreitend, „wenn, wie ich nach Eurem Aussehen vermuthen kann, Ihr der Herr seyd, welcher die vergangene Nacht hier geschlafen hat, und der auf eine so sonderbare Weise sich entfernte. Die arme Bianca hat mir Alles erzählt, und der Schein ist sehr gegen diese Leute. Glaubt mir aber, Eure Angst ist ganz grundlos gewesen.“ — „Ihr werdet mich doch nicht überreden wollen“, unterbrach ihn der Doctor mit großer Festigkeit, „daß ich keinen Leichnam unter dem Bette fand?“ — „Das werde ich keinesweges versuchen. Es ist die Leiche des Sohnes dieser Frau, der wenige Stunden vor Eurer Ankunft verschieden



war. Das Geflüster der Wirthsleute, welches Euch schon so sehr beunruhigte, hatte zum Zweck, Euch irgendwo eine Lagerstelle zu bereiten. Das Geräusch über Euch entstand durch das Fortschleppen der Leiche unter das Bett. Die Hoffnung, von Euch so viel zu bekommen, daß sie ihren Sohn könnten anständig begraben lassen, verführte die armen Leute, eine solche Handlung gegen ihr besseres Gefühl zu begehen. Wollt Ihr Euch von der Wahrheit des Gesagten überzeugen, so wartet, denn in kurzer Zeit holt die Leichenprozession, die ich durch Filippo bestellt habe, den todten Körper ab." — Scarlattti erhielt seine Kleider und sein Maulthier wieder. Die armen Leute hatten keinen Grund, das Geschehene zu bedauern, denn der Doctor belobnte sie auf das Freigebigste, sich selber aber mit der guten Lehre: daß man jedem Begegniß erst gehörig in's Auge schauen soll, ehe man davon läuft. S. v. B.

Der alte Geck.

Es ist ein eigen Ding um Einen, der nichts weiter ist als reich und einen solchen haben wir auf dem Bilde vor uns.



Er hat ein großes Comtoir und untersucht alle Vormittage, nachdem er bis um zwölf Uhr mit dem Aufstehen und der Toilette, die an einer solchen Gestalt nichts fruchten will, alle Hände voll zu thun hatte, fünf Minuten hindurch, ob — die Andern gehörig arbeiten. Dann bekümmert er sich um die Course der Papiere, geht hin, wo's Neues zu schauen giebt, unterhält sich dann ein Paar Stunden mit den Delicateffen des Mittagstisches, hütet sich hierauf vor jedem Gedanken, um die Verdauung nicht zu stören und setzt diese Gedankenlosigkeit im Theater fort. Das Alles ist freilich keine Tugend, aber nach den vornehmen Begriffen ohne Begriff auch keine Sünde; denn seine Zeit in möglichst behaglicher Weise unnütz zu verbrauchen, gilt für ein Gesetz der — Bornehmthuerei. Der Mann aber, den wir da sehen, hat in einem Punkte ganz den orientalischen Gebrauch beibehalten, nämlich in Betreff der Vielweiberei. Von alle dem Neuen, was er sucht und schaut, ist ihm das immer neue Liebes-Abenteuer das reizendste, und da er Geld hat und viel Geld, hält er sich schon dadurch für unwiderstehlich, obwohl er seine Siege besonders seiner geistigen und körperlichen Unwiderstehlichkeit zu danken glaubt, und er ist in einer Art wirklich einzig, indem er außer sich Keinen findet, der dasselbe glaubt. Mit seiner scharfen Brille mustert er nun alle Schönheiten, und um in seiner Heimath nicht allen guten Schein aufgeben zu müssen, besucht er die Badeorte. Da haben nun zwei junge Frauen und ein Mädchen — es ist ein wahres Geschichtchen! — den alten Fant von Seiten seiner speculativen Gelüste kennen lernen und ihm eine sehr gnädige Strafe judikirt. Jede hat ihn nämlich, mit verstellter Hand und nur mit dem Vornamen unterzeichnet, brieflich zu einem abendlichen Stelldichein, immer an verschiedenem Ort, gerufen und er ist auch nach jeder bezeichneten Stelle hingewandert, wobei ihm noch durch Bergsteigen und so weiter Pönitenz auferlegt worden ist; denn Figura zeigt, daß ihm dergleichen nicht süß ankommt. Heute fand er sich nun wieder am bezeichneten Orte ein, wartet und wartet, daß er des Stehens schon auf ewige Zeiten genug hat, und sieht jetzt verdrießlich nach seiner Uhr, die ihm sagt, daß er bereits zwei Stunden auf das harret, was ihm der Brief in seiner rechten Hand verheißt. Die drei Schönen die den Schalk im Nacken haben, schlichen sich unterdeß, geschützt von der hohen Gartenmauer, heran und befichern nun den Gefoppten, den wir laut auslachen dürfen, wenn wir wollen, ihm aber auch den besseren Schlaf gönnen, der ihm nach diesem anstrengenden Abenteuer nicht ausbleiben wird. — Wenn dieser oder jener Leser den Mann kennen will, so hat er wahrscheinlich Recht; es ist wohl derselbe, den er meint, und wenn's doch ein Anderer ist — was gleichfalls wahrscheinlich — so ist damit bewiesen, daß es derlei alter Gecken

mehrere giebt, und darauf darf man sich verlassen. Aller Verjähmung zum Trotz eilen diese Thoren nach ihrer Ansicht von Eroberung zu Eroberung, während sie doch von keinen andern Siegen erzählen dürften, als von solchen, bei denen ein Geldbeutel ohne Mann immer noch eine viel bessere Rolle spielen würde. Wer es aber mit der Moral hält, wie Diebe mit der Polizei, der ist noch äußerst zart behandelt, wenn er mit so leichter Fopperei davon kommt; denn — wir haben's schon gesagt — zwei der Schönen haben Männer und solche Männer, die mit dem Ziegenhainer seit ihren Studentenjahren vortrefflich umzugehen wissen; wir loben's aber an den Frauen, daß sie solche Rohheiten verhüten und doch den alten Gecken bei Gelegenheit eine gute Lehre zu geben wissen, was wir indeß noch viel vortrefflicher finden, wenn's auch den jungen Gecken geschieht!



Fabeln zu Bildern von Speckter.

Diese Fabeln und Bilder, an die wir schon einmal erinnerten, sind beliebt und wir verschaffen ihnen gern einen noch größeren Kreis von Lesern, als sie schon haben; wegen ihrer Gemüthlichkeit, die etwas so Ursprüngliches hat, daß selbst ein Bejahrter, wenn er diese Fabeln behaglich liest, die Kindlichkeit gleichsam wieder empfängt. Das ist wahrhaftig etwas höchst Wohlthuendes und wir würden Jeden bedauern, dem nicht zu Zeiten ein so herzerhebender Eindruck zu Theil wird. Doch die kleinen allerliebsten Dinger vertragen keine lange Rede, und demnach sey nur noch gesagt, daß sie nächstens in einer neuen Auflage erscheinen bei dem Verleger, dem wackeren Friedrich Perthes, der viel Freunde haben muß, wenn er deren so viel hat als er verdient, für gar manches Gute, das er aus stets

jünglicher Empfindung und alter Anspruchslosigkeit zum Licht förderte. Nun kommen wir gleich zu unsern Fabeln, denen wir eine unschuldige Spitze anhängen, nach unserm Zweck.

Knabe und Ente.



Knabe.

Ente, du gute, nun sag' einmal:
Wie groß ist Deiner Jungen Zahl?

Ente.

Sag' leider nicht recht gelernt zu zählen,
Doch denk' nur nicht, du willst mir eins stehlen;
Gar sorgsam geb' ich auf alle Acht,
Weil jedes mir große Freude macht.

Und sie ruft sie herbei geschwind,
Da kommen sie alle, so viel ihrer sind.
Sie schauet recht mit frohem Sinn
Auf die lieben kleinen Dinger hin;
In's tiefste Wasser schwimmen sie fort,
Der Knabe saß lange am Ufer dort.

Die Mutterliebe hilft weiter als weit,
Läßt hinter sich alle Gelehrsamkeit!

Papierdrache und Vogel.



„Seht ihr den großen Vogel da?
Ihr kleinen, kommt ihm nicht zu nah,
Dass er euch nicht etwa ertappt
Und zehen gleich hinunter schnappt.“ —
„Ach, geh' mit deinem großen Thier,
Das ist ja gar nichts als Papier.“

Da legt auf einmal sich der Wind:
Zur Erde fiel der Vogel geschwind;
Die Knaben bemühten drum sich sehr,
Doch wollt' er nicht länger fliegen mehr —
Die kleinen alle mit leichtem Sinn
Sie flatterten um ihn her und hin.

Was nur der Wind gehoben,
Ob hoch es stieg, es bleibt nicht oben;
Wie dick es thut, gar bald vergeht,
Was nicht durch eigne Kraft besteht.

Fuchs und Ente.



Fuchs.

Frau Ente, was schwimmst du dort auf dem Teich?
Komm doch einmal her an das Ufer gleich;
Ich hab' dich schon lange was wollen fragen.

Ente.

Herr Fuchs, ich wüßte dir nichts zu sagen,
Du bist mir so schon viel zu klug,
Drum bleib' ich dir lieber fern genug.

Herr Fuchs, der ging am Ufer hin,
Und war verdrießlich in seinem Sinn.
Es lüßete ihn nach einem Braten,
Das hatte die Ente gar wohl errathen.
Heut' hätt' er so gerne schwimmen können:
Nun muß' er ihr doch das Leben gönnen.

Die Habgier, wenn sie machtlos ist,
Ersetzt den Mangel gar oft mit List,
Zu sehn, wie dumm oder — klug du bist!

einen Rigger führt, in Bewegung zu setzen. An der Welle o, welche in entsprechenden Anwellen läuft, befindet sich die kleine Kurbel p, und mit dieser steht die Stange q in Verbindung, welche an dem andern Ende mit dem Krummhebel r, der einen Stützpunkt in s hat, verbunden ist. Der andere, in Fig. 4 mit t bezeichnete Arm dieses Hebels ist durch eine zur Seite der Trockenkammer angebrachte Klinke geführt, und bewegt hierdurch in dem Maße, als die Kurbel umläuft, die Trockenkammer seitlich hin und wieder. Die Kammer ist an ihrem untern Ende mittelst der Stangen oder Ketten u, u, an dem oberen hingegen mittelst der Ketten v, v innerhalb des Gehäuses a, a aufgehängt. Die Ketten v, v stehen mit zwei Rollen oder Riggern w, w, die in einer in geeigneten Zapfenlagern umlaufenden Welle aufgezogen sind, in Verbindung; und an der Welle dieser Rigger befindet sich der Hebel x, der mit der Stange y in Zusammenhang steht. Letztere ist mit einer adjüstrbaren Schraube und Schraubenmutter z, welche auf einem unbeweglichen Stücke ruht, ausgestattet. Mittels dieser Vorrichtung kann man der Trockenkammer eine jede beliebige Neigung geben, und folglich den Durchgang durch dieselbe beschleunigen oder erschweren. Man kann der Trockenkammer einen Deckel geben oder auch nicht; und eben so kann man auch den Deckel des Gehäuses a, wenn man es für nöthig findet, zum Abnehmen einrichten. Ferner kann man an dem Gehäuse auch nur den Deckel und den Boden aus Eisen und die Seitenwände aus Mauerwerk, oder selbst den Boden aus feuerfesten Backsteinen auführen. Alle diese Modifikationen wird jeder Sachverständige leicht zu machen wissen.

Das neue Nibelungenlied.

Deutschland hat nun ein tausendjähriges Heldenleben hinter sich. Es ist groß und herrlich geworden über alle Völker der Erde durch Schlachten und Kriege, durch Kampf und Noth, durch Schweiß und Fleiß, durch den Geist, der es einst losrang von den finstern Göttern des Heidenthums und es führte in das Licht der Liebe, das Christus einst vom Himmel herab auf die Erde brachte, alle Menschen zu erleuchten und zu erwärmen. Es ist ein hoher, göttlicher Genuß, auf diese unsere ruhmreiche Vergangenheit zurückzublicken und zu sehen, wie unsere Ahnen stritten und kämpften für das Heil und den Segen ihres Nachkommen, wie sie sich emporarbeiteten aus dem Nebel ihrer Wälder und ihres Heidenthums in die sonnige, lächelnde Atmosphäre des Christenthums. Hier tritt uns das größte deutsche Heldengedicht als ein Brennspiegel dieses Kampfes entgegen — das Nibelungenlied. Hier, sehen

wir die wilden, deutschen Völkerschaaren der Völkerwanderung in ein großes Meer zusammenfließen und das Heidenthum unserer alten Ahnen sterbend auftreten gegen den heiligen Geist des Christenthums. Durch die Bärenfelle des trotzigem Heiden dringt die heilige Lehre und das Schwerdt, das Christus einst in die Welt gebracht; die heidnischen Gaine stürzen nun mit ihren Göttern und lichten sich; die Blut- und Familienrache der Heldin des Gedichts, Kriemhilde, mordet das Leben aller Nibelungen und ihr eigenes Leben. Wir sehen am Ende nichts als ein blutgedüngtes Feld des Todes, über das die lichte, lebensquellende Gestalt des Christenthums, der Liebe, der Versöhnung und des neuen Lebens, in welchem wir groß und stark geworden sind, über alle Völker dahinschreitet. Daß dieses große, deutsche Volksgedicht verdient, von allen deutschen Völkern gekannt und genossen zu werden, dafür spricht sein Inhalt selbst und das Zeugniß aller derer, die sich mit ihm vertraut gemacht haben. Es ist aber bis jetzt leider noch immer zu wenig bekannt im deutschen Volke, weil es ihm bisher noch nicht in recht volksthümlicher angenehmer Weise und doch zugleich in einer wohlfeilen Ausgabe geboten worden ist. Wir sind deshalb überzeugt, Allen einen guten Dienst erwiesen zu haben, wenn wir es nun in einer süßigen, der jetzigen deutschen Sprache angemessenen Uebersetzung, mit Holzschnitten zum Volksbuche ausgestattet, dem deutschen Volke anbieten. Es ist in der Vereins-Buchhandlung in Berlin für $1\frac{1}{2}$ Thlr. zu haben, für einen Preis, der, wenn man Mühe und Ausstattung berücksichtigt, unerhört ist, und von den Verlegern nur in der Hoffnung so gering gestellt werden konnte, daß ein reichlicher Absatz und Anerkennung ihrer Absicht Müß' und Fleiß einigermaßen belohnen werde. Der Uebersetzer (H. Beta) hat es sich ernstlich angelegen sehn lassen, den holprigen, ungeschickten Urtext so süßig und erquicklich als möglich wieder zu geben, und das Ganze zu einem wahrhaft neuhochdeutschen Gedicht umzuwandeln, da dem Volke, welches das Gedicht nur lesen und genießen will, wenig damit gedient sehn kann, die Unbeholfenheit des Urtextes eben so unbeholfen wieder zu haben. Es sollte ein neuhochdeutsches Gedicht werden in der Form, welche die Bildung unserer Sprache nothwendig erheischt. Und er darf hoffen, daß ihm dies nicht mißlungen ist. Um das deutsche Volk nun specieller darauf aufmerksam zu machen, werden hier einige Holzschnitte zum Nibelungenliede, nach Zeichnungen von Holbein, mit der nöthigen Angabe ihrer Beziehung zum Texte gegeben, worüber Jeder selbst urtheilen mag. Es ist nur dabei zu bedenken, daß sich die Holzschnitte auf dem noch schöneren Papiere unseres Nibelungenliedes auch schöner und kräftiger ausnehmen.



Das erste Bild versetzt uns in das dritte Buch, wie der starke Siegfried mit der hörnernen Haut mit dem furchtbaren Schwerte, Balmung genannt, siebenhundert Nibelungenhelden und ihre beiden Könige erschlägt und so den großen Schatz der Nibelungen, den hundert ganze Wagen nicht hätten fortbringen können, erobert. - Dies brachte ihm Reichtum und Ruhm, daß ihn Alle fürchteten.



Aber sein Reichtum und seine Macht und der königliche Stolz seines Weibes Kriemhilde, der Königin Brunhilde gegenüber, kostete ihm endlich das Leben. Er ward, wie im sechs-
zehnten Buche erzählt wird, durch Hagen auf der Jagd zu einer Quelle verlockt, und, indem er sich zum Trinken bückte, von diesem mit einem langen Speere von dem Rücken her durchbohrt, so daß der Lanze Spitze zum Herzen wieder herausdrang und der springende Blutstrom die Kleider des Mörders besprüzte. Wir sehen, wie Hagen in dem Bewußt-

seyn seiner Missethat flieht, aber der todtwunde Siegfried richtet sich mit Löwenkraft auf und verfolgt ihn mit dem durchbohrten Leibe, bis er, der nie besiegte Held, niederstürzt, die Blumen des Waldes mit seinem Blute röthet und sterbend den herbeigeeilten König Gunther bittet, sein geliebtes Weib in Treue zu pflegen.



Erschütternd ist die Schilderung, wie das liebende Weib den schmähhchen Tod ihres geliebten Heldengatten erfährt, wie sie klagt und weint und die Leiche in's Leben zurück küssen will; erschütternd die Scene, die wir oben sehen, wie der Mörder Hagen an die Leiche herantritt und nun (nach dem alten

Volksglauben) deren Wunden aufs Neue zu blüten anfangen, wie sich die Umstehenden vor dem entdeckten Mörder entsetzen und Kriemhilde ausruft: „Hagen, ihr seyd der Mörder! Gott wird die Missethat rächen durch meiner Freunde Hand!“



Wir sehen noch das trostlose Weib, wie es vor den dienenden Frauen, an des Geliebten Leiche niedergesunken, klagt und weint „drei Tage und drei Nächte, bis sie ihren lieben Mannes satt genossen und auf Gott hofft, daß er auch sie dahinnehme und ihre Noth endige“, wie sie mit ihrer schönen, weißen Hand sein schönes Haupt aufhebt und es küßt und dabei Blut weint

aus ihren lichten Augen und ohnmächtig niedersinkt, als man die Leiche zur Gruft forttrug.



Das obige Bild giebt uns eine Scene des sechsundzwanzigsten Buches, wie die Helden von König Gunthers Hofe bei dem Markgraf Etzel's (Attila's) Rüdiger gastfreundschaftlich bewirthet werden, wobei der edle Giselher um Rüdiger's schöne Tochter wirbt und sie bekommt zum trauten Weibe. Doch wie wenig genosß der Edle dieses wonniglichen Kindes. Die Furie der Blutrache, welcher das ganze Heldengeschlecht der Nibelungen zum Opfer fällt, bricht auch über ihn herein.

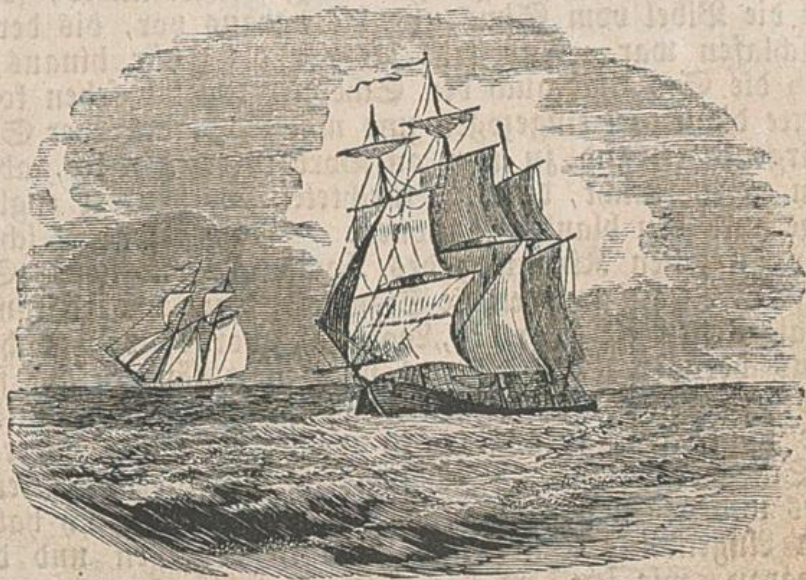


Der grimme Mörder Hagen kommt in die Gewalt der racheglühenden Kriemhild und wird in Ketten und Kerker geworfen. Sie ließ ihrem eigenen Bruder, dem Theilnehmer an dem Morde ihres geliebten Mannes, das Haupt abschlagen; sie tritt nun, das erschütterndste Bild der altheidnisch-deutschen Blutrache, mit diesem abgeschlagenen Haupte in den Kerker des Mörders Hagen und hält es ihm an den Haaren entgegen. In der andern Hand hat sie das fürchterliche Schwerdt Balmung, welches sie, von der Furie der Blutrache entflammt, schwingt und dem Mörder damit das Haupt selbst abschlägt. Doch auch Kriemhilden trifft nun die Blutrache. Hildebrand entreißt ihr das Schwerdt, von dessen Schlage getroffen sie schreiend zum Tode niedersinkt.

Da ruhte nun im Tode jedweder Heldenleib
Und jämmerlich zerstückelt das edle Königsweib,
Dieterich und Egel beweinten diese Noth
Und jammerten und klagten der vielen Freunde Tod.

Die ruhmvollsten Helden lagen nun erschlagen,
Und alle Leute hatten zu weinen und zu klagten.
Mit Leiden nahm ein Ende des Königs Lustbarkeit,
So wie ja stets die Liebe sich endiget in Leid.“
H. Beta.

Aus dem
Nachlass eines Seemanns.



„Ich war ein Junge von funfzehn Jahren, und hatte außer einigen Fischerbarken und Küsten-Fahrzeugen noch nichts Rechtschaffenes von einem Schiffe gesehen. Da kam eines Morgens ein Fahrzeug mit vollen Segeln in die Nähe des Strandes, und brachte alle Bewohner unsres Dorfes in Allarm. Es war die schönste Schooner-Tafelage, die man denken kann. Vier Kanonen blitzten aus seinen Backbords-Schanzkleidungen hervor, und von seiner Gaffel wehte eine englische Flagge. Nun aber war dazumal eine englische Flagge an unserer Küste etwas Seltenes, denn die Dänen ließen beständig kreuzen und machten Jagd auf sie, wo sie einer habhaft werden konnten. Da war nun des Verwunders kein Ende, und Alle geriethen außer sich, als der Schooner vor unserm Dorfe hin und her

kreuzte. Halt, dachte ich, das mußt du dem Vater sagen, der ist so viel klüger, als alle Andern hier im Orte, der wird's wohl wissen. — Der Alte hörte mich aufmerksam an: Das ist ein Raper und Schmuggler zugleich, mein Sohn. Er wird verfolgt, hat seinem Feinde einen Vorsprung abgewonnen, und sucht Schutz in unsern Buchten. Sein Hin- und Herkreuzen bedeutet, daß er einen Lootsen sucht, und er wird bald genug Signale machen. Wer da hinaus könnte; solches Volk sieht es auf eine Handvoll Thaler nicht an. — Ich will auch die Handvoll Thaler haben, Vater! Bin ich auch kein befahrner Mann, so kenne ich hier herum doch jedes Fahrwasser und jede Bank genau, und bringe den Schooner, wohin er will. — Das sollst du bleiben lassen! brummte der Alte, Manneswerk ziemt sich nicht für Kinder; auch bin ich krank, und es ist Niemand da, der mir beisteht! Du wirst doch deinen Vater nicht verlassen wollen, da er krank ist? Junge! — Ich sagte nichts, sondern nahm die Bibel vom Sims und las daraus vor, bis der Alte eingeschlafen war. Nun trat ich vor die Thür hinaus, von wo ich die See und auch den Schooner deutlich sehen konnte; er hatte die Segel eingezogen und machte Signal über Signal, daß irgend Jemand zu ihm an Bord kommen sollte, aber sie thaten es Alle nicht, denn sie fürchteten sich vor der englischen Flagge und den blanken Kanonen. — Jetzt gewahrte ich auch in der äußersten Kimmung des Horizontes ein neues Segel, und gleich darauf wurden die Signale heftiger und es kam mir vor, als flogen die Worte: „Lootse an Bord!“ vom Schooner zu uns herüber. Da hielt es mich nicht länger; ich fragte zurück: ob Einer mich begleiten wollte, und als sie mit dem Kopfe schüttelten, sprang ich in meine Jolle und ruderte zu dem Schooner hinaus. — Ich handelte hinter dem Rücken des Vaters und gegen sein ausdrückliches Verbot; aber ich hatte in diesem Augenblicke Vater und Heimath vergessen und dachte nur daran, wie ich dem Schooner zu Hülfe kommen wollte. Der Schweiß lief mir von der Stirn und als ich bei dem Fahrzeuge längsseits legte, konnte ich vor Erschöpfung kaum sprechen. Sie warfen mir ein Tau zu, ich band die Jolle fest, und stieg an Bord. Der Capitain kam mir entgegen und fragte, was ich wolle? — Wenn er mich haben möchte, wollte ich sein Lootse sehn, gab ich zur Antwort. — Er lachte, aber bald wurde er wieder ernsthaft und fragte: ob ich mich wirklich getraue, das Fahrzeug durch das Netz von Klippen und Sandbänken zu steuern und es jenseits der Inseln auf ein freies Fahrwasser zu bringen? — Ja, antwortete ich, dann muß ich doch erst wissen, ob euer Fahrzeug auch nicht zu tief geht; denn wenn ihr über sechs Fuß unter Wasser habt, müßt ihr Luken umsegeln, und das ist ein Umweg von mehr als dreißig Meilen. — Das paßt! rief der Schooner-Capitain; mein Schiff geht

etwas über fünf Fuß, und jener ungeschlachte Bursche da, der mir ungerufen in mein Kielwasser steuert, muß sich jetzt einen andern Cours suchen. Frisch, mein Söhnchen, wir wollen Segel setzen! Bringst du mich gut durch, so gebe ich dir hundert Thaler; betrügst du mich aber, oder setzt mich auf den Strand, so daß ich dem Dänen da in die Hände falle, hänge ich dich auf. — Wir setzten nun Segel, so viel der Schooner nur zu führen vermochte; allein je mehr wir unter Land kamen, je schwächer wurde der Wind, und wir rückten wenig von der Stelle. Auf der hohen See briesste es indessen frisch auf, und ehe wir es uns versahen, näherte sich die dänische Brigg immer mehr und hatte bald den Eingang des Kanals erreicht, den wir mit schwacher Fahrt durchschnitten. Aber nun mußte die Brigg auch ihre Segel einziehen; der Wind hörte fast gänzlich auf und sie ging überdies viel zu tief, um sich in dies Fahrwasser zu wagen. Die Brigg legte sich nun am Eingange des Kanals fest, und feuerte einen Schuß nach dem andern auf uns ab; aber wir waren schon zu weit entfernt und die Kugeln fielen weit hinter unserm Heck in's Wasser. — Zuletzt wurde es dunkel, und zugleich umzog sich der Himmel von allen Seiten; der Regen stürzte in Massen herab, und es wurde so finstern, daß wir keine Hand vor Augen sehen konnten. Wir lagen mitten in dem Klippeneg, gerade bei der gefährlichsten Stelle, und eine falsche Strömung, die uns nur einige Fuß aus dem Fahrwasser brachte, hätte uns geliefert. Mir war bei dem ganzen Handel nicht wohl zu Muthe, und ich ward noch verwirrter, als der Capitain sich neben mich stellte und mich mit einem stechenden Blicke ansah. Ich wünschte mich weit weg vom Bord des Schooners. In demselben Augenblicke war es mir, als trete die Gestalt meines Vaters mit aufgehobenem Finger vor mich hin; ich zitterte an allen Gliedern, und hätte ich mich nicht geschämt vor dem fremden Schiffsvolk, ich hätte zu weinen angefangen. — Junge! rief jetzt der Capitain, Junge, warum zitterst du? Hast du mich dem Dänen verrathen, so bist du verloren. Aber so wie so bin ich geliefert; du wirst mich nicht aus der Klemme ziehen, und darum sollst du immer voran den Weg wandern, den wir morgen früh Alle müssen. — Schon befahl ich meine Seele Gott; da fügte es der Himmel, daß wir eine kleine Briesse vom Land her bekamen, und die leichten Obersegel sich füllten; der Schooner schwankte, und ich war für dieses Mal gerettet. Es dauerte aber nicht lange, und nach einer Viertelstunde lagen unsere Segel wieder glatt an den Mast gedrückt. Nun wurde großer Rath gehalten, was geschehen solle, um aus dieser gefährlichen Lage heraus zu kommen, und endlich beschlossen wir Folgendes: Der Schooner sollte von seiner Schaluppe bugfirt werden, ich aber und der Capitain wollten voraus fahren mit meiner leichten Jolle und das Fahr-

wasser untersuchen, wobei ich durch das Winken mit einer Laterne den Steuercours angeben sollte. Das geschah. Aber es war während der Zeit noch finsterner geworden, und als wir kaum sechs Ruderschläge von dem Schooner entfernt waren, vermochten wir ihn nicht mehr zu sehen. Ich strengte nun alle meine Sehkraft an, um unsere Lage ausfindig zu machen, und gab dann dem Capitain Anleitung, nach welcher Richtung er abhalten solle. Da zischte und knatterte es plötzlich in der Luft, als ob ein Blitz hernieder führe, und die ganze Gegend ward eine Sekunde lang erhell't; sie hatten am Bord der Brigg eine Rakete steigen lassen. Und warum? Um ihren Böt'en ein Signal zu geben, denn diese waren alle in's Wasser gelassen worden und in den Kanal hinein gerudert. Die Ruder-Mannschaften antworteten mit einem lauten Hurrah, und in allen Böt'en war ein helles künstliches Feuer angezündet, das drei Minuten lang hoch aufloderte. Es war ein gräßlicher Anblick. Wir sahen die Brigg ganz deutlich an der Mündung des Kanals; die Böt'e, vollgepfropft mit bewaffneten Matrosen; unsern Schooner, der in lichten Flammen zu stehen schien, und dazu in meiner größten Nähe das Gesicht des Capitains, worauf sich Wuth und Verzweiflung zeigten. — Hier kann nur Gott helfen! sprach ich, denn das Feuer hatte ihnen die Lage des Schooners verrathen, und sie ruderten mit langen Zügen auf ihn los. Aber nun erloschen die Feuer, und die Dunkelheit war noch eins so furchtbar als zuvor. — Wir sind hin! rief der Capitain mit freischendem Tone, aber meinen Schooner sollen sie nicht haben, und du, kleine Schlange, sollst noch von mir zertreten werden! Ich stand an einem Ende der Jolle, und er am andern; leise betete ich um Erbarmen zu Gott und dieser half, indem er mir den Weg der Rettung zeigte. Vor meinen Füßen lag ein kleines Faß, das wir stets mit süßem Wasser zu füllen pflegten, wenn ich mit meinem Vater auf die See hinausfuhr. Das hob ich hoch empor, neigte mich darüber, und warf es, indem ich einen lauten Schrei that, in's Wasser. Dann aber bückte ich mich eben so schnell und hielt mich unter den Vorderducht verborgen, wobei ich kaum Athem zu holen wagte. Das Alles geschah so schnell, daß ich nicht schneller einen Zug aus meiner Pfeife thun kann. „Der Junge ist über Bord!“ sprach der Capitain in sich hinein, und ruderte die Jolle nach dem Schooner zurück. Er rief den Leuten in der Schaluppe zu, an Bord zu kommen und sprang selbst über den Fallreep. Die Jolle ließ er treiben. Ich lag noch immer still, und erst als ich, nach meiner Rechnung, mich eine bedeutende Strecke hinter seinem Spiegel befand, wagte ich es, aus meinem Versteck hervorzukriechen und nach den Rudern zu greifen. Heißah, wie flog das kleine Ding über das Wasser hin! Ich hörte und sah nichts, und hatte, von

blinder Furcht erfüllt, keinen andern Gedanken, als wie ich möglichst weit aus dem Bereiche des Schooners kommen wollte. Da knitterte und knatterte es in der Luft, ganz wie vorhin. Der Däne hatte abermals eine Rakete steigen lassen, und abermals glühten die künstlichen Feuer in den Bötten auf. Sie waren keinen Flintenschuß weit von mir entfernt, und konnten mich so deutlich sehen, wie im hellsten Sonnenschein. Sogleich ruderte eines der Böte mir entgegen, und als ich geantwortet, daß ich ein Fischer von der benachbarten Insel sey, preßten sie mich zum Lootsen. In diesem Augenblicke glühten die Feuer so hell auf, daß der ganze Kanal wie im Zauberlichte strahlte, und man konnte jeden Gegenstand am Bord des Schooners unterscheiden. Da sahen wir, wie die ganze Besatzung sich in die Schaluppe warf und davon ruderte, das Fahrzeug aber blieb einsam liegen, denn auch der Hund, den sie in der Eile vergessen hatten, sprang mit lautem Heulen in's Wasser und schwamm ihnen nach. — Als die Dänen die Mannschaft des Schooners entfliehen sahen, schriegen sie Alle, wie vom Teufel besessen: Ihnen nach! ihnen nach! und rissen dabei mit solcher Behemenz an den Riemen, daß sie meine kleine Jolle beinahe übergerudert hätten. Flugs waren auch zwei ihrer Böte voraus, und hinter der Schaluppe drein, die beiden andern aber legten sich am Backbord und Steuerbord des Schooners und ich hörte deutlich, wie die mit Enterhaken versehenen Fangleinen auf das Verdeck niederstürzten. Dann aber erloschen die Feuer wieder, die dieses Mal über fünf Minuten gebrannt hatten, und tiefe Finsterniß umgab mich zum dritten Male; doch hatte ich während der Helle fleißig umhergespäht, und ruderte jetzt frisch nach der Richtung hin, wo ich einen Landungsplatz finden konnte. Da vernahm ich auf einmal ein furchtbares Geprassel; es war, als ob Himmel und Erde zusammenbrechen sollten, ein lautes, verworrenes Geschrei schallte zu mir herüber, und der Schooner stand in hellen Flammen. — Der Schmuggler hatte Feuer in der Nähe der Pulverkammer angelegt, und seine Mine wohl berechnet. Von ihm und seinen Leuten hat man nachher nichts wieder gehört, denn Tags darauf wüthete ein heftiger Sturm und sie sind wahrscheinlich in der See umgekommen. Aber die armen Dänen mußten es theuer büßen, denn fast Alle, die an Bord des Schooners gegangen waren, fand man am andern Morgen als Leichen, oder doch schwer verwundet wieder. — Ich lief nun, was ich konnte, nach Hause, denn ich brannte vor Begier, meine Abenteuer der vergangenen Nacht zu erzählen. Aber je näher ich der väterlichen Wohnung kam, je langsamer wurde mein Gang, denn es fiel mir schwer auf's Gewissen, daß ich dem Vater ungehorsam gewesen war und ihn einsam zurück gelassen hatte. Endlich erreichte ich die Hausthür und trat mit lautklopfendem

Herzen ein. Nicht ein Laut. Ich schlich mich in die Stube; da lag der Vater, ganz wie gestern, mit geschlossenen Augen, nur weit bleicher, und die Züge seines Gesichts schienen schmerzhaft verzerrt. Vor ihm auf dem Bette lag die Bibel aufgeschlagen und er hielt die Hand darauf. Ich wagte nicht, mich zu regen, als ich aber den Alten noch immer regungslos liegen sah, trat ich endlich näher. — Er war todt! — Ich warf mich bei'm Bette auf die Knie und heulte und schrie, aber ich konnte ihn nicht wieder zum Leben erwecken. Und als nun meine Thränen zuletzt versiegten und ich das brennende Auge aufschlug, fielen meine Blicke auf die Bibel und auf die Stelle, worauf der Finger des Todten deutete. Gott im Himmel, es war der Spruch: „Ehre Vater und Mutter, auf daß es dir wohlgehe und du lange lebest auf Erden!“



Es sind jetzt mehr als funfzig Jahre verflossen seitdem, aber noch heut durchzuckt mich die Erinnerung an jenen Augenblick wie ein Gericht des Himmels, und ich habe dies niedergeschrieben für Kind und Kindeskind, damit ihnen mein unvergänglicher Schmerz tief und tiefer den Spruch einpräge: „Ehre Vater und Mutter, auf daß es dir wohlgehe und du lange lebest auf Erden!“

Der Schiffs-Capitain Wilhelmi.

Ludwig (Louis) Philipp,
König der Franzosen.



Seit 1830 ist dieser Sohn des Herzogs Louis Jos. Phil. von Orleans (der in der großen Revolution 1789 eine be-

deutende Rolle spielte, sich selbst, um den Republikanern zu schmeicheln, Egalité nannte und 1793 guillotiniert wurde) König der Franzosen. Am 6. October 1773 geboren, als Kind Herzog von Valois, dann Herzog von Chartres und zuletzt, nach dem Tode seines Vaters, Herzog von Orleans genannt, erhielt er, unter der Aufsicht seiner Mutter, Louise von Penthièvre, seine erste Erziehung von dem wackern Ritter Bonnard; 1782 vertraute man seine Bildung der Frau von Genlis (Sillery) an. Ihre Lehren stößten ihm Achtung für Menschenwürde und Volksglück ein. Der Eintritt des Herzogs in Militärdienste und seine Beförderung erfolgte früh. Bei dem Beginn der Revolution befehligte er als Obrist ein Regiment; 1791 wählte man ihn zum Commandanten von Valenciennes. Nach seinen ersten Waffenthaten (April 1792) ward er zum General-Major und bald darauf zum General-Lieutenant befördert. Als solcher focht er rühmlichst in der Schlacht bei Valmy (20. Sept. 1792) und in der Schlacht bei Jemappes (6. Nov. 1792) entschied er, als Befehlshaber von 24 Bataillonen, durch seine Tapferkeit und Umsicht den folgenreichen Sieg der Franzosen. Dennoch sah er sich durch seine Stellung zu den Machthabern genöthigt, mit Dumouriez (1793) auszuwandern und sich nach der Schweiz zu begeben, worauf man (unter Robespierre) ihn ächtete und einen Preis auf seinen Kopf setzte. Nachdem er in der Schweiz seiner Schwester Adelaide und Frau von Genlis einen Zufluchtsort gesichert und sie mit dem Reste seiner Baarschaft unterstützt hatte, lebte er in Dürftigkeit, bis er, gestützt auf schätzbare Kenntnisse, im October 1793 die Stelle eines Professors der Geometrie und Geschichte bei dem Schulcollegium zu Reichenau (bei Chur) erhielt, wo er unter dem Namen Chabos lehrte; doch schon nach acht Monaten gebot ihm die Sorge für seine Sicherheit, sein Amt aufzugeben, in welchem er sich allgemeine Achtung und Liebe erworben. Nun fand er unter dem Namen Corby einen Versteck zu Brenngarten (Schweiz). Darauf unternahm er (1795) eine Reise über Hamburg, durch Schweden, Norwegen und Lappland bis an den Nordpol, wo er sich mit astronomischen Beobachtungen beschäftigte; dann kehrte er nach Hamburg zurück, ernährte sich dort eine Zeitlang als Gelehrter, ging darauf nach Nordamerika (1796), wo Washington ihn als Freund aufnahm. Von da begab er sich (1800) nach England, in welchem Lande er sich zu Twickenham wissenschaftlichen Arbeiten weihete. Von seiner in Spanien lebenden Mutter nun finanziell unterstützt, besuchte er Malta (1808) und Sicilien; dort vermählte er sich (25. Novbr. 1809) mit der Tochter des Königs Ferdinand IV. Prinzessin Maria Amalia. Aber die strengen, politisch-absolutistischen Grundsätze der Königin Maria Caro-

lina mißfielen ihm so sehr, daß er den Hof verließ. Die Restauration 1814 führte ihn nach Frankreich zurück; er übernahm das Commando in den Nord-Departements, aber nach Napoleons Entweichung von Elba (1815) trat er aus dem Dienst und begab sich nach England; doch nicht lange und Napoleons Sturz führte ihn in das öffentliche Leben zurück; er trat als Pair von Frankreich ein, zerfiel aber mit dem nach Unumschränktheit strebenden Hofe und ging abermals nach England, söhnte sich jedoch bald (1817) mit König Ludwig XVIII. aus, und hielt sich nun im Vaterlande, fast immer auf seinem Landgute Neuilly, als Privatmann auf, bis die Lenker der Juli-Revolution ihn als Generalstatthalter nach Paris (30. Juli 1830) und (7. Aug.) auf den französischen Thron, als Bürgerkönig, beriefen.

Musterhaft im Familienkreise als Gatte und Vater, als Regent ehrenhaft, friedliebend, wohlwollend, freisinnig in den Grenzen der Gesetze, lebensflug und beharrlich, muthvoll aber vorsichtig und versöhnlich gegen Feinde, lenkte er bisher unter erheblichen Schwierigkeiten und Gefahren aller Art die Geschichte des leicht beweglichen Frankreichs mit günstigem Erfolge.

R. S.

Das Schloß Vorst in Tyrol

und die Sage von den feindlichen Brüdern.

Vorst ist ein halb in Ruinen liegendes Schloß, auf einem Hügel mitten unter Strauchgebüsch erbaut, welche in Felsblöcken wurzeln. Die kleinen Wasserfälle des Partschin baden den Fuß dieser Felsen, unterhalten die Frische des Mooßes, das ihn bekleidet; schattenreiche Bäume, die ihn krönen, beleben mit ihrem Rauschen die Gegend und ermüden das Echo. Vorst besaß einst eine bedeutende Herrschaft, die dem Besitzer zugleich den Grafentitel gab. In jenen märchenreichen Zeiten, aus denen uns so manche Herz und Gemüth, Geist und Moral anregende Sage und Legende überliefert ist, lebte hier ein Graf, der seine Frau sehr übel behandelte, weil sie ihm nur eine Tochter und keinen männlichen Erben geschenkt hatte, und er das Besizthum seiner Ahnen schon in den gierigen Händen fremder Familien zu sehen vermeinte. Die Frau, welche das Leiden nicht mehr ertragen konnte, begab sich eines Tages nach der Hütte eines berühmten Nekromanten; als sie zurückkehrte, verfiel sie in eine schwere Krankheit, aus der sie nicht eher genas, bis sie, nachdem sie Zwillinge geboren, die bleiche Lippe des Todes küßte. Schon in der Wiege stießen die Kleinen einander fort; und je größer sie wurden, desto mehr



wuchs der Haß der Zwillinge, als sie erst einsehen lernten, wie sehr Jeder von ihnen dem Andern im Wege stand; denn die Schloßfrau von Borst war ohne Beistand niedergekommen, und man wußte nicht, welcher von den Söhnen der Älteste sey. Der Vater haßte Beide, weil Jeder daran Schuld sey, daß er nicht einem Erstgebornen seine ganze Herrschaft hinterlassen könnte; im Sterben machte er ihrem Zwiste. Sie bewohnten nach ihres Vaters Tode die beiden verschiedenen Flügel des Schlosses, und umgaben sich Tag und Nacht mit Wachen, Jeder fürchtend, der Bruder könne das Ende des Bruders beschleunigen wollen. Beide verliebten sich in die Tochter eines Ritters in der Umgegend, und trafen sich einst auf dem Wege zu diesem vor dessen Burgthor; sie senkten das Visir und stürzten wüthend auf einander, mit heftigen Hieben die Eisenstienen ihrer Rüstung bedeckend. Jener Ritter trennte sie

und sie erhielten von seiner Tochter den Bescheid, niemals zurückzukehren, da sie so unnatürliche Brüder nicht achten, viel weniger Einem von ihnen Gattin werden könne. Nun gab ein Bruder dem andern diese Abweisung Schuld, und ihre Gedanken waren: Lebte mein Bruder nicht, wäre ich Graf von Borst; lebte mein Bruder nicht, wäre ich ihr Gatte; ohne meinen Bruder wäre ich glücklich: o, möcht' er nicht leben! Tagtäglich wuchs ihr Haß und im ganzen Lande verbreitete er Schrecken und Abscheu. Zur Zeit zog ein heiliger Mann, der Abt von Brixen, durch das Land; er heilte die an der Seelenkrankheit Daniederliegenden und tröstete die Unglücklichen. Dieser würdige Mann wandte sich gen Borst, wo die Brüder, Otto und Adelbert, in stetem Streite lebten; er besuchte Beide, und nöthigte sie, nachdem er lange umsonst seine eindringlichen Worte verschwendet, zu dem Versprechen, sich am folgenden Tage ohne Waffen am Altar in der Kapelle des Schlosses einzufinden. Der Abt hielt am nächsten Tage, als der Adel und das Volk in Schaaren nach der Kirche gekommen, um die Versöhnung der Zwillinge zu sehn, eine herzerschütternde Rede, trat dann zu Otto und Adelbert und sprach, ihnen den Kelch reichend: „Bei dem Leib und dem Blut unsers Herrn Jesus Christus beschwöre ich Euch, jeden feindlichen Gedanken zu lassen und Euch den Friedenskuß zu geben!“ Die Brüder erhoben sich, eilten auf einander zu, und schon wollte die versammelte Menge laut aufjauchzen ob der freudigen Ausöhnung, als ein schrecklicher Schrei, von jenen Beiden zugleich ausgestoßen, die Kirche durchhallte; das Kleid des Priesters, der Altar war mit Blut bespritzt aus den Wunden, welche die Brüder sich gegenseitig mit verborgenen Dolchen beigebracht. Sie lebten noch. Dem erschrocken Priester war die Hostie aus der Hand in das Blut geglitten, und bis auf späte Zeit zeigte man die blutige Hostie im Schlosse zu Borst. Das Blut der Zwillinge floß in Strömen aus den klaffenden Wunden, aber gleich dem Del und dem Wasser vermengte es sich nicht. Der Abt wandte sich zu ihnen, ihre Seelen zu erretten und drohte ihnen mit der Hölle und dem Fegeseuer. „Desto besser“, rief Otto, „so werde ich die ewige Freude haben, meinen Bruder ewig leiden zu sehn! Ich möchte das Paradies nicht, wenn ich seine Thränen, seinen Jammer dort nicht mit anschauen könnte!“ — Der Priester wendete sich zu Adelbert: „Denk an deine Seele!“ sprach er, „und gieb zugleich deinem Bruder ein gutes Beispiel.“ — „Damit er es befolge und nicht verdammt werde? Nein, ich hasse ihn, wie mein Vater meine Mutter hasste. Von Kindheit an gehörte meine Seele dem Teufel.“ — „Und ich hasse dich“, erwiederte Otto, „wie meine Mutter meinen Vater hasste!“ — Beide warfen einander drohende Blicke zu, bis sie verschieden. In der Nacht nach ihrem Tode

batte der wohlwollende Abt von Brixen folgenden Traum: Die Jungfrau Maria erschien ihm, und sprach mit freundlichem Lächeln: er solle sich den Brudermord, dessen mittelbare Ursache er gewesen, nicht bekümmern lassen; denn durch den Nekromanten, welchen die Mutter zu Rath gezogen, sey der Teufel herbeigerufen worden, und was mit der Hölle begonnen, müsse auch mit der Hölle enden.

„Das eben ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend Böses muß gebären!“ — Dieser Spruch Schiller's bewährt sich in obiger Sage, und wie manche andre enthält sie zugleich einen Anruf zum Guten, den man, um ihm dem Wesen des Menschen näher zu bringen, an Personen knüpfte, die in ihren Neigungen und Thaten dem Bösen sich zuwendeten; diesem gab man auch eine Gestalt, welche man Teufel nannte. Gar viele alte Sprüchwörter warnen vor diesem zur Gestalt gewordenen Bösen, und eines derselben paßt hier ganz besonders, nämlich:

„Wer sich dem Teufel in Sünden verspricht,
Der entkommt ihm selbst am Altare nicht!“

Daß man sich ihm nun nicht verspreche, soll man im verlockenden Falle lieber etwas opfern, sey es eine Neigung, ein Gelüst, sey's ein bestritten Recht, das uns zu Leidenschaftlichkeit verführen könnte, oder eine irdische Habe. So dachte z. B. Wladislaw, der nachmalige König von Polen. Als der sich im Jahr 1375 taufen ließ, führten ihn die Priester zu allen Heiligenbildern in der Kirche und vor jedem ließ der neue Christ eine Kerze aufstecken. Dann führte man ihn noch vor ein gräßliches Bild und sagte ihm: „Dies ist der Teufel (das Böse), der Erzfeind des Menschen!“ — „Ei“, rief Wladislaw aus, „dem stecket alsobald zwei Kerzen auf, damit er uns ungehudelt lasse!“ — Steckt diese Kerzen in Eurem Geiste, in Eurem Herzen auf, und wenn es dann in Beidem hell wird, so läßt Euch der Teufel, die Lust zum Bösen, gewiß ungehudelt!

Der Edelknabe.

Dieser blondlockige, milchgesichtige Jüngling (nach dem Gemälde von H. Wittich) ist ein Edelknabe oder Page, der bei einem Ritter die Künste des Ritterthums erlernt, um später selbst als freier Ritter zu leben. Er versetzt uns in die Zeiten vor der Reformation, ungefähr in das Ende des vierzehnten oder den Anfang des funfzehnten Jahrhunderts, weil er bereits ein Schießgewehr trägt, was erst gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts in Gebrauch kam. Die Pagen oder Edelknaben waren Söhne von Adelligen und Freien,

„Frachtfuhrmann, laß uns nicht so lange harren;
Frisch vorwärts! — spute Dich in's Teufels Namen!
Nur erst zur Hälfte seh' ich Deinen Karren —
Die andre Hälfte steckt ja noch im Rahmen.

Ich bin kein Kenner, Kritiker, Kunststrichter,
Für die die vordre Fracht bestimmt vom Rheine;
Sprich, Fuhrmann, trägt Dein Karren für den Dichter
Nicht hintenauf ein Faß mit altem Weine?“ —

Aber sagt selbst, lacht Einem nicht das Herz im Leibe über die
Seiterkeit im ganzen Bilde? Es ruft uns gleichsam zu: Nützet der
Menschheit nach besten Kräften, und thut es fröhlich, so werdet
Ihr Euch nicht nur eine innere Zufriedenheit, sondern auch die
Zuneigung aller guten Menschen erwerben! Doch seht, dort im
Hintergrunde hat der Maler noch zwei Dörflerinnen hingestellt,
die sich wundern mögen, daß unser Kunstbeförderer so allein
herumtanzt, ohne sein Schätzchen bei sich zu haben. Vielleicht
denken sie auch: ach, wäret Ihr doch so leicht wie Jener,
und hättet nicht die schwere Bürde auf dem Kopf, wie wolltet
Ihr hüpfen und springen! Aber es sind vernünftige Dirnen,
sie stehen nur still und schauen sich die Freude des Mannes von
Weitem an; wäre das Milchweib in der Fabel eben so flug ge-
wesen, hätte sie noch ihre Milch im unzerbrochnen Topfe oder
das Geld in der Schürzen-Tasche. Alles hat seine Zeit! — Ihr
also, die Ihr nicht, wie unser Kärner, gleich bei Eurem Geschäft
lustige Sprünge machen könnt, spart Euch das Hüpfen und
Springen bis nach der Arbeit auf, da schmeckt es desto besser! —
Und nun, lustiger Kärner, fahr zu! Gott geleite Dich, daß Du
immerdar Deinen Beruf für Deine Freude und dabei die ganze
schöne Erde für einen Sang- und Tansaal halten magst!

A. G.

Verläumdung.

Die Zunge ist ein klein aber gefährlich Ding. „Statt
von falscher Freundeszung' ist's besser, man wird verwundet
von Dolch und Messer!“ sagen die Spanier, und es giebt nicht
leicht Jemand, der nicht erfahren hat, daß Wunden, die Einem
böse Zungen schlagen, meist schwerer zu heilen sind als alle
andern, weil sie durch das Gerücht immer wieder von Neuem
aufgerissen werden. Sehr schlimm in der Welt, daß Gutes,
was man so Manchem nachsagen muß, immer verkürzt, alles
Schlimme aber in's Unendliche verlängert wird. Gellert hat
davon erzählt in seiner „Mißgeburt“, einer Fabel, welche
G. Osterwald bildlich darlegte. Da sagt Morgens eine Ge-
vatterin, die stets einen Heimlichkeits-Kram haben muß, den
sie von den fatalen Schwestern Lüge und Mißgunst in Com-

mission nimmt: „Denk' dir, die stolze Lucinde, die Bornehme, die uns oft beschämt mit ihrem schönen Anzug, hat eine Mißgeburt zur Welt gebracht, ein Kind“ — hier bekreuzt sie sich — „mit verdrehtem Gesicht und langen Hasenohren, so sieht's aus! —



Aber sag's ja nicht weiter!“ — Die Gevatterin muß es indesß begreiflich alsobald ihrer Nachbarin erzählen, wie der gehafteten Lucinde ein Strafgericht gekommen, denn sie hat ein Kind, das ganz einem Hasen gleicht, und noch obenein mit einem Pferdefuß begabt ist! Hier folgt nun die Beschreibung bis



in's Kleinste, und endet mit dem mitleidigen Ausruf: „Die Arme! — nun, wir wollen's nicht unter die Leute bringen, dieses fürchterliche Unglück!“ — Die Frau Nachbarin verspricht's auch, in Gedanken aber schon ihre Kaffeeschwester ausnehmend, der sie Alles getreulich erzählt; nur muß das Kind noch Krallen an den Händen haben und ein entsetzlich böses, immer heulendes Teufelchen sehn.

Gellert verwünscht nun am Schluß das Gerücht, wie es durch Zuträgerinnen in stets vermehrter Lüge sich überall hinschleicht, oft die herzlichsten Verhältnisse auf ewig zerstört, und endet mit der humoristischen Wendung, daß er auf jenes Weib nicht schmählen möge, weil ihre Zungenkünste ihn erschrecken.

Wir sind indeß auch nicht zum Späße furchtsam, sondern sagen kurzweg, die Gerüchte-Schmiede, oder mit dem hergebrachten Wort die Verläumder sind von den Gesetzen bisher viel zu nachsichtig behandelt, denn sie gehören zu den Criminal-Verbrechern, da es einer der ärgsten Todtschläge ist, wenn man Einem die Ehre todtschlägt. Wenn Euch also so ein Kerl oder solch eine Kerlin entgegentritt und Euch Diesen oder Jenen verdächtig macht, so sey Euch vor Allen dieser Verdächtigmacher verdächtig. Ihr könnt ihm erzählen, wie man aus einem wohlgestalteten Kinde, das gerade nicht die kleinsten Ohren hatte, ein fabelhaftes Schandbild machte, könnt hinzusetzen, daß es sehr hübsch von den alten Polen war, daß sie den Verläumder oder die Verläumderin unter die Bank vor dem Rathhause an eine Kette legten und durch energische Mittel dazu nöthigten, die begreiflich zahlreich zu dem Spaß herbeigezogenen Zuschauer wie ein Hund anzufnurren und anzubellen, wie er oder sie es im Leben mit dem geübten Metier der Bosheit that, und endlich könnt Ihr etwa schließen mit den Worten: „Der Verläumder hat den Satan auf der Zunge, und wer ihm zuhört, hat ihn in den Ohren — packet Euch!“ — Es wäre sehr hübsch, wenn Einer oder der Andere gelegentlich unserm Rathe folgte!

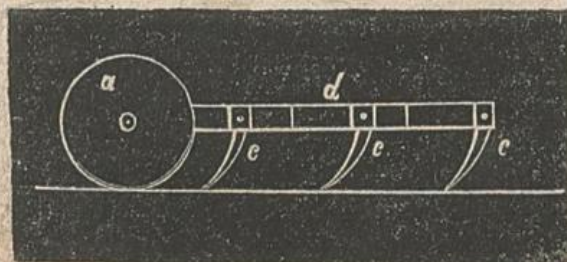
Vertram.

Verbessertes Scarificator.

Charles Madeley in England ist patentirt worden auf eine neue Anordnung der Scarificatoren und anderer Arten von Eggen, welcher gemäß jeder Zahn in einer eigenen Linie wirkt, wodurch die ganze Oberfläche des Bodens auf wirksamere und vollkommnere Weise umgebrochen und aufgerissen wird. Diesen Zweck erreicht man dadurch, daß man die Balken, an denen man die Zähne befestigt, im Zickzack laufen läßt.

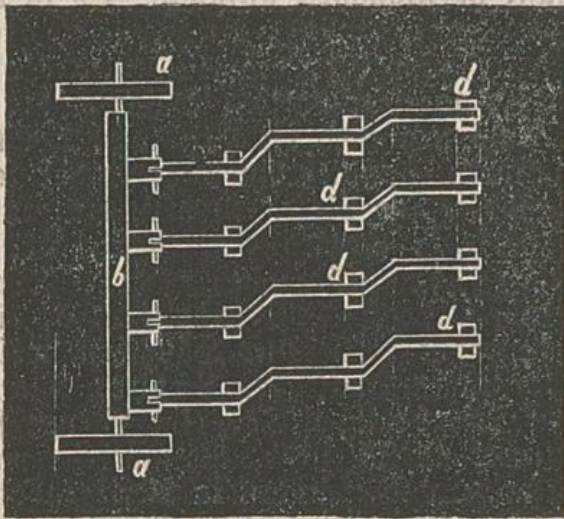
Fig. 1. ist eine seitliche Ansicht und Fig. 2. ein Grundriß der verbesserten Egge. a, a sind die Laufräder, an dem Ende des Gestelles a aufgezogen. c, c, c sind die Zähne, die in den schmiedeeisernen Bal-

Fig. 1.

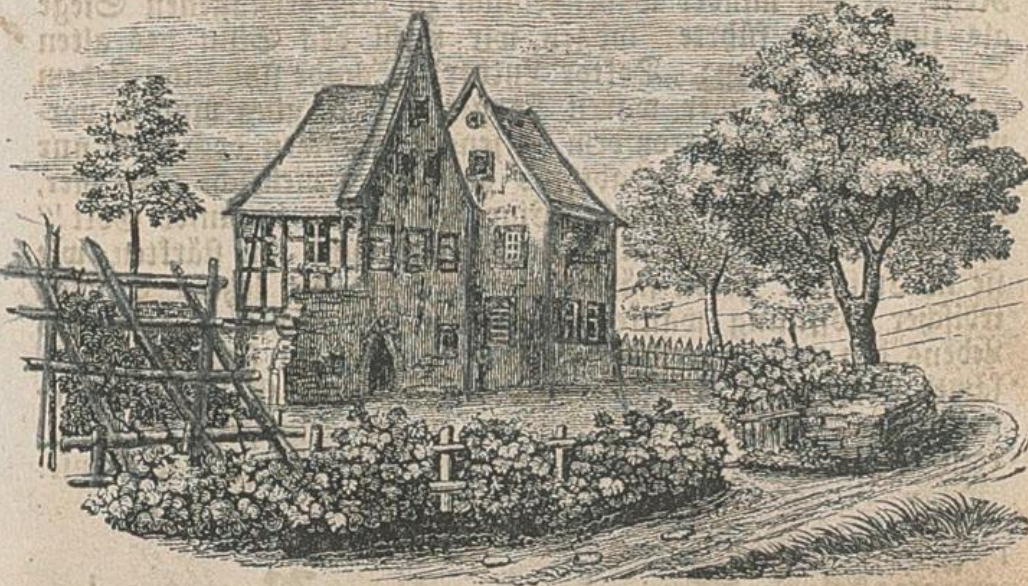


fen d, d, deren Form aus einem Blicke auf die Zeichnung ge-
nügend deutlich wird, festgestellt wurden.

Fig. 2.



D a s
Luther-Häuschen bei Heidelberg.



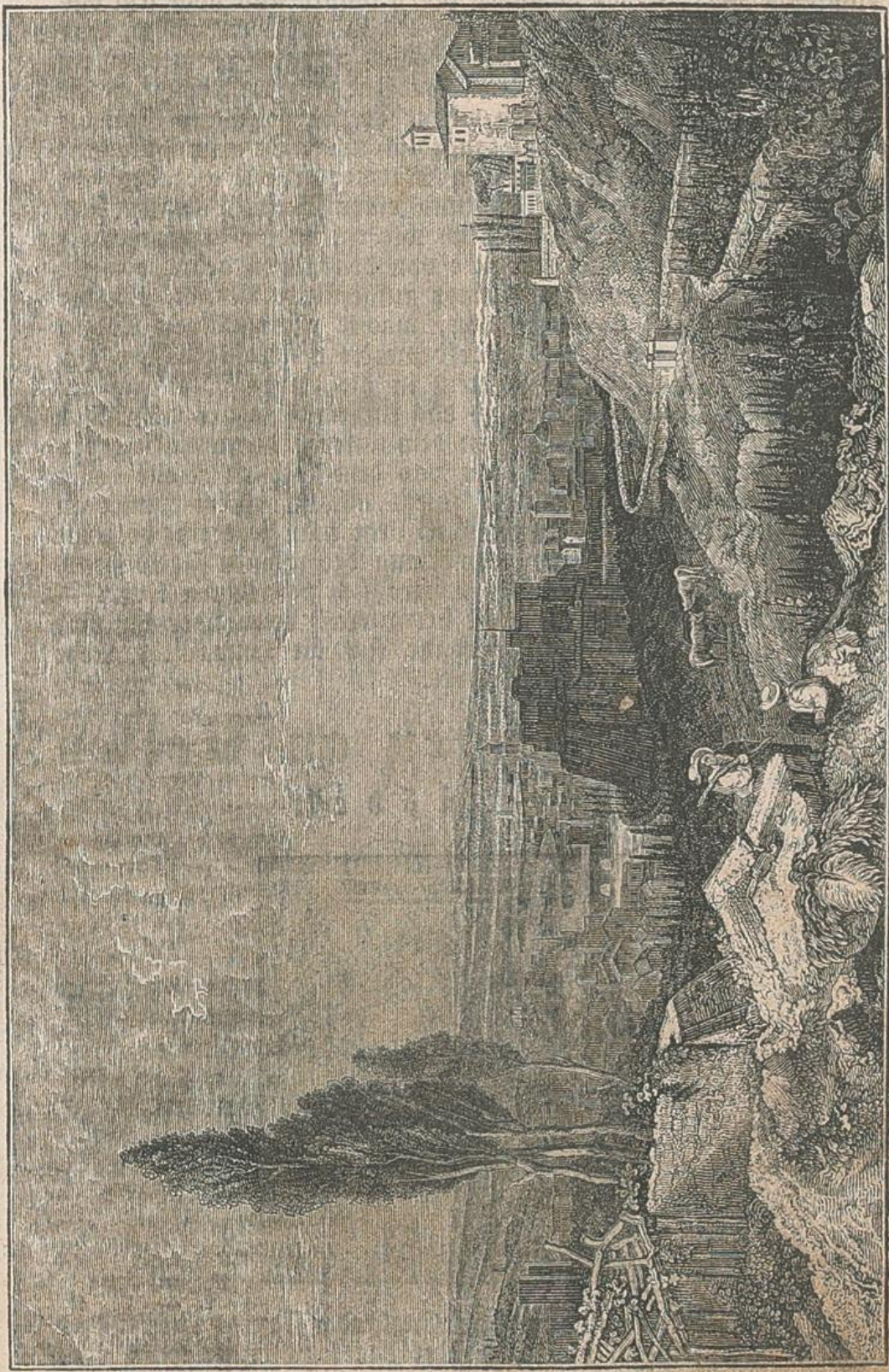
Gegenüber der schönen Stadt Heidelberg, am Fuße des
heiligen Berges, und von den Fluthen des Neckars bespült,
liegt das kleine Dörfchen Neuenheim unter Mandelbäumen und

Rebengeländen versteckt, welches durch eine Schlacht zur Zeit der ersten Raubzüge der französischen Duhnositzen (Sans-culottes), die sich in Deutschland ihren Anzug und noch etwas mehr holten, beinahe ganz in Flammen aufging. Es ist indeß seitdem aus der Asche wieder erstanden, wie deutsche Freiheit wieder erstanden ist unter dem brennenden Drucke der Fesseln, die Fremdherrschaft ihr angelegt hatte. Während der schönen Jahreszeit machen auch jetzt noch die Heidelberger Studenten und die Bürger mit ihren Familien Ausflüge nach jenem Dörfchen. Unweit des Gasthofes zur Rose, wo man die zauberische Aussicht auf Fluß, Stadt, Thal und Berg genießt, steht an der nach Frankfurt am Main führenden ebensten Straße Deutschlands, die dennoch „Bergstraße“ genannt wird, ein altes, von den Flammen verschont gebliebenes Häuschen, welches dadurch, daß es den nach Worms reisenden Luther eine Nacht beherbergte, bis auf den heutigen Tag eine Menge frommer oder neugieriger Besucher an sich zieht. Vermuthlich wollte der Gottesmann in Heidelberg Niemanden in Verlegenheit, oder wohl gar in Gefahr bringen; er kehrte deshalb in der unbedeutenden Dorfschenke ein, wo er unerkannt ruhen und dann in einer Tagereise Worms erreichen konnte. Von hier aus sah er die Thürme der Stadt, in welcher es sich durch öffentliche Ablegung seines Glaubensbekenntnisses entscheiden sollte: ob das Evangelium, die Lehre des Heilandes, für das deutsche Volk frei werden könne und welches Schicksal ihn selbst erwarte! Wenn wir bedenken, was Alles er empfunden und gedacht auf einer Reise, die ihn minder wahrscheinlich zu dem errungenen Siege als zum Tode führte, mögen wir wohl den Sinn des alten Sprüchwortes fassen: „Doktor Luther's Schuhe sind nicht Jedem gerecht!“ Ihm aber waren sie gerecht; er ging muthig vorwärts, und wenn er trotz dem in jenem Häuschen doch wohl nur eine unruhige Nacht gehabt, so geschah es vielleicht eben hier, daß die gewaltigen Töne: „Eine feste Burg ist unser Gott!“ aus seinem Innern zuerst hervordrangen, und ihn stärkten, wie sie in Ewigkeit Jeden stärken werden, der die letzten Stützen irdischer Hoffnung wanken, aber auf stürmischen Wogen des Lebens den unvergänglichen Leuchtthurm erbaut sieht aus duldsamer Erkenntniß, aus dem Glauben an einen Gott, der unter denen, die auf verschiedenen Wegen zu ihm kommen, keinen Unterschied macht, sie Alle liebend empfängt im heiligen Vaterhause.

D a s

römische Amphitheater Verona's.

Zu seinen bedeutendsten Merkwürdigkeiten zählt Verona die Arena, das römische Amphitheater, das in seinem früheren



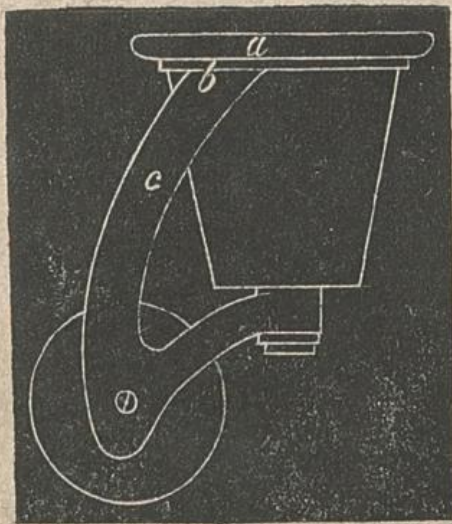


Jetzt wissen vier Frauen diese unheilvolle Geschichte, jede weiß sie unheilvoller, und da, nach einem italienischen Sprüchwort, schon drei Frauen einen Markt machen, ist's nur ein unumgängliches Ergebnis, daß Nachmittags vor allen Häusern Gruppen stehen, die sich mit dem Scandal unterhalten. Die arme Lucinde muß nun zu pietistischen Stoßseuffzern und gleißnerischen Moral-Predigten dienen, um so mehr, als eben eine Deputation des Magistrats in Begleitung des Pfarrers und Physikus feierlich nach dem Hause der Wöchnerin vorüberzog. Und was fand man? Ein sehr wohlgestaltetes ruhiges Kind, das nur nicht gerade die kleinsten Ohren hatte!



Umfange über 20,000 Menschen fassen konnte und noch jetzt das am besten erhaltene Denkmal jener Zeit ist. Dies erkennend, wird auch Seitens der Stadtbehörden Alles gethan, es nicht allein in gutem Zustande zu erhalten, sondern auch die Theile, welche verfallen sind, nach und nach wieder herzustellen; dies Gebäude steht am Plage Bra und ist (angeblich unter Domitian und auf dessen Betrieb) außen ganz von Marmor erbaut worden. Es hat bei einer Länge von 464 und einer Breite von 367 Fuß innen eine ovale Form, die sich wie ein hohler ellipsenartiger Kegel gestaltet, dessen Oberfläche von den Sitzen gebildet wird. Die äußere, aus rothem Marmor aufgeführte Mauer, von der nur noch Bruchstücke vorhanden, machte gewiß seinen Anblick eindrucksvoller. Ein Reisender bemerkte neuerdings über diesen Bau: „Bei dem Eintreten in die Arena fühlt' ich all' die Größe, all' die Pracht und das Angemessene der elliptischen Form, wo der obere Rang von dem unteren durch einen engen Weg getrennt ist. Wenn man von dem höchsten Kreise dieser Sitze hinabsieht, scheinen sie zuletzt alle in einem Punkt zu enden. — Wo einst die Arena war, sieht man jetzt eine hölzerne Bühne, und man hört dort den Klang des zahmen Fiedelbogens, wo einst das Gebrüll wilder Thiere sich vernehmen ließ.“ — Das wollen wir übrigens nicht betrauern! denn über der vergangenen alten Herrlichkeit erbaut sich die Humanität mehr und mehr ihre gesicherten Tempel.

Verbesserungen an Rollen für Möbel.



Die Erfindung ist von dem Engländer James Lutton und besteht ganz einfach darin, daß er das sogenannte Horn oder

den Kolben der Rollen, die man an Möbeln anzubringen pflegt, durch einen Arm verstärkt, damit die Rollen auch unter der Last großer Gewichte nicht nachgeben. Die Figur zeigt eine derlei verbesserte Rolle in einem Seiten-Aufriß. Ihr oberer Rand wird, wie gewöhnlich, von einem Kranze oder Bande a gebildet, dieser Kranz ist aber hier von bedeutender Stärke, damit er dem Drucke, den der Ring b nach Oben zu ausübt, besser widerstehe. An diesem Ringe befindet sich ein Arm c, dessen unteres Ende in das Horn oder in den Kloben der Rolle, die dadurch bedeutend verstärkt wird, ausläuft.

Die drei Könige.

(Eine Sage der Vorzeit.)

Zur Zeit des Philipp von Valois, Königs von Frankreich, verheerte die schwarze Pest alle Länder und der Tod riß ganze Geschlechter mit sich fort; so sehr wüthete die Zerstörung, und der Schrecken scheuchte die Menschen so auseinander und in die Fremde, daß manches dem Grabe entronnene Kind Niemand zu nennen wußte, dem es angehöre. So fand sich auch einst auf einer der Straßen von Paris ein Mädchen, das aus einem verödeten Hause hervor geschlichen war an die wärmende Sonne, und die Vorübergehenden im Namen der heiligen Jungfrau bat, ihren Hunger zu stillen. Sichtbar war die Kleine eben erst in der Genesung von schwerer Krankheit, und so fürchtete Jeder, daß durch Näherung oder Berührung derselben die furchtbare Seuche über ihn kommen könne und abgewandten Gesichts schritten Viele vorüber. Endlich erbarmte sich Peter Bloteau, ein Bürger des Stadtviertels St. Gervais, der Flehenden und nahm sie liebevoll in sein Haus.

Das Mädchen wurde gepflegt, doch währte es gar lange, ehe es nur eine Frage nach den Ibrigen beantworten konnte, und endlich wußte sie auch nichts weiter, als daß sie Catharina de Braie heiße; ein Halsband von Diamanten, welches sie trug, schien eine hohe Abstammung zu verrathen. Bloteau gab sich alle Mühe, ihre Herkunft zu entdecken und ihre Verwandten aufzufinden, aber vergebens blieb alle Nachforschung und er und die Seintigen wurden es gewohnt, Catharina als Hausgenossin zu betrachten und sie, die zu einer der schönsten Jungfrauen erwuchs, lebte mit ihren Pflegeeltern in verborgener Stille.

Es geschah aber, daß beide Söhne Bloteau's, Julius und Melchior, sich in sie verliebten. Jener, ein aufbrausender Bursche, suchte durch Musikanten und Gaukler, deren Fertigkeiten und Künste er vor ihrem Fenster üben ließ, ihre Gunst zu gewinnen und sein Ungestüm bedrängte ihr Herz. Melchior pflanzte Blumen und stellte sie in ihr Gemach, und nicht sein Mund,

nur seine Blicke verriethen dann die innere Leidenschaft; Catharina aber blieb unbefangen bei diesen Schuldigungen. Und einst brachte Julius eine bohemische Alte, eine Zigeunerin, in's Haus, und hatte die Prophetengabe derselben nach seinem Sinne erkauft, wenn etwa Catharina sie anrufen sollte. Und sie that es, ließ das Weib in ihr Gemach treten, um es über ihr Schicksal zu befragen. Die Wahrsagerin, wohl wissend, was sie sprechen sollte, ergriff die Hand der Jungfrau und fuhr erbebend zurück, ganz vergessend, was Julius ihr zu sagen geheißten. Catharina drang in die Bestürzte, die, je mehr sie schaute, in immer größere Verzückung gerieth und endlich, wie unwillkürlich, verkündete:



„Es streiten einst drei Kön'ge sich
Um Dich!

Es tödten einst zwei Kön'ge sich
Um Dich!

Doch fand dann schon die Krone sich
Für Dich!“

Catharina aber hörte den Spruch mit an und begriff seinen Inhalt nicht, auch als ihn das böhemische Weib wiederholte; da sie aber der Wahrsagerin eine Münze zum Lohn geben wollte, sprach diese: „Nein, damit bin ich nicht zufrieden; Du mußt mir die Hälfte Deines Halsbandes geben, wenn es Dir nichts mehr gilt und Du dereinst Deine Krone hast.“ Und die Alte, wohlverfahren in den Schriftzeichen, setzte selbst eine Urkunde auf, worin ihr dies Halsband verheißen wurde, und Catharina unterzeichnete sie, sinnend über den Spruch und um der Krone willen das Halsband schon vergessend. Und wie das böhemische Weib von dannen ging, war es ihr gleich einem Traum, was geschehen, und nur die geheimnißvollen Worte lebten in ihrem Gedächtnisse.

Veinlicher noch als bisher waren der Jungfrau nun die Bewerbungen der beiden Jünglinge, und Julius versiel darüber in Wuth, Melchior in stilles Särmen, so daß von Bloteau's Hause der Frieden wich. Julius schwur, dem hochfahrenden Sinn Catharinens genug zu thun und glaubte bald, sein Ziel gewonnen zu haben. Es war nämlich Philipp von Valois zu seinen Vätern versammelt worden und seine Leiche sollte feierlich zur Gruft bestattet werden. Da erhob sich unter den Bogenschützen des Königs und den Salzträgern, zu denen Julius gehörte, ein Streit. Diese behaupteten, seit undenklicher Zeit gehöre ihnen das Vorrecht, den Sarg des verstorbenen Fürsten zu tragen, die Bogenschützen dagegen vermeinten, wer den König im Leben bewacht, dem gebühre das Recht, ihn auch zunächst bis an die Gruft zu geleiten; und deshalb würden sie von dem Sarge des Königs nicht weichen, bis ihr Führer seinen Degen auf die Thür des Grabgewölbes gelegt und der Wappenherold ihnen zugerufen habe: „Er ist in Gottes Bewachung, ihr seyd entlassen!“ Und die Marschälle der Todtenfeier gaben ihnen Recht; da aber erhob sich Julius und, mit seinem schweren Stabe Ruhe gebietend, redete er so kräftig und eindringlich für die Gerechtfame der Seinen, daß selbst die anwesenden Prinzen ihm beipflichteten. Die Bogenschützen mußten zurücktreten, so heut als für immer; und dies machte einen solchen Eindruck auf Julius Handwerksgenossen, daß sie ihn einmüthig zu ihrem Könige ausriefen und ihm als solchen manche Vortheile zuerkannten. Im Jubel und auf einem Tragsessel im Triumph nach seinem Hause geleitet, glaubte er den Stolz Catharinens nun wohl überwunden zu haben, erfubr aber nach

wie vor keine Gunst, welches seinen Ingrimmm inimer mehr entflammte.

Der arme Melchior, der zu der Gilde der Bogelsteller gehörte, war im Herzen überzeugt, sein Bruder werde nun Catharinen heimführen und grämte sich deshalb sehr, hatte auch keinen andern Gedanken, als an seine Ersehnte, so daß seine Bögel ungelehrig blieben und nichts aussprechen konnten, als den Namen Catharina. Als nun der neue König, Johann, von Rheims seinen Einzug in Paris hielt und die sämtlichen Bogelsteller auf der Brücke Pont aux Changeurs ihre Waare ausboten und anpriesen, damit nach altem Herkommen zwei Hundert Bögel gekauft und von der Kirche aus, wohin der König zog, in Freiheit gesetzt würden, stand Melchior stumm und in sich gefehrt, kaum gewahrend, was um ihn her sich begab. So kam es denn auch, daß Alle ihre Bögel los geworden, nur er hatte die seinigen noch immer im Käfigt. Es wollte ihn nun aber der Grundherr der Brücke, da die Zeit zum Verhandeln um war, nicht mehr an seiner Stelle dulden; der Jüngling, der jetzt aus seinen Träumen erwachte, mochte nicht weichen und es entstand darüber ein Auflauf im Volke, als eben der König mit seinem Geleit über die Brücke daher zog. Johann sandte einen Boten, zu forschen, was sich dort begeben, und als er die Geschichte erfuhr und auch, daß alle Bögel Melchior's fort und fort riefen: Catharina! ward er neugierig und befahl, der Bogelsteller solle heran treten. Melchior, beschämt und demüthig, gab auf alle Fragen Bescheid und mußte zuletzt auch bekennen, weshalb seine Bögel nichts weiter gelernt, als den einen Namen, wobei der Jüngling, überwältigt von seinem Herzen, in ein Lob seiner Geliebten ausbrach, daß Alle ihm mit Erstaunen zuhörten. Und der König Johann sprach: „Ich will Dir diesen Tag zu einem glücklichen machen, wie ich hoffe, daß er es mir sehn soll. Ich selbst kaufe alle Deine Bögel, ernenne Dich, Melchior Bloteau, hiemit zum König Deiner Gilde, und werde selbst bei Catharinen Dir Freiwerber sehn.“ — Melchior, vor Entzücken kaum seiner Sinne mächtig, ward nun von den Bogelstellern zu ihrem Könige ausgerufen und feierlich nach seines Vaters Hause begleitet, wo die Erzählung dessen, was er erlebt, große Bewunderung erregte.

Catharina aber blieb kalt wie sonst gegen die beiden Brüder und zog sich immer mehr in sich selbst zurück; denn sie fühlte, daß die Prophezeiung des bohemischen Weibes wahr werde und fand sich tief verlegt von der niedern Erfüllung so hoher Verheißung, deren Lösung aber noch nicht ganz gekommen war. Da trat nach zweien Tagen ein junger Mann in das Haus ihres Pflgevaters und begehrte, Catharinen zu sprechen. Und wie sie vor ihn hintrat, züchtig und erröthend und eben um so schöner in ihrer seltenen Schönheit, da stand der junge Mann be-

troffen vor ihr und wagte nicht, seine Rede anzubringen. Catharina aber, als sie ihm in's Auge schaute, erbehte, ward bleich wie eine Lilie und wollte umsinken. Da fing der junge Mann sie in seinen Armen auf und schwur: er wolle ihr kein Leids zufügen lassen bei seiner königlichen Ehre; denn er war kein Anderer als König Johann selbst, der als Freierwerber kam und mit der Liebe im Herzen wieder ging.

Noch zwei Mal sah Johann Catharinen in der Messe und nicht lange währte es, da ließ der König den Peter Bloteau zu sich bescheiden, um ihm zu sagen, daß er Catharinen zu seiner Geliebten begehre. Der alte Pflegevater kam bestürzt heim und sagte Catharinen, was geschehen; sie aber, von Ehrbarkeit durchdrungen, erhob sich mit Stolz und verwehrte sich dem Könige, obwohl die Gluth und die Sehnsucht ihres Herzens für ihn sprach. Fort und fort bemühte sich Johann, ihre Gunst zu erringen, doch vergebens; das heimliche Weh aber warf Catharinen auf das Siechbette, dem sie nur entkam, als ihre entseelte Hülle nach dem Begräbnißorte bei der Kirche St. Jean gebracht werden sollte.

Und als die Jungfrau mit der nun gewonnenen Todtenkrone im Sarge lag, schön wie das herrlichste Abbild einer Seligen, da trat die böhemische Alte herzu und zeigte ihre Urkunde; Peter Bloteau aber hielt sie heilig gleich einem Vermächtniß der Dahingeschiedenen und gab der Alten das Halsband, damit sie ihr Theil nehme. Wie sie es aber zerbrach, da fand sich in einem Gehäuse folgende Schrift: „Catharina ist nur das Pflegekind der de Braie's; sie ist eine Tochter des Philipp von Balois und der Clotilde von Auvergne.“ — Und als nun Bloteau erstaunt dastand und nicht wußte, ob er diese Entdeckung verkündigen oder verheimlichen sollte, da kamen die Leichenträger und brachten Catharinen zu ihrer letzten Ruhestätte.

Die Brüder Julius und Melchior aber fanden keinen Frieden, es trieb sie hin zu dem Grabe Catharinens. So geschah es, daß am 14. November 1350 Nachts Julius in tiefem Hinbrüten auf dem Kirchhofe saß; da trat auch sein Bruder herzu, und streute, ungesehen von jenem, Blumen auf die ihm heilige Stätte. Julius, noch eifersüchtig um die Todte, gerieth mit ihm in Wortwechsel und erschlug seinen Bruder; wie er aber seine That erkannte, zückte er die Mordwaffe gegen sich selbst und am Morgen wurden beide Leichen gefunden.

Als aber der König Johann dies Alles vernahm und daß Catharina seine Schwester gewesen, überfiel ihn ein Grauen und er befahl, daß fortan dieser Kirchhof geschlossen werden und keinen Todten mehr aufnehmen solle. Und dies wurde gehalten immerdar, so daß die Stätte den Namen trug: der wüste Kirchhof.

Aus dieser Sage, wonach angeblich eine Prophezeiung sich erfüllt hat, ruft uns eine warnende Stimme zu: Trachte nicht, deine Zukunft kennen zu wollen, denn in dem, was du davon als wahr annimmst, liegt dein Schicksal! Daß Catharina an jene Prophezeiung glaubte, gab jedem Vorfall eine falsche Richtung und Deutung. Wer seine Zukunft in eigener Gewalt zu haben glaubt, der verleugnet Gott und dieser verläßt ihn, um so mehr, wenn man, wie hier Catharina that, sein Herz nur auf irdische Hobeit richtet; Aberglauben und Eitelkeit halten uns da in Furcht und Hoffen, bis sie uns — statt unter geträumtem Glanze — unter der Todtenkrone betten.



Thaddäus Kosciusko.

Thaddäus Kosciusko wurde am 12. September 1746 zu Meretschowschtschisna in dem Palatinat Nowogrodek, dem heutigen Gouvernement Grodno, geboren. Nachdem er sich unter dem Beistande des Palatins Sosnowski mit den Elementen der Wissenschaften bekannt gemacht hatte, war er einer der fleißigsten Schüler im Kadettenhause Warschau's, später ging er in's Ausland, um sich zu vervollkommen, besuchte während eines Zeitraums von fünf Jahren Deutschland, Italien und Frankreich (1769 — 1774) und kam zur Zeit der ersten Theilung Polens in sein Vaterland zurück. Sein offener Charakter lenkte schon damals die Aufmerksamkeit auf ihn, er entzog sich ihr jedoch in dem Schlosse Sosnowice, wo er Lehrer der Tochter des Palatins Sosnowski und bald der innigste Verehrer seiner Schülerin wurde. Er faßte den Plan, sie zu heirathen, sah jedoch einen großen Widerstand von Seiten des Palatins voraus, und nahm seine Zuflucht zur Unterstützung des Königs Stanislaus August Poniatowski. — Der König suchte zuerst, jedoch vergeblich, Kosciusko von dieser Heirath abzuwenden;

dann versprach er ihm seinen Beistand, wirkte aber insgeheim mit dem Palatin vereint gegen die Absichten des jungen Liebhabers. Dieser verließ in Verzweiflung sein Vaterland und begab sich nach Danzig (1775), wo er sich auf einem Fahrzeuge einschiffte, welches nach Martinique ging.

In dieser Zeit warfen die vereinigten Staaten von Amerika das Joch Englands ab. Kosciusko diente Anfangs den Amerikanern als Freiwilliger, erhielt aber am Ende des Jahres 1776 die Stelle eines Obristen. Er glänzte in der amerikanischen Armee durch seinen Muth und seine militairischen Talente; als der Revolutionskrieg 1783 beendigt war, wurde Kosciusko, mit dem Orden des Cincinnatus geschmückt, zum Brigade-General erhoben und hatte Theil an den Belohnungen, die durch den Congress theils in Geld, theils in Ländern festgesetzt wurden.



Nach neunjähriger Abwesenheit kam Kosciusko ruhmbedeckt in sein Vaterland zurück, wo ihm Alles eine glänzende Zukunft versprach. Seine Rückkehr erregte große Freude unter seinen Landsleuten; — er aber nahm wenig Theil daran, denn er fand seine Geliebte, Sosnowska, verheirathet, seinen Vater todt. Wohl triumphirten endlich Vernunft und die Stärke seines Charakters über jene Leidenschaft, die ihm nur mit allem Weh des Herzens gelohnt worden war, aber der Eindruck von dem gewaltsamen Tode seines Vaters erlosch nie. Der Vater Kosciusko's, ein Mann, der mit vielen guten Eigenschaften auch manche strafbare verband, hatte die Unumschränktheit, welche sich damals der polnische Adel anmaßte, dahin ausgedehnt, daß er seine Bauern mit der fürchterlichsten Strenge behandelte, so daß diese, des Druckes müde, ihren Herrn ermordeten. Die Seele des jungen Generals Kosciusko war von diesem tragischen Ereigniß tief ergriffen, und nachdem er Erbe der Güter seines Vaters geworden, behandelte er seine Bauern nicht nur mit der größten Menschlichkeit, sondern machte sie vor seinem Tode vollkommen frei.

Inzwischen eröffnete Polen seinen Constitutionstag (1788), welcher vier Jahre dauerte. Sein Resultat war die Constitution vom 3. Mai 1791 und Polen, welches sich durch dieses Unternehmen selbst stärker sah, suchte den fremden Einfluß von sich abzuwälzen. Es kam zum Kriege mit Rußland. Am 18. Juni 1792 zeichnete sich Kosciusko bei Zielenice aus; am 17. Juli gewann er neue Lorbeeren durch die Schlacht bei Dubienka. Aber der König Stanislaus August schloß, aus Besorgniß, seine Krone zu verlieren, einen Waffenstillstand ab und die Russen kamen als Verbündete und Freunde nach Warschau, wo sich der König in ihrer Mitte befand.

Mehrere Generale und Offiziere, unter ihnen Kosciusko, förderten ihre Entlassung und gingen in's Ausland. Aber bald erhob sich in Polen eine republikanische Partei, welche die alte Aristokratie zu stürzen und eine allgemeine Gleichheit einzuführen suchte. Von Neuem wurde mit aller Kraft gerüstet und Kosciusko zum Führer für diesen Krieg ernannt; während in den ersten Tagen des März 1794 der Brigadier Madalinski die Fahne der Unabhängigkeit im Norden des Palatinats Masovien erhob und nach Krakau marschirte, hielt Kosciusko hier seinen Einzug in der Nacht vom 24. bis 25. März. Zum Generalissimus der Armeen von Polen und Lithauen erklärt, sah er sich noch im Besitze einer diktatorischen Macht ohne Grenzen, durch den Akt der Unabhängigkeit, welchen die Bewohner Krakau's am 24. März 1794 unterzeichneten.

Nachdem Kosciusko das Gouvernement in jeder Art organisiert hatte, verließ er Krakau mit seinen Truppen, denen die Russen bei weitem überlegen waren. Am 4. April 1794 be-

gegneten sich beide Armeen bei dem Dorfe Raclawice, zwölf Meilen von Krakau. Der Kampf war fürchterlich, der Sieg für die Polen entscheidend und seine Resultate erzeugten eine magische Wirkung. Bald wurde Kosciusko nach Warschau gerufen, dessen Einwohner einen Plan des russischen Statthalters zu ihrer Vernichtung vereitelt und die Stadt gänzlich von den Russen befreit hatten. Kosciusko stellte die Ordnung wieder her und eilte dann den Preußen entgegen; beide Heere trafen sich am 6. Juni 1794 bei Schtschekoschin, die kleinere Truppenzahl der Polen machte den Sieg lange streitig, bis sie endlich weichen mußte und sich auflösete, ohne verfolgt zu werden. Kosciusko war verwundet; zwei Pferde wurden unter ihm getödtet; man sah ihn immer da, wo die Gefahr sich am drohendsten zeigte.

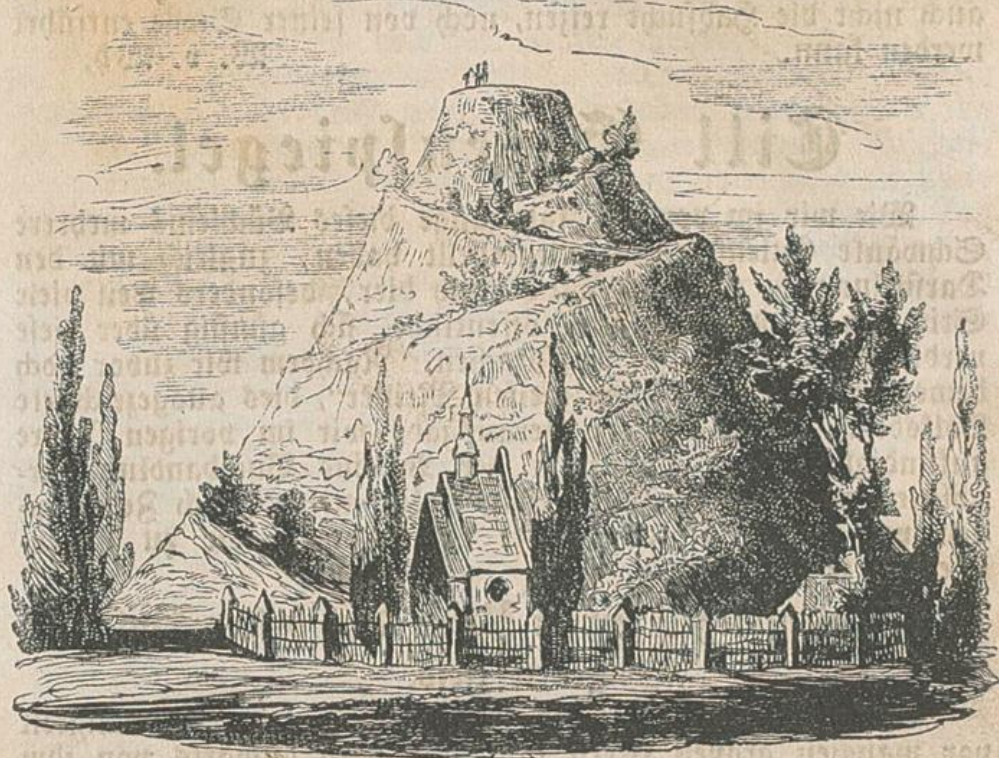
In Folge dieser Schlacht zog sich Kosciusko nach Warschau; alle Einwohner dieser Stadt arbeiteten an ihrer Befestigung, die Polinnen ermunterten die Arbeiter, versorgten sie mit Kriegs- und Mundvorräthen und gaben Proben von dem Muth, den man immer bei den polnischen Frauen fand. Warschau wurde belagert, aber während Kosciusko und die belagerte Armee die Stadt vertheidigten, kam ihnen ein allgemeiner Aufstand in Groß-Polen zu Hülfe; die Belagerung der Stadt wurde aufgehoben. Während Kosciusko mit Glück die Angelegenheiten leitete, erlagen Samogitien und Lithauen; General Sierakowski verlor eine Schlacht gegen Suwarow. Kosciusko verließ Warschau, vereinte sich mit der Division Sierakowski's, drang bis Grodno vor und kehrte dann nach Warschau zurück. Aber die Gefahr war drohend; der russische General Fersen, welcher sich am linken Ufer der Weichsel, Maciejowice gegenüber, postirt hatte, wollte sich mit Suwarow verbinden, der in der Gegend von Brze- Litowski stand. Am 7. Oktober verließ Kosciusko mit seinem Flügel-Adjutanten Niemcewitsch insgeheim Warschau und Beide kamen nach Podsamce, nahe bei Maciejowice. Dort vereinigte er seine Truppen und erwartete die Feinde. Von seinem Unterfeldherrn verlassen, stellte er sich ihnen allein entgegen; die Infanterie that ihre Pflicht, die Kavallerie wich. Kosciusko, sie aufzuhalten, nahm seinen Weg über einen Sumpf, sein Pferd stolperte, er fiel und die verfolgenden Kosacken suchten ihn mit ihren Lanzen, bis ein polnischer Soldat schrie: „Stecht nicht, es ist der General!“ Die Feinde umringten voller Bewunderung den Helden, während die Ueberbleibsel der polnischen Armee sich wieder sammelten, um sich zu vertheidigen, trugen Kosacken den großen, mit Wunden bedeckten Feldherrn in's Schloß Podsamce zum General Fersen.

So war Kosciusko in der Macht des Feindes. In Warschau erregte dieses Ereigniß große Bestürzung. Es wurde von Suwarow mit Sturm eingenommen und kapitulirte am 9. No-

vember 1794. — Kosciusko wurde mit mehreren Andern nach der Ukraine und von da nach Petersburg geführt, wo sie in Haft blieben, bis der Tod der Saarin Katharina II. (1798) Paul I. auf den Thron führte. Der neue Kaiser gab Kosciusko die Freiheit, bot ihm Würden und Güter an, aber er verweigerte Alles und nahm nur eine kleine Summe, welche hinreichte, seine Bedürfnisse zu bestreiten. Paul forderte ihm das Wort ab, nie mehr gegen Rußland zu kämpfen. So verließen er und Niemcewitsch nach zweijähriger Gefangenschaft Petersburg und landeten in London. Von da gingen sie nach Bristol, wo die Freunde der polnischen Sache Kosciusko mit Geld unterstützten, so daß er sich nach Philadelphia einschiffen konnte. Später kam er nach Neu-York und ein freundschaftliches Vertrauen band ihn an Jefferson.

Während Kosciusko in Amerika war, organisirte der General Dombrowski die berühmten polnischen Legionen in Italien. Die Landsleute boten Kosciusko das Oberkommando an, aber er ließ es Dombrowski. Bei seiner Rückkehr nach Europa wurde er überall, besonders in Paris, ehrenvoll aufgenommen, und trat hier mit mehreren der einflussreichsten Personen in die engsten Verhältnisse. Als Napoleon seinen Feldzug von 1806 eröffnete, wollte er, daß Kosciusko ihn unterstützen solle. Der große Mann forderte vor Allem erst Garantien für sein Vaterland, und da Napoleon unbedingten Gehorsam verlangte, glaubte Jener sich nicht in dem Recht, seine Nation zu repräsentiren und blieb unabhängig. Später in seinen Hoffnungen noch mehrmals getäuscht, begab er sich endlich nach Solothurn, wo er sich durch Wohlwollen und Förderung vieles Guten die Herzen Aller gewann. Er starb daselbst am 15. Oktober 1817, und unterzeichnete mehrere Monate vorher die Akte, durch welche er seine Bauern in Litthauen für ewig der Leibeigenschaft entzog. Wie er, als er verwundet bei Maciejowice hinsank, ausrief: „Finis Poloniae!“ — so war auch im Sterben Polen sein letztes Wort. — Es giebt wenige Männer in der Geschichte, über welche die verschiedensten Parteien so einig sind wie über Kosciusko; alle sprechen mit Enthusiasmus von ihm, wie es seine Talente, seine Gesinnung und seine Uneigennützigkeit verdienen. Sein Leben war dem Wohl seines Vaterlandes gewidmet; nicht aus Ehrsucht oder andern niedern Trieben, wie man es so Vielen nachsagen muß, welche Aufregungen der Völker nur zu ihrem Vortheil benutzten, ging er mit Zeit und Verhältnissen in den Kampf; er opferte sich für eine Idee, die dem edelsten Willen und Bewußtseyn entsammete, und eine volle reine Hingebung wird, unabhängig vom Widerstreit der Ansichten, überall die verdiente Theilnahme und Bewunderung finden.

In diesem Sinne ist auch Rosciusko, dem Helden des Krieges und des Edelmuths, ein Denkmal errichtet worden was hier in der Abbildung vor uns liegt:



Eine Stunde von der freien Stadt Krakau, auf dem linken Weichselufer, liegt der Bronislawa-Berg, eine allmählig ansteigende schon beim Kloster Tintez beginnende Erderhebung, welche vollkommen das weite Weichselthal beherrscht, und auf die Stadt Krakau, wie auf ihre reizende Umgebungen, eine freie Aussicht gewährt. Auf dieser Höhe führten die Bürger Krakau's dem geliebten Rosciusko nach Art der altpolnischen Grabhügel (Mogillen) ein Denkmal auf, das an hundert fünfzig Fuß Höhe mißt, und eine ungeheure Zufuhr an Steinen und Erde erforderte, aber auch die edelsten Hände polnischer Männer und Frauen beschäftigte, welche dem Volke zur Aufmunterung mit gutem Beispiel vorangingen und nicht nur reichen Tagelohn zahlten, sondern auch Schiefkarren und Spaten handhabten. So war das Denkmal bald vollendet und auf einem bequemen Wege zu ersteigen, daß jeder Anwanderer von oben die weit herrlichere Aussicht genießen kann, und in den Umgebungen Krakau's noch drei andere solcher Hügel entdeckt: einen über der Weichsel dem König Krakus gewidmet, einen andern diesem gegenüber, ebenfalls der grauesten Vorzeit entstammend, welcher den Namen Wanda's trägt, einen dritten

aber unten im Thale, welcher der Jüdin Esther; der Geliebten Kassimir's des Großen, nach ihrem dunkeln Tode aufgeschüttet ward. Das Denkmal Rosciusko's ist unter diesen das höchste und schönste, hat zwar keinen bedeutenden Kunstwerth, dafür aber den Werth der Dauer, da es nicht so bald verwittern, auch nicht die Habucht reizen, noch von seiner Stelle entführt werden kann.

W. v. Wb.

Till Eulenspiegel.

Wie wir im vorigen Jahrgange dieses Büchleins mehrere Schwänke Eulenspiegels mitgetheilt haben, zugleich mit den Darstellungen, so thun wir's auch hier, besonders weil viele Stimmen, zum Theil auch öffentliche, sich günstig über diese verbildlichten Schwänke aussprachen. Nachdem wir zuvor noch bemerken, daß „die sieben weisen Meister“, dies ausgezeichnete Volksbuch, dessen baldige Herausgabe wir im vorigen Jahre ankündigten, nun längst in der Vereins-Buchhandlung erschienen und mit fünfunddreißig Holzschnitten (nach Zeichnungen von Holbein) ausgestattet ist, kommen wir zu Eulenspiegel's Schwänken.

Wie Eulenspiegel seinem Pferd den besten Hufschlag geben liefs.

Eulenspiegel hielt sich so wacker, daß seine Frömmigkeit vor manchen großen Herrn kam und man allwärts von ihm zu sagen wußte. Das mochten die Fürsten wohl leiden und gaben ihm Kleider, Pferde, Geld und Kost. Also kam er auch zu dem König von Dänemark; der bat ihn, ein abenteuerliches Stück zu zeigen, er wollte ihm sein Pferd mit dem allerbesten Hufschlag beschlagen lassen. Eulenspiegel fragte den König, ob er seinen Worten glauben sollte? Ja, sprach der König, so er nach seinen Worten thäte. Eulenspiegel ritt mit seinem Pferd zu dem Goldschmied und ließ sich sein Pferd mit goldenen Hufeisen und silbernen Nägeln beschlagen; darauf ging er zum König und frug ihn, ob er ihm den Hufschlag bezahlen wollte? der König sagte Ja, und sprach zum Rentmeister, daß er ihm den Hufschlag bezahlen möchte. Der Rentmeister meinte, es wäre ein schlechter Hufschmied: da führte ihn Eulenspiegel zum Goldschmied: der beehrte hundert dänische Mark. Der Rentmeister wollte das nicht bezahlen, ging hin und sagte es dem König. Der König ließ Eulenspiegel holen und sprach zu ihm: „Eulenspiegel, was für einen theuern Hufschlag hast du machen lassen? Wenn ich alle meine Pferde so beschlagen lassen wollte, so müßte ich Land und Leute verkaufen. Ich meinte nicht, daß man das Pferd mit Gold beschlagen sollte.“ Eulenspiegel

der seinem Meister Schaden thut.“ Eulenspiegel sprach: „Liebe Frau, soll der Geselle nicht thun, was ihn der Meister heißt?“ Indem kam der Meister, hörte und sah was Eulenspiegel angerichtet hatte. Da sprach der Meister: „Wie, Gesell, konntest du nicht zu der Thür eingehen und mir meine Fenster ganz lassen? Was hast du doch für Ursache gehabt, daß du durch die Fenster hereingetrochen bist?“ „Lieber Meister“, sprach Eulenspiegel, „ihr hießt mich, wo die hohen Fenster sehen, da sollt ich hineingehen, ihr wolltet bald nachkommen. So hab' ich nach euerm Geheiß gethan; ihr seyd mir aber da nicht nachgekommen, wo ihr sagtet, daß ich euch vorangehen sollte.“ Der Meister schwieg still, denn er bedurfte sein und gedachte, wenn ich meine Kunden besser bedienen kann, so will ich wohl zu meinem Schaden kommen und ihm das an seinem Lohn abhalten. Da hieß der Meister Eulenspiegel die Scheermesser schleifen. Eulenspiegel sprach: „Ja, gern.“ Der Meister sprach: „Schleif sie glatt aus dem Rücken gleich der Schneide.“ Eulenspiegel sprach Ja und begann zu schleifen und schloiff den Scheermessern den Rücken so scharf wie die Schneide. Der Meister kam und wollte zusehen, was er mache, da sah er, daß den Messern, die er geschliffen hatte, der Rücken wie die Schneide war, und die Messer, die er noch auf dem Schleifstein hatte, die schloiff er auch darnach. Da sprach der Meister: „Wie machst du das? das wird nicht gut.“ Eulenspiegel sprach: „Wie sollt es nicht gut werden? Es thut ihnen nicht weh: ich mach' es, wie ihr mich geheißt habt.“ Der Meister ward zornig und sprach: „Ich hieß dich, daß du ein arger Schalk bist, hör' auf, und laß dein Schleifen und geh wieder hin, wo du her bist kommen.“ Eulenspiegel sprach Ja, ging in die Stube und sprang zu dem Fenster wieder hinaus, wo er hineingekommen war. Da ward der Bartscherer noch böser, und lief ihm nach mit dem Büttel und wollt ihn greifen lassen, daß er ihm die Fenster bezahlen sollte, die er zerbrochen hatte. Aber Eulenspiegel war behend und hurtiger als der Meister, kam in ein Schiff und fuhr bald davon.

Wie Eulenspiegel zu Wismar ein Pferdehändler oder Rosstäuscher wurde und einen Kaufmann betrog.

Ergötzliche Schalkheit thät Eulenspiegel einem Rosstäuscher zu Wismar bei dem See, denn dahin kam allezeit ein Rosstäuscher, der kaufte selten ein Roß, sondern handelte und kaufte nicht, zog aber alle Pferde beim Schwanz, sonderlich die er nicht kaufte; denn er hatte sein Gemerk am Ziehen, ob das Roß lang' leben würde. Sein Gemerk aber war also: hatte das Pferd einen langen Schwanz, daran zog er es, und stand ihm das lange Haar schwach im Schwanz, so kaufte er das nicht,

denn er hatte den Glauben, daß es nicht lang' leben würde; stand ihm das Haar fest im Schwanz, das kaufte er, und hatte guten Glauben daran, daß es lang' leben würde und harter Natur wäre. Dies war eine gemeine Sage zu Wismar, so daß sich Jedermann darnach richtete. Als das Eulenspiegel erfubr, gedachte er, dem mußt du auch eine Schalkheit thun, es sey was es wolle, daß der Irrthum aus dem Volk kommt. Nun konnte sich Eulenspiegel etwas mit der schwarzen Kunst behelfen, überkam ein Pferd, und machte ihm einen Schwanz von Blut und Harz, wie er es haben wollte. Damit zog er zu Markt und bot das Pferd theuer aus, auf daß sie es ihm nicht abkaufte, so lange bis der Kaufmann käme, der die Pferde bei dem Schwanz zog, dem bot er das Pferd guten Kaufs. Der Kaufmann sah wohl, daß das Pferd schön war und gut für



das Geld; ging also hinzu und wollt das Pferd hart bei dem Schwanz ziehen. Aber Eulenspiegel hatte es so eingerichtet, sobald er das Pferd bei dem Schwanz zog, so behielt er ihn in der Hand, und dem Pferde war so geschehen, als hätte er ihm den Schwanz ausgezogen. Der Kaufmann ward zaghaftig, und Eulenspiegel hub laut an zu rufen über diesen Bösewicht: „Seht, liebe Bürger, wie er mir das Pferd verderbt und geschändet hat.“ Die Bürger kamen hinzu und sahen, daß der Kaufmann des Pferdes Schwanz in der Hand hatte, und da das Pferd ohne Schwanz war und der Kaufmann sich sehr fürchtete, fielen die Bürger dazwischen und machten, daß der Kaufmann Eulenspiegeln zehn Gulden gab, wozu er das Pferd behielt. Da ritt Eulenspiegel mit seinem Pferde hinweg und setzte ihm den Schwanz wieder an, aber der Kaufmann zog nach der Zeit kein Pferd mehr beim Schwanz.

Wie Eulenspiegel den Wirth zu Eisleben mit einem todten Wolf erschreckt, den der lebendig zu fangen versprochen hatte.

Zu Eisleben wohnte ein Wirth, der war spöttisch und hielt sich für einen tapfern Mann. Eulenspiegel war in seiner Herberge im Winter, da ein großer Schnee lag. Da kamen drei Kaufleute aus Sachsen bei finsterner Nacht auch in die Herberge, und wollten gen Nürnberg. Der Wirth war behend mit dem Mund, hieß die drei Kaufleute willkommen seyn, mit ungestümen Worten, und sprach also: „Woher des Wegs? was den Teufel send ihr so lang' ausgewesen und kommt so spät in die Herberge?“ Da sprachen die Kaufleute: „Herr Wirth, ihr dürft uns nicht so anfahren, uns ist ein Abenteuer widerfahren unterwegs, indem uns ein Wolf viel Leids gethan hat. Der begegnete uns im Moos, daß wir uns mit ihm schlagen mußten: das hat uns so lang' aufgehalten.“ Da der Wirth das hörte, ward er ganz spöttisch auf sie und sprach, es wär eine große Schande, daß sie sich von einem Wolf aufhalten ließen. Und wenn Er allein im Feld wär, und zwei Wölfe begegneten ihm im Moos, so wollte er sie verjagen: ihrer aber wären drei, und sie ließen sich von einem Wolf schrecken. Das währte den ganzen Abend durch, daß der Wirth die Kaufleute verspottete, bis sie zu Bette gingen. Eulenspiegel saß dabei und hörte das Gespötte. Als sie nun zu Bette gingen, da wurden die Kaufleute und Eulenspiegel in eine Kammer gelegt. Da sprachen die Kaufleute untereinander, wie sie es anfangen möchten, daß sie den Wirth bezahlten. Da sprach Eulenspiegel: „Lieben Freunde, ich merke wohl, daß unser Wirth ein Großsprecher ist: wollt ihr mir folgen, ich will ihn bezahlen, daß er euch nichts mehr von dem Wolf sagen soll.“ Das gefiel

den Kaufleuten wohl, sie gelobten ihm Geld zu geben. Da sprach Eulenspiegel, sie sollten ihrer Kaufmannschaft nachreiten und bei ihrer Rückreise wieder dahin zur Herberge kommen, alsdann wolle er auch da seyn, da sollten sie den Wirth bezahlen. Das geschah. Die Kaufleute machten sich reisefertig, bezahlten ihre Zehrung, für Eulenspiegel auch, und ritten aus der Herberge. Da rief der Wirth den Kaufleuten spöttisch nach: „Ihr Kaufleute, seht zu, daß euch kein Wolf begegne!“ Sie sprachen: „Habt Dank, daß ihr uns warnt; wenn uns die Wölfe fressen, so kommen wir nicht wieder.“ Eulenspiegel ritt auf die Hardt, stellte den Wölfen nach, fing einen, tödtete ihn und ließ ihn hart gefrieren. Um die Zeit, als die Kaufleute wieder gen Eisleben in die Herberge kommen wollten, nahm Eulenspiegel den todten Wolf in einen Sack, ritt gen Eisleben und fand die Kaufleute, wie ihre Verabredung war, des Abends beim Nachtessen. Da spottete der Wirth noch über die Kaufleute wegen des Wolfs und sie erzählten, wie es ihnen ergangen war. Der Wirth sprach große Worte, wie er zwei Wölfe zu Stücken schlagen wollte, und wenn es sich begäbe, daß ihm zwei Wölfe begegneten, so wolle er sich zum Ersten des einen Wolfs entledigen und darnach den andern erschlagen. Das währte den ganzen Abend, bis sie zu Bett gehen wollten. Eulenspiegel schwieg still, so lang' bis er zu den Kaufleuten in die Kammer kam; da sprach er zu ihnen: „Ihr guten Freunde, seyd still und bleibt wach; was ich will, das wollt ihr auch; laßt nur das Licht brennen.“ Als nun der Wirth mit seinem Gesind schlafen war, da schlich Eulenspiegel leis von der Kammer, und hatte den todten Wolf, der hart gefroren war und trug ihn an den Heerd, unterstellte ihn mit Stecken, daß er aufrecht stand, sperrte ihm das Maul weit auf und steckte ihm zwei Rindschühlein in's Maul: dann ging er wieder zu den Kaufleuten in die Kammer und rief dem Wirth. Der Wirth hörte das gleich, denn er war noch nicht eingeschlafen, und rief zurück, was sie wollten? ob sie wieder ein Wolf beißen wolle? Da sprachen sie: „Ach lieber Wirth, schickt uns den Knecht, daß er uns Wein bringe, wir wissen uns vor Durst nicht zu lassen.“ Der Wirth ward zornig und sprach: „Das ist der Sachsen Art, die saufen Tag und Nacht.“ Er rief der Magd, daß sie aufstünde und ihnen Wein in die Kammer brächte. Die Magd stand auf, ging zu dem Feuer und wollt ein Licht anzünden: da sah sie dem Wolf recht in's Maul, erschrack, ließ das Licht fallen, lief in den Hof und meinte nicht anders, als der Wolf hätte die Kinder gefressen. Eulenspiegel und die Kaufleute riefen abermals um Wein; der Wirth meinte, die Magd sey eingeschlafen und rief dem Knecht. Der Knecht stand auf und wollt auch ein Licht anzünden und sieht den Wolf auch da stehen. Da meint er, der Wolf hätt' die Magd gefressen und

lief in den Keller. Eulenspiegel und die Kaufleute hörten das; Eulenspiegel sprach: seyd guter Dinge, das Spiel wird gut werden. Eulenspiegel und die Kaufleute riefen zum Drittenmal, wo der Knecht und die Magd wäre, daß sie ihnen kein Trinken brächten? er sollte doch selbst kommen und ein Licht bringen, sie könnten nicht aus der Kammer kommen. Der Wirth meinte nicht anders, als der Knecht wär auch eingeschlafen, stand auf, ward zornig und sprach: „Der Teufel hat die Sachsen gemacht mit ihrem Saufen“, zündete ein Licht bei dem Feuer und sieht den Wolf auf dem Heerde stehen, die Schub im Maul. Da hub er laut an zu schreien und rief: „Mordio, Mordio, rettet, liebe Freunde!“ Und lief zu den Kaufleuten, die in der Kammer waren und sprach: „Lieben Freunde, kommt mir zu Hülfe, ein gräßliches Thier steht bei



dem Feuer.“ Der Knecht kam aus dem Keller, die Magd kam aus dem Hof, die Frau brachte die Kinder aus der Kammer, so daß noch Alle lebten. Eulenspiegel ging hinzu und stieß den Wolf mit dem Fuß um: da lag er und regte sich nicht. Eulenspiegel sprach: „Das ist ein todter Wolf, und ihr macht daraus ein Geschrei! Was seyd ihr für ein blöder Mann! Weißt euch ein todter Wolf in euerm Haus, und jagt euch und all euer Gesind in die Winkel? Und nicht lang' ist's her, da wolltet ihr zwei lebendige Wölfe im Feld schlagen.“ Die Kaufleute lachten, bezahlten des Morgens, was sie und Eulenspiegel verzehrt hatten, und ritten hinweg.

Wie Eulenspiegel einen Hund schindete und das Fell der Wirthin als Bezahlung gab.

Auf eine Zeit begab es sich, daß Eulenspiegel an einem Ort in die Herberge kam: da fand er die Wirthin allein. Und die Wirthin hatte ein schön zartes Hündchen, das hatte sie gar lieb, und es pflegte ihr auf dem Schooß zu liegen, wenn sie müßig war, und wenn sie Bier trank, so mußte sie dem Hund Bier in eine Schüssel geben, daß er auch trank, daran war das Hündlein gewöhnt. Als nun Eulenspiegel bei dem Feuer saß und aus der Kannen trank, da stund der Hund auf und liebelte sich Eulenspiegeln an. Das sah die Wirthin und sprach: „Ach Lieber, gebt ihm zu trinken in die Schüssel, das ist seine Meinung.“ „Gerne“, sagte Eulenspiegel. Die Wirthin ging und besorgte, was sie zu schaffen hatte und Eulenspiegel gab dem Hund in eine Schüssel, legte ihm auch ein Stück Fleisch dazu und der Hund trank und fraß und als er voll war, legte er sich zum Feuer und streckte sich, so lang er war. Da sagte Eulenspiegel zu der Wirthin: „Wir wollen rechnen“, und sprach weiter: „Liebe Wirthin, wenn ein Gast eure Kost ißt und euer Bier trinkt, wolltet ihr dem auch borgen?“ Die Wirthin fiel nicht darauf, daß er den Hund meinte, sondern gedachte, Er wär der Gast, und sprach zu ihm: „Herr Gast, hier borgt man nicht, man muß Geld geben oder Pfand.“ Eulenspiegel sprach: „Des bin ich meines Theils zufrieden, ein Jeder sorge für das Seine.“ Da ging die Wirthin hinweg und als es Eulenspiegel zu Wege bringen konnte, nahm er den Hund unter den Rock, ging in den Stall und zog ihm das Fell ab. Dann ging er wieder in das Haus zu dem Feuer und hatte des Hundes Fell unter dem Rock. Da hieß Eulenspiegel die Wirthin zu ihm kommen und sprach: „Laßt uns rechnen.“ Die Wirthin rechnete und Eulenspiegel legte die halbe Zeche auf den Tisch. Die Wirthin fragte, wer die andere Hälfte bezahlen sollte, er hätte das Bier allein getrunken. Er sprach: „Nein, ich hatte einen Gast, der trank auch mit, hatte aber kein Geld, sondern ein

Pfand; der soll die andere Hälfte bezahlen." Die Wirthin sprach: „Was ist das für ein Gast und was hat er für ein Pfand?“ Eulenspiegel sprach: „Das ist der Rock, den er anhatte“, und zog das Hundsfell unter dem Rock hervor und sprach: „Seht, Wirthin, das ist des Gastes Rock, der mit mir



trank." Die Wirthin erschreckt, denn sie sah wohl, daß es ihres Hundes Fell war, ward zornig und sprach: „Daß dir nimmer Gutes geschehe! warum hast du mir meinen Hund abgezogen?“ Eulenspiegel sprach: „Frau, das ist eure eigene Schuld, ich ließ euch fluchen. Ihr sagtet mir selber, ich sollte dem Hund einschenken, und als ich sprach, der Gast habe kein Geld, wolltet ihr ihm nicht borgen, sondern Geld oder Pfand haben. Nun

hatte er kein Geld und das Bier mußte bezahlt seyn: da mußte er seinen Rock zu Pfand lassen: den nehmt nun für das Bier, das er getrunken hat." Die Wirthin ward noch böser, hieß ihn aus dem Hause gehen, und nicht mehr über ihre Schwelle kommen. Eulenspiegel sprach: „Ich will aus euerm Haus nicht gehen, sondern reiten“; sattelte sein Pferd und ritt zur Thür hinaus.

Wie Eulenspiegel zu Gimbeck ein Bierbrauersknecht ward und einen Hund, der Hopf hieß, für Hopfen sott.

Zuthätig war Eulenspiegel mit seiner Arbeit; aber er verdiente oft nicht viel Danks, wie wohl geschieht. Auf eine Zeit kam er gen Gimbeck und verdingte sich bei einem Bierbrauer. Es begab sich, daß der Bierbrauer zu einer Hochzeit gehen wollte und Eulenspiegeln befahl, er sollte mit der Magd Bier brauen; gegen den Morgen wollt er ihm zu Hülfe kommen. Und vor allen Dingen sollte er Fleiß anwenden, den Hopfen wohl zu siedern, damit das Bier fein stark darnach schmecke. Hierauf sagte Eulenspiegel Ja, er wollt sein Bestes thun. Damit ging der Bierbrauer sammt seiner Hausfrauen hinaus und Eulenspiegel begann zu siedern. Die Magd unterrichtete ihn, denn sie hatte mehr Verstand davon als er. Als es nun dazu kam, daß man den Hopfen siedern sollte, da sprach die Magd: „Ach, Lieber, den Hopf siedest Du wohl allein; vergönne mir, daß ich eine Stunde den Tanz ansehen mag.“ Eulenspiegel sprach Ja und gedachte: geht die Magd auch hinweg, so hast du zu einer Schalkheit Macht. Nun hatte der Brauer einen großen Hund, der hieß Hopf: den nahm er, als das Wasser heiß war und warf ihn darein, und ließ ihn wohl versieden, daß ihm Haut und Haar abging. Als nun die Magd wieder heim kam und Eulenspiegeln helfen wollte, sagte sie: „Lieber Bruder, es ist genug, schlag ab.“ Als sie nun den Siedeforb einschlug, und eine Schaufel nach der andern eintauchte, sprach sie: „Hast Du auch den Hopfen hineingethan? Ich verspüre noch nichts davon auf meiner Schaufel.“ Eulenspiegel sagte: „Auf dem Grund wirst Du ihn finden.“ Die Magd fischte darnach, bekam das Gerippe auf die Schaufel und hub laut zu schreien an: „Et, behüt' mich Gott! Was hast Du darein gethan? Der Henker trinke das Bier.“ Indem kam der Brauer wohl betrunken nach Haus und sprach: „Was macht Ihr, meine lieben Kinder?“ Die Magd sprach: „Ich weiß nicht, was den Teufel wir machen. Ich ging eine halbe Stunde auf den Tanz und hieß unsern Knecht den Hopfen derweil gar siedern: da hat er unsern Hund gar gesotten, hier mögt Ihr seinen Rücken sehen.“ Eulenspiegel sprach: „Ja, Ihr habt michs geheissen. Ist es nicht eine Plage? ich ihn



Alles, was man mich heißt. Thät andrer Leute Geind nur halb, was man es hieße, sie ließen sich begnügen." Also nahm er Urlaub und schied von dannen.

Wie Eulenspiegel einem Schmied Hammer und Bange, und was er fand, zusammen schmiedete.

Als nun Eulenspiegel weiter kam, ging es gegen den Winter, und der Winter ward kalt, daß es hart gefror; dazu fiel eine theure Zeit ein, also daß viel Dienst-knechte ledig gingen. Und da Eulenspiegel kein Geld zu verzehren hatte, wanderte er weiter und kam in ein Dorf, da auch ein Schmied wohnte. Der nahm ihn für einen Schmiedeknecht auf, aber Eulenspiegel hatte keine große Lust, da ein Schmiedeknecht zu bleiben, jedoch der große Hunger und die Winternoth zwangen ihn dazu. Eulenspiegel gedachte: Leide, was du leiden kannst, so lange bis der Finger wieder in die leise Erde

geht, und thu was der Schmied will. Denn der Schmied wollte ihn ohnedies wegen der theuern Zeit nicht gern behalten. Da bat Eulenspiegel den Schmied, daß er ihm zu arbeiten gebe. Der Schmied, der ein farger Mann war, gedachte: Nun, in acht Tagen kann er mich nicht arm essen, und nahm ihn auf. Des Morgens begannen sie zu schmieden und der Schmied hielt Eulenspiegel mit dem Hammer heftiglich an der Arbeit bis an die Mahlzeit. Da hatte der Schmied eine Grube im Hof und als sie zu Tisch gehen sollten, nimmt der Schmied Eulenspiegel, führte ihn in den Hof an die Grube und sprach zu ihm: „Schau her, dies is: Du sprichst, Du willst essen, was ich will, auf daß ich Dir zu arbeiten gebe: wohlan, dies mag Niemand, so is Du Alles allein.“ Darauf ging er in's Haus, aß das Beste, was er hatte und ließ Eulenspiegel bei der Grube stehen. Eulenspiegel schwieg still und gedachte bei sich selbst: Du hast dich verredt und viel andern Leuten Gleiches gethan: mit dem Maas wird dir wieder gemessen. Wie soll ich ihm das nun bezahlen? es muß bezahlt werden, und wär der Winter noch so hart. Eulenspiegel arbeitete fort bis an den Abend und hatte den ganzen Tag gefastet: da gab ihm endlich der Schmied etwas zu essen; aber ihm steckte noch im Kopf, daß er ihn an die Grube gewiesen. Als nun Eulenspiegel zu Bett gehen wollt, sprach der Schmied zu ihm: „Steh morgen früh auf, die Magd soll blasen, und schmied eins für's andere, was Du hast, und hau Hufnägel ab, bis ich aufstehe.“ Da ging Eulenspiegel schlafen, und als er aufstund, gedacht er, er wollt ihn bezahlen und solt er bis an die Knie im Schnee laufen. Er machte ein heftig Feuer, nahm die Zange und schweißte sie an den Sandlöffel, desgleichen zwei Hammer und den Feuersperhafen. Dann nahm er die Kanne, worin die Hufnägel lagen, schüttete die Hufnägel daraus und hieb ihnen die Köpfe ab und that die Köpfe zusammen und auch die Stifte. Als er hörte, daß der Schmied aufstand, nahm er seinen Schurz und ging hinweg. Der Schmied kam in die Werkstatt und sah, daß den Nägeln die Köpfe abgehauen waren und die Hammer, Zangen und andere Stücke zusammen geschmiedet. Da ward er zornig und rief der Magd, wo der Knecht hingekommen wär? Sie sprach, er wär vor die Thür gegangen. Der Schmied sprach: „Er ist gegangen als ein Schalk: wüßt ich wo er wär, ich wollt ihm nachreiten und eine gute Schlappe schlagen.“ Die Magd sprach: „Er schrieb etwas über die Thür, da er hinwegging, das sieht aus wie eine Eule.“ Denn Eulenspiegel hatte die Gewohnheit, wenn er eine Bůberei beging, wo man ihn nicht kannte, da nahm er Kreide, malte über die Thür eine Eule und einen Spiegel und schrieb darüber *Hic fuit*. Als nun der Schmied aus dem Hause ging, fand er die Eule, wie die Magd ihm gesagt hatte. Da der Schmied die Schrift nicht

lesen konnte, ging er zum Kirchherrn und bat ihn, daß er mit ihm ginge und das Gemälde läse. Da sprach er zum Schmied: „Das bedeutet so viel als: Hier ist Eulenspiegel gewesen.“



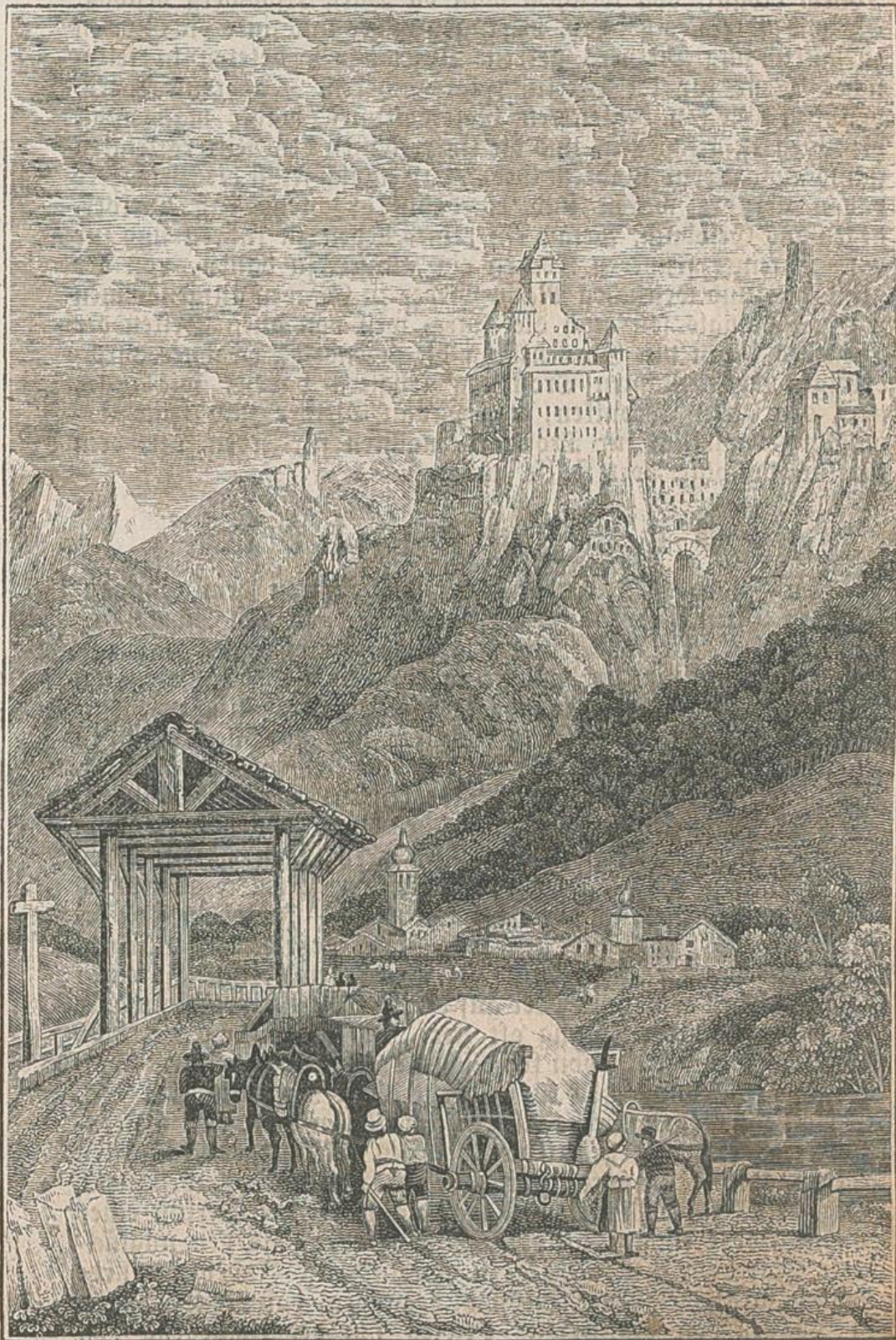
Der Kirchherr hatte viel von Eulenspiegel hören sagen und schalt den Schmied, daß er ihm das nicht zu wissen gethan, damit er ihn doch auch gesehen hätte. Da ward der Schmied zornig auf den Kirchherrn und sprach: „Wie wollt ich Euch das zu wissen thun, was ich selber nicht wußte? Jetzt weiß ich wohl, daß er in meinem Haus gewesen ist: man sieht es an meinem Werkzeug, er soll mir nur nicht wieder kommen!“ Damit nahm er den Kehlwisch und wischte das aus, was auf der Thüre stand, indem er sprach: „Ich will keines Schalks

Wappen an meiner Thüre haben.“ Also ging der Kirchherr von dannen und ließ den Schmied stehen; aber Eulenspiegel blieb aus und kam nicht wieder.

T r o s t b u r g .

Es giebt nicht leicht eine wildere, romantischere Gegend, als die, in welcher das Schloß Tronsberg (in neuerer Zeit Trostburg genannt) liegt. In einem herrlichen Thale Tyrol's, zwischen Bogen und Clausen, erhebt es sich auf einem Felsen hart über dem Dorfe Kolmann, mit dem Felsen selbst beinahe eine Masse bildend. Auf der linken Seite des Schlosses, gerade auf der Spitze eines Berges, steht ein Dorf mit seiner Kirche, und auch auf der andern Seite gewahrt man, von einigen Hütten umgeben, ein kirchenartiges Gebäude, das sich aber minder gut erhalten hat. Es ist fast unbegreiflich, wie die Bewohner zu ihren hohen Wohnungen hinaufklimmen und man findet schwer einen Ort, der in den Zeiten der Lehnherrschaft von solcher Wichtigkeit gewesen seyn mag. Der Weg durch Tyrol nach Italien ist der älteste und wohl noch am meisten besuchte, und es war jener Zeiten der ersten Besitzer dieses Schlosses würdig, solch ein Zollhaus an den Weg zu bauen. Nachdem das Geschlecht der Tronsberge ausgestorben war, kam dies Schloß in den Besitz der Grafen Wolkenstein und jetzt soll es den Baronen von Gottenberg gehören.

Um es erklärbar zu finden, wie selbst der Landmann sich auf einer solchen Höhe anbauen konnte, muß man eine Sage hören, die man sich in dortiger Umgegend erzählt. Diether von Tronsberg war, wie sein Vater, Raubritter gewesen und große Reichthümer befanden sich in dem Schlosse zu jener Zeit, als man schon das Pulver erfunden und die Zerstörung der Raubburgen begonnen hatte. Da entführte der wilde, aber männlich schöne Diether von Tronsberg eine reizende Nonne; diese ward seine Gemahlin und verwandelte den starren Sinn des Ritters so, daß er seinen Unterthanen ein milder und von Allen geliebter Herr wurde. Da indeß seine früheren Raubthaten und die Entführung der Nonne Acht und Bann über ihn brachten und er voraussah, man werde ihn in seiner Burg angreifen, ließ er Dörfer mit Kirchen auf den Höhen bauen, und seine treuesten Unterthanen siedelten sich dort an, um, wenn ihr Herr einmal in seiner Burg eingeschlossen würde, ihm Zeichen geben, und gleichsam durch den, im Geläut der Glocken gemeinschaftlich werdenden Gottesdienst ihn trösten zu können. Als nun der Papst vergeblich die Ehe des Ritter Diether von Tronsberg zu trennen versucht hatte, rüstete sich die weltliche Macht gegen ihn und auf einer noch steileren Höhe wurde ein



Das Dorf in den Schweizer Alpen

Thurm erbaut, von welchem man die Burg Trousberg beschloß. So wie aber dies geschah, begannen rechts und links die Glocken zu läuten und Diethers getreue Unterthanen beteten in feierlicher Messe für die Rettung ihres Herrn. Während dieses, von den Glocken begleiteten Gottesdienstes wagte man nicht, die Burg zu beschießen, und die Unterthanen des Ritters zeigten sich so ausdauernd in ihrem Gebet, daß endlich selbst die Belagerer davon gerührt waren und es dahin brachten, daß Diether, gegen das Gelöbniß, fortan ein reines Leben zu führen und zur Sühne seiner früheren Thaten ein Kloster zu bauen, von der geistlichen und weltlichen Macht wieder zu Gnaden aufgenommen ward. Damals soll auch die Burg, weil von allen Seiten der Trost des Herrn mit Glockenklang die jagenden Bewohner durchdrungen, den Namen Trostburg erhalten haben; wie denn, nach den alten Chroniken, von da an Diether und seine Gemahlin sie wirklich zur Trostburg machten für Jeden, der, vom Unglück verfolgt, dort Hülfe suchte.

Der Pächter.

Im Jahre 1814 wurde Petit-Bourg von dem commandirenden General der alliirten Armeen, Fürsten von Schwarzberg, besetzt. Er schlug hier sein Hauptquartier auf und von dieser Stellung aus beobachtete er die Armee-Bewegungen um Paris und Fontainebleau, wo die großen geschichtlichen Begebenheiten des Augenblicks sich knüpften und auflösten. In den benachbarten Besitzungen waren die vornehmsten österreichischen, preussischen und bayerischen Offiziere einquartiert, die Soldaten lagen in den Flecken und Dörfern der Umgegend und zwar in so großer Anzahl, daß viele Familien gezwungen waren, deren Zwanzig aufzunehmen, was freilich eine zernichtende, aber durch den Krieg unvermeidlich gemachte Last war. — In dieser Zeit erlitten die Landeigenthümer den Todesstoß. Jetzt dem Einstürmen der Feinde preisgegeben, dann von Franzosen besetzt, die einen kurzen Vortheil gewonnen oder auf dem Rückzug begriffen, wurde eine solche Pächterwohnung oft zwei Mal in einem Tage, bald von Feinden und bald von feindlich handelnden Franzosen überschwemmt. Dennoch gab es während dieses Kampfes eine Zeit, wo man nicht einmal eine Klage beim Chef wagte, ein so strenges Kriegsgesetz war gegen den kleinsten Fehltritt der Soldaten gegeben, und bei ernstern Vergehen war das Todesurtheil gleich fertig. Aus Menschlichkeit ließ man sich lieber den Verlust eines Hammels oder einiger Pfund Früchte gefallen, als den unglücklichen Marodeur der Strafe zu überliefern. Indessen wurde einst ein so ausgelassener Diebstahl begangen, daß der Beraubte, ein Pächter von Coisy-sous-Etioles (in der Umgegend von Billeneuve-Saint-Georges), in den allerheftigsten Zorn ausbrach.

Durch eine wichtige Angelegenheit genöthigt, drei bis vier Tage mit seiner Familie zu Villeneuve-Saint-Georges zuzubringen, vertraute der Pächter seine Wirthschaft einigen Bauerfrauen an, die zwei Mal die Woche Butter und Käse auf den nächsten Markt verkaufen mußten. Von der Reise des Pächters unterrichtet, brachen die deutschen Soldaten in seinen Weinkeller ein, entwendeten in der ersten Nacht all seinen auf Flaschen gezogenen Wein und die beiden folgenden Nächte fünfhundert Flaschen extra feinen Wein, aufgespart für besondere Feierlichkeiten. Alles ging unter dem Deckmantel der Finsterniß fein still und geräuschlos. Ich weiß nicht, ob Eier und Hühner nicht auch sehr zu leiden hatten, die Hauptsache hat für die Nebengriffe keinen Platz gelassen. Als nun der Pächter zurückkam, wie mußte dieser Schlag ihn treffen! Einem Wolf ähnlich, denn Wuth macht zum wilden Thiere, hatte er bald mit heftigen Sägen das Terrain zwischen seiner Wohnung und der Seine übersprungen, setzte über den Fluß, und begab sich in's Hauptquartier zum Fürsten von Schwarzenberg; denn er zweifelte nicht, daß die Diebe zu den in der Umgegend liegenden Regimentern gehörten, was auch durch verlorene Knöpfe, Schuhnägel, Pompons und viele andere Beweise bestätigt war. Ein Deutscher ist viel zu naiv, um nicht solche, eine gehörige Sentenz bildende Proben hinter sich zu lassen. Der Fürst bewilligte dem Pächter mit seiner gewöhnlichen Gefälligkeit Audienz und nachdem er die Klage vernommen, fragte er ihn: ob er die Strafe kenne, zu welcher die von ihm Verklagten unwiderruflich verdammt werden müßten? — „Ich weiß es“, erwiderte der in Wuth kochende Pächter; „aber sie haben es verdient!“ — „Bedenken Sie sich noch“, fügte der Fürst hinzu, „und kommen Sie morgen früh wieder. Bestehen Sie darauf, so soll Gericht gehalten werden, wonach das Todesurtheil erfolgt, das versteht sich von selbst.“ — Mein Entschluß bleibt fest, dachte der Pächter beim Nachhausegehen; was soll ich diese Plünderer noch schonen? Ist es übrigens meine Schuld, daß ihre eignen Gesetze sie zum Tode verurtheilen? Mir wäre ihre Gefängnißstrafe genug gewesen!

Am andern Morgen reicht der Fürst dem unbeugsamen Pächter die Hand entgegen und sagt: „Nun, was haben Sie beschlossen?“ — „Daß ich nicht darauf verzichte, die Diebe vor das Kriegsgericht zu bringen!“ erwiderte der Kläger hart. — „Sind Sie vielleicht auch Soldat gewesen?“ fragte der Fürst. — „In meinem Alter ist Jeder schon Soldat gewesen.“ — Der Fürst sann nach. Dann hob er wieder an: „Die drei Deutschen sind mir bereits ausgeliefert; bevor ich jedoch morgen den Kriegsrath versammle, lade ich Sie ein, um zehn Uhr früh zu mir auf's Schloß zu kommen.“ — Der Pächter fand sich abermals pünktlich ein, nichts hatte aber bis jetzt seinen Rachedurst er-

schüttelt. In seiner alten Soldatenmatur vereinte er den Groll des geplünderten Landmanns mit dem stillen Haß des besiegten Soldaten und zwischen diesen beiden Leidenschaften waren Ver-
 nunft und Mitleid in die Enge getrieben. — „Hier sind drei
 Soldaten, die Rädelshöhler, gegen die Sie als Kläger auf-
 treten; es sind drei Brüder!“ sagte der Fürst zum Pächter.
 — „Es thut mir leid, daß es drei Brüder sind. Freilich ist's
 hart, drei Brüder fusiliren zu lassen, aber das ist ihre
 Schuld!“ — „Ehe wir sie vor Gericht schicken“, fiel der Fürst
 ein, „sollen Sie und die Deliquenten bei mir essen. Wir wollen
 alle Fünf erst ein Frühstück einnehmen. Meine Herren, setzen
 Sie sich!“ — Als die sonderbaren und Anfangs in ihrer Stel-
 lung sehr verlegenen Gäste zwei bis drei Gläser Wein getrunken,
 wonach die Diener ihnen noch immer einschenkten, gewöhnten
 sie sich allmählig an ihre wunderliche Lage. — „Wo haben Sie
 den Krieg gemacht, Herr Pächter?“ fing der Fürst die Unterhal-
 lung heiter an. — „In Italien und Deutschland, mein Fürst!“
 — Die andern Drei, der französischen Sprache vollkommen mächtig,
 horchten mit gespannter Aufmerksamkeit dem nun beginnenden
 Gespräch. — „Sind Sie bei der Einnahme irgend einer Stadt
 gewesen?“ — „Gewißlich!“ — „Auch bei andern Ueberfällen?“
 — „Ja, mein Fürst! Es ging heiß her. Wir stürzten den Feind
 hinter einer Pächterwohnung auf, legten diese in Asche, dann
 kam Alles an uns!“ — „Auf Ihre Gesundheit!“ sagte der
 Fürst, ihm selbst ein Glas Bordeaux-Wein einschenkend. „Fahren
 Sie fort!“ — Die drei Soldaten athmeten kaum. — „Sapper-
 ment! Wir machten es, wie man es mit einem eroberten Lande
 zu machen pflegt. Wir aßen, tranken und quartierten uns bei
 den Bürgern ein. Ich gerieth zu einem Prediger und während
 der zwei bei ihm zugebrachten Monate, kann ich sagen, daß die
 Hühner den Bratspieß nicht verließen.“ — „Auf Ihre Gesund-
 heit, Herr Pächter!“ — der Fürst schenkte ihm ein. — „War
 sein Wein gut, so waren seine Hühner fett; ich trank seine
 letzte Flasche.“ — „Ohne Zweifel hat er sie Ihnen sehr freund-
 schaftlich aufgedrungen?“ — „Ach bewahre! Der alte Geiz-
 hals! Aber ich hätte den doch sehen mögen, der mich hätte ver-
 hindern sollen, den Keller zu zapfen?“ — „Wenn er Ihnen nun
 die Schlüssel versagt hätte?“ — „Dann wäre ich zur Thür ein-
 gebrochen.“ — „Auf Ihre Gesundheit, Herr Pächter!“ — der
 Fürst schenkte ein. „Also, Sie würden die Thür erbrochen
 haben? Aber — der Kriegsrath —?“ — „Bah! Ein Kriegs-
 rath in einem eroberten Lande! Nun ja! Zum Nachtrab
 des Regiments wäre ich allerdings verdammt worden!“ —
 „Feder und Papier!“ rief der Fürst seinem Bedienten zu. —
 Er schrieb und las dem Pächter dann folgende Zeilen vor:
 „Ich, Pächter zu Soisy-sous-Etioles, alter Soldat, der den
 Krieg in Italien und Deutschland gemacht, und zuweilen aus



eignem Antrieb und gegen den Willen meines Wirths dessen Wein getrunken, aber niemals dafür eine Strafe erlitten, ich willige nichts desto weniger ein, daß gegenwärtige drei Soldaten, zur Strafe, meinen Weinkeller geplündert zu haben, ohne Gnade zum Tode verurtheilt werden.“ — „Unterzeichnen Sie, Herr Pächter!“ — Der Pächter nahm aber nicht die Feder, sondern Stock und Hut und suchte schleunigst die Thür zu gewinnen. — „Nein! So sollen Sie doch nicht fort!“ rief der Fürst ihm lachend nach; „berechnen Sie Ihren Verlust und wir werden Beide einig. Thun Sie, als ob ich Ihnen den Wein abgekauft.“ — „Geht!“ sagte hierauf der Fürst zu den vor Freude und Rührung bestürzten Soldaten: „Ich verdamme Euch unwiderruflich zu dreimonatlichem Wassertrinken!“

Die Dorfbräut.

Wer fühlt sich nicht angezogen von dem milden, lieblichen Gesicht der Hauptfigur in nebenstehendem Bilde? Sie ist die Braut eines reichen Bauers, und doch, seht hin, doch blickt der Schmerz aus ihren Zügen; und mit tiefstem Gefühl, mit dem frommen Wunsch einer bessern Zukunft, als ihr selber entgegenlacht, schaut sie auf die jüngere Schwester, die, ohne zu wissen weshalb, von den traurigen Zügen der Braut zu Thränen gerührt, doch unter diesen Thränen wieder leicht aufschaut, von andern Gedanken erheitert; — ihr öffnet die kindliche Ansicht noch das Leben im rosigsten Lichte. Woher aber der Schmerz in dem Gemüth der Braut an dem Tage, den fast jedes Mädchen sehulich herbeiwünscht, am Hochzeitstage? Hat sie eine Untreue entdeckt an dem Manne, dem sie ihre Hand zum Bunde der Liebe reichen soll? Das nicht, sonst würde ein Strom von Thränen die Augen des liebenden Mädchens füllen. Oder schaut sie zurück auf die Jahre, in denen die ungebundene Freiheit sie ergözte, Trauert sie, daß nun das Geschick ihr ernstere Pflichten auferlegt? Nein, die rüstige Jungfrau schaffte schon in ihrer Eltern Hause mit kräftiger, fleißiger Rührigkeit, sie war der Mutter Stütze, des Vaters Trost. Oder sollte sie wohl gar nur des äußern Gutes wegen den Mann zum Gatten erwählt haben, nur, um in Müßiggang und Pracht zu leben, und sollte nun das erwachte Gewissen ihr zustüßern: du wirst unglücklich und machst unglücklich? Wer wollte in den reinen, unschuldsvollen Zügen der Jungfrau so verachtungswerthe Schwächen lesen! Nein, nein, nicht nur der Kummer spricht aus ihnen, auch die Resignation; man sieht, sie hat mit sich gekämpft, und auf ihrem Gesicht liegt eine himmlische Ueberwindung. Wohl denkt sie mit schwerem Herzen des Geliebten, der, arm wie er ist, erst nach jahrelanger Mühe und Arbeit würde im Stande gewesen sehn, vor den Vater hinzutreten, und um Elisabeth zu freien; sie hatten einander Treue gelobt, und nun, nun steht sie im Begriff, sie zu brechen, und kann nicht anders! Innig denkt sie zurück an die Jahre der Kindheit, wo sie unbefangenen Sinnes heiter um dieselbe Kirche herum spielte, in welcher nun ihr namenloses Elend unauflöslich beständig werden soll. Da drängt sich ihren Gedanken das Bild des Geliebten auf, wie einst in kindlicher Weise sie ihm gut war, dann die Neigung wuchs, bis sie zur innigsten Liebe geworden, sie beseligt an seine Brust gesunken, es ihm gestanden, was sie für ihn fühle. Ach, wohl durchzieht ihren Busen ein stechender Schmerz, denn sie weiß, der Schritt, den sie zu thun nicht vermeiden kann, das Ja, welches ihren Lippen entschlüpfen wird, führt sie zu dem Grabe der Hoffnungen, die ihr Lebensathem waren, und nicht nur der ibrige, auch der



des Geliebten! Dies Alles hat sie überdacht, alle diese stürmenden Gefühle haben sie beängstigt, und dennoch ist sie bereit zu dem schweren Opfer, in voller Hingebung an ihre kindliche Pflicht. — Es sind irdische Rücksichten, die Elisabeths Eltern bestimmten, ihr Kind durch Bitten und Gewalt zu der Ehe mit dem reichen Mann hinzudrängen — sie meinten: Liebe kann wohl Viel, Geld aber kann Alles! — und so nahmen sie ihrem Kinde, dem sie das Leben gaben, die blüthenreichsten Freuden desselben, nicht wissend, welch eine schwere Verantwortung sie auf sich laden! — Aber unsre Elisabeth ist ein starkes Mädchen! — sie versetzt durch ihr Opfer ihre Eltern aus einer sorgenvollen in eine sorgenfreie Lage, und mit dieser wohlthuenden Empfindung, gesteigert durch das Bewußtseyn, daß es in harter Prüfung geschehen, wird ihr die Ueberwindung, die schon jetzt in ihren Zügen sich andeutet, zur Zufriedenheit übergehen; — und wer mit sich zufrieden seyn darf, ist oder wird es auch mit der Welt! — So geschehe es unsrer guten Elisabeth! — aber ein besserer Wunsch ist noch: daß solche Opfer nicht verlangt werden mögen! — Wir indeß sehen noch einmal in das wehvolle Antlitz dieser Braut und dabei fällt uns unwillkürlich ein:

„Ach Scheiden und Leiden, wie seyd doch ihr Beiden,
Mit Herzen und Schmerzen, im Klange so gleich!
Drum ist auch beim Scheiden nicht Leiden zu meiden,
Drum sind auch die Herzen an Schmerzen so reich.“ U. G.

Fledermäuse.

Das Geschlecht der Fledermäuse ist sehr zahlreich, auch wenn wir Die, welche man unter den Menschen mit diesem Namen bezeichnet, nicht mitzählen, obgleich sie gerade in unsern Tagen wieder sehr aufdringlich werden. Man sieht sie z. B. auftreten als Graf **, um zu beweisen, daß es doch Gespenster giebt, während alle ihre Beweise etwa so klingen, wie der Bericht jenes Dorfschulzen, der seiner Behörde meldete, daß seit einiger Zeit nächtlicher Weile ein Komet im Dorfe umginge, der in verschiedener Gestalt, zuweilen sichtbar, zuweilen unsichtbar, Excesse aller Art verübe, und neulich sogar ihm, dem Schulzen selbst, in sein Wirthschaftsbuch geschrieben habe: er sey ein Dummkopf, der in diesem Buche Geld als vorhanden aufführe, was doch nicht vorhanden sey — wonach sich denn wirklich nur der leere Geldkasten gefunden. Sie citiren Geister, diese menschlichen Fledermäuse, und behaupten: daß sie erscheinen, ungleich Jenem, der öffentlich Geister citiren wollte, es auch that und dann der Versammlung ehrlich sagte: „Meine Herren, ich versprach Ihnen, gegen ein erlegtes Entreegeld, Geister zu citiren, das hab' ich gethan, Sie werden aber einsehen, daß ich ganz

außer Schuld bin, wenn sie nicht kommen!" Auch als Vertheidiger der Wetterprophezeiungen auf hundert Jahre hinaus treten sie auf, wie dies ein Breslauer Scribent neuerlich zwei Mal gegen den Herausgeber dieses Büchleins gethan und dabei gleich eine Prophezeiung für das Jahr 1840 beibrachte, die glücklicher Weise nicht eintraf. Glücklicher Weise! — denn wären ihm bei der von ihm begünstigten Prophezeiung die Umstände — was sehr leicht seyn konnte — günstiger gewesen, so hätte er stolzirt mit stelzenhaften Worten und auf einen Weg hingewiesen, wo keiner ist, und doch wäre ihm wohl ein Gefolge erwachsen, denn:

„Der Thorheit ist gesellet
Ein Schwarm auf allen Gassen;
Bemunft, wo sie sich stellet,
Sieht sich allein gelassen,
Und kann von Glück noch sagen,
Wird sie nicht gar geschlagen!“

Genug, was der fortschreitende Geist längst für überwunden erachtete, das findet jetzt abermals seine Verfechter und aus lauter altem Gerölle entsteht immer wieder ein Thurm zu Babel, den die menschlichen Fledermäuse umschwirren. Von solchen Fledermäusen reden wir hier nebenher und zugleich von denen, wonach man die Lichtscheuen benennt, indem wir ein Paar in Abbildungen geben, welche jene Benennung begreiflich machen. Da ist erstens die „Leiernase“, die so aussieht, als hätte der Mensch bei den Gestalten seiner Hirngespinnste sie sich zum Muster genommen.



Sie könnte zugleich als Spottbild aller Mantelträger dienen, wie Figura zeigt, und wir bemerken noch, daß ihr Pelz oben rothbraun und unten rothgelb, ihr Daseyn aber nur den Insekten ein verderbliches ist, da diese der „Leiernase“ zur Nahrung dienen.

Die zweite zu betrachtende Fledermaus ist der „Bampyr“, dem die Ammenwährchen abenteuerlichen Stoff genug verdanken.

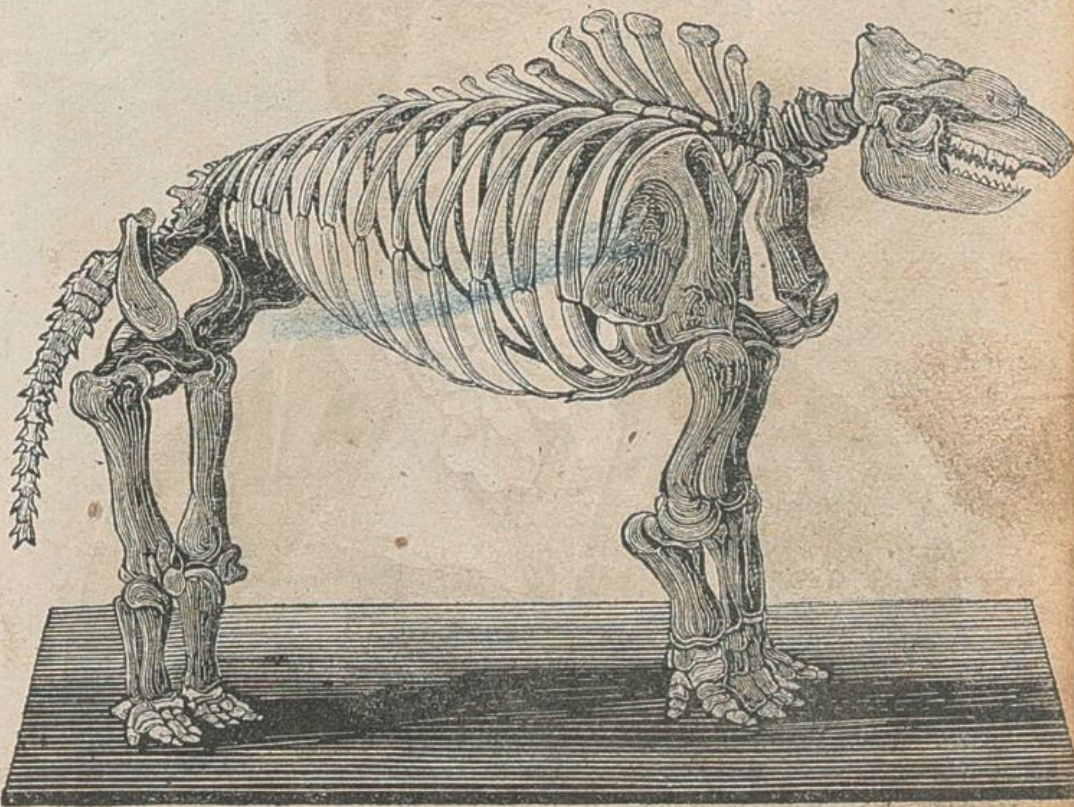


Wir bildeten nur den Kopf ab, da der übrige Bau dem der „Leiernase“ ähnelt. Seine Heimath hat der „Bampyr“ in Südamerika und von dort aus verbreitete sich sein übler Ruf als Blutaussauger, was er auch wirklich ist, ohne jedoch den Menschen sehr gefährlich zu seyn, wenn er auch bei offenen Fenstern in die Schlafzimmer fliegt und dort, kann er's bekommen, etwas Menschenblut zu sich nimmt. Der Schreck soll dabei größer seyn als der Schaden. — Diese Sorte von Fledermäusen veranlaßte in alter Zeit die Sage von den Harpyen und aus unserm Mittelalter hervor ging eine andre Sage, daß nämlich Gestorbene, die in Sünden oder im Kirchenbann dahinfuhren, des Nachts aus ihren Gräbern emporstiegen, als „Bampyre“ umherzögen, und den Menschen, für welche sie im Leben Liebe empfanden, das Blut aussaugten, jene aber, die ihr Haß traf, umbrächten. Noch im Jahr 1732 veranlaßte

dieser Aberglaube in Ungarn und Serbien Unruhen und Untersuchungen, es erschienen Schriften für und wider die Existenz solcher menschlichen Vampyre, und es ist spaßhaft genug, zu lesen, mit wie wunderlichen Gründen literarische Fledermäuse, die den Glauben an Vampyre in Menschengestalt verfechten wollten, sich zu Narren machten und Andere dazu machen wollten. — Im Redebrauch ist uns indeß die Bezeichnung „Vampyr“ und „Blutsauger“ noch gang und gäbe, als sinnbildlicher Vorwurf für diejenigen, die vom Blut und Schweiß ihrer Mitmenschen leben und aus der Noth und dem Elend die Mittel zu ihrem Prunk ziehen; — denen wollen wir denn auch einen solchen Namen nicht streitig machen.

Der grosse Mastodon (das Ohio-Thier).

Zu den urweltlichen Thieren, die man nur durch Erwähnung in alten Werken und Ausgrabung ihrer Ueberreste kennen lernte, gehört auch der Mastodon, von welchem ein vollständiges Skelett hier vor uns steht.



Nach der Gestalt desselben erklären die Naturforscher: die Nahrung der Mastodon's sey ganz die der Elephanten ge-

wesen. Man findet ihre Reste besonders in Nord-Amerika und zumeist am Ohio in großer Menge; sie sind in der Regel gut erhalten und so war es möglich, schon mehrere Skelette aufzustellen, die in nord-amerikanischen Museen zur Schau stehen. — Mit einigen Abweichungen im Bau, hat der Mastodon aber auch in Europa gelebt; Reste desselben sind z. B. in Süddeutschland öfter ausgegraben worden und man bewahrt sie in öffentlichen Naturalien-Sammlungen. Der Berechnung nach hat das Thier eine Länge von 18 bis 20 Fuß und eine demgemäße Höhe gehabt.

Franz Joseph Haydn.



Haydn ist es, der der Instrumental-Musik zuerst die Unabhängigkeit gab, welche weder Italiens noch Deutschlands Meister

bis dahin ihr verleihen konnten; seine Symphonien können und werden durch ihre Grazie, den Humor und die originelle Lebendigkeit sich stets glänzend denen Mozart's und Beethoven's gegenüber behaupten, wenn auch diese Beiden das Feld bedeutend erweitert haben; aber Haydn war, wenn auch nicht der Schöpfer der Symphonie, doch der Erste, der sie bis zu der großen Höhe heranzubildete. Seine Quartette, seine berühmten Quartette werden noch immer als das Werk eines großen Geistes angesehen. Einige derselben sind so frisch, daß sie mit eben so sicherem Glück noch jetzt zur Aufführung kommen als früher, nachdem zwei Generationen vorübergegangen, als deren Haupt ein Mozart, dann ein Beethoven dastand. Sein Dratorium, „die Schöpfung“, ist ein Meisterstück an tiefer Wahrheit und Wirkung; bei allen Völkern hat es Bewunderung erregt. „Die vier Jahreszeiten“, „die sieben Worte des Erlösers am Kreuz“ verdienen ebenfalls in den ersten Rang der Instrumental-Musik aufgenommen zu werden. — Will man den Schauplatz finden, wo dieser Stern aufging, muß man ihn in der räucherigen Hütte eines Stellmachers suchen.

Franz Joseph Haydn ward geboren zu Rohrau, sieben Meilen von Wien, am 31. März 1732. Er war der Älteste einer zahlreichen Familie; sein Vater, Mathias Haydn, hatte von seinen zwei Frauen zwanzig Kinder gehabt. Außer seinem Handwerk als Stellmacher, versah Mathias noch das Amt des Dorfrichters und des Sakristans von der Pfarrkirche; er besaß eine schöne Tenorstimme, und hatte auf einer Reise durch Deutschland gelernt, etwas die Harfe zu spielen. An den Festtagen vergnügte er sich durch Musciren und Singen mit seiner Frau. Im siebenten Jahre enthüllte Joseph Haydn dadurch sein musikalisches Gefühl, daß er anscheinend die Stimme seiner Mutter mit einem Holzstück und einer Ruthe begleitete, die er in der Weise der Geige und des Bogens handhabte. Der Zufall fügte es, daß ein Better Haydn's, Namens Frank, der Schulmeister in Hainburg und guter Lehrer der Musik war, einem dieser Trios beiwohnte; er erstaunte über die Sicherheit, mit welcher das Kind Taft hielt und seinen angeblichen Bogen führte. Er meinte, daß seine Anlage ausgebildet zu werden verdiente, und bot sich an, den kleinen Joseph unter seine Obhut zu nehmen. In kurzer Zeit lernte er bei Frank mehrere Instrumente spielen, und seine schöne Stimme machte ihn im Chore bemerkbar. Hier war es, wo ihn der Kapellmeister v. Reuter auszeichnete und sogleich den Gedanken faßte, Haydn mit sich zu nehmen, um ihn in der Stephanskirche zu Wien singen zu lassen. Er blieb mehrere Jahre unter Leitung Reuter's, und schon im Alter von zehn Jahren componirte er Sonaten für drei Instrumente, die später in London gedruckt wurden; er hatte sogar den Einfall, eine vierstimmige Messe mit

Orchester-Begleitung von sechszehn Instrumenten zu schreiben, wonach ihm aber klar wurde, daß er vor Allem Unterricht über den Contrapunkt zu nehmen habe; denn auch das Genie bedarf der wissenschaftlichen Grundlage! Er besaß jedoch keinen Heller und kein Lehrer in Wien fand sich, der ihm unentgeltlich Unterricht geben wollte. Er suchte ihn dadurch zu ersetzen, daß er Tag und Nacht die theoretischen Abhandlungen von Mattheson, Fux und Emanuel Bach copirte. Wenn er den Sinn einer Vorschrift nicht verstand, wagte er nicht, seinen Lehrer oder seinen Mitschüler danach zu fragen; er studirte eifrig, bis er das Verständniß erlangt zu haben glaubte. Haydn fand so viel Vergnügen an diesem angestregten Studium, daß er, arm wie er war, erstarrt von Frost, von Schläfrigkeit matt, vor seinem alten Clavier sich doch den glücklichsten Menschen der Welt fühlte, und daß er später in einer glänzendern Lage oft meinte, er habe nie eine vollständigere Glückseligkeit empfunden als damals. Als der berühmte Porpora den venetianischen Gesandten nach Wien begleitet hatte, brachte es Haydn, gestachelt von dem Wunsche, des großen Meisters Rath zu empfangen, dahin, daß er sich im Hause des Ministers einschmeichelte und von diesem in die Bäder von Manensdorf mitgenommen wurde. Hier erhob er sich, um die Gunst Porpora's zu erwerben, frühzeitig, bürstete die Kleider, reinigte die Schuhe des neapolitanischen Meisters, setzte seine alte Perücke in Stand, kurz verwaltete das Amt des eifrigsten Dieners. Zuerst zeigte sich Porpora nicht sehr angezogen von diesen Aufmerksamkeiten; als er aber die glücklichen Anlagen des jungen Haydn erkannt, gab er ihm Rathschläge, und ließ ihn dann seine Compositionen begleiten, die durch die darin sich findenden Schwierigkeiten und künstlerischen Modulationen sehr lehrreiche Uebungen für Haydn wurden. Die Liebe zu seiner Kunst ließ ihn geduldig die Erniedrigungen ertragen, und verschaffte ihm zuletzt von dem Minister (während der Badezeit) ein monatliches Gehalt von sechs Ducaten und freien Tisch. — Der muthige junge Mann, nach Wien zurückgekehrt, wendete seine Morgenstunden dazu an, sich kleine Einkünfte zu verschaffen. Am frühen Morgen begab er sich nach der Kirche der barmherzigen Brüder, um die zweite Geige zu spielen; dann spielte er die Orgel in der Kapelle des Grafen Haugwitz, und von dort ging er nach der Stephanskirche, um zu singen. Bei seinem natürlichen Geschick und seiner Beharrlichkeit in der Arbeit, Eigenschaften eines tüchtigen Geistes, der fähig ist, die Gegenstände des Lebens wie der Kunst ernst aufzufassen, besaß Haydn zugleich sein gutes Theil Fröhlichkeit, welche sich durch den originellsten Witz kund gab; oft belustigte er sich auf Kosten seiner Mitschüler und durch einen seiner lustigen Streiche zog er sich die Entlassung von der Stephanskirche zu. Er wäre wieder in die frühere,

unsichere Lage zurückversetzt worden, aus der er sich mit größter Mühe hervorgearbeitet hatte, wenn nicht der Perückenmacher Keller, der ihn in der Kirche hatte singen gehört, und von seiner Stimme, wie von seiner Methode eingenommen war, ihm Wohnung und Tisch angeboten hätte; Keller behandelte den jungen Mann wie einen Sohn. Haydn verfolgte während seines Aufenthalts bei ihm mit mehr Eifer als jemals sein Studium; er componirte zuerst kleine Sonaten für das Pianoforte, was ihm wenig Geld einbrachte; er schrieb Walzer und deutsche Tänze für die Bälle der Gesellschaft; endlich componirte er eine Serenade für drei Instrumente, welche er und seine Freunde des Abends in den verschiedenen Vierteln Wiens ausführten.

Der Direktor des Kärnthnerthor-Theaters, Namens Bernardone Kurz, hatte eine sehr hübsche Frau; Haydn und seine Freunde verfehlten nicht, sich unter ihre Fenster zu begeben, und die Serenade aufzuführen. Als Bernardone die graziöse Musik vernahm, wollte er wissen, wer der Verfertiger derselben sey; er ging auf die Straße hinab und fragte, wer das Stück componirt habe. — „Ich!“ antwortete Haydn. — „So jung?“ — „Man muß ja wohl einmal anfangen, ich habe meine Kräfte erproben wollen.“ — „Bortrefflich, willst Du mir einen Operntext componiren?“ — „Warum nicht, aber ich habe es noch niemals versucht.“ — „Ich werd' es Dir zeigen, folge mir!“ Haydn steigt mit ihm in seine Wohnung hinauf und kommt mit einem Text zurück, der den Titel: „Der hinkende Teufel“ trug. Diese Oper wurde componirt und kam auf die Bühne. Der Text hatte indeß für jene Zeiten mißfällige Anspielungen und damals dachte man langsamer an's Verbessern als an's Verboten, was jetzt sich immer mehr anders stellt. Genug, dem „hinkenden Teufel“ wurde zu raschem Abzuge verholfen. — Durch seine ersten Versuche aufgemuntert, fuhr er fort, sich mit der Composition zu beschäftigen. Im sechsundzwanzigsten Jahre hatte Haydn durch seine Kenntnisse schon eine Art von Ruf erhalten. Der Graf Morzin nahm ihn zu sich. Hier hörte der Fürst Anton Esterhazy eine Symphonie von Haydn, und erbat sich vom Grafen den jungen Musiker für seine Kapelle. Haydn freute sich dieses Wechsels. Der Fürst war Kenner und leidenschaftlicher Verehrer der Musik, er hielt ein zahlreiches und gewähltes Orchester. Unter einem solchen Schutz konnte Haydn sowohl seine Talente ausbilden, als sie geschätzt sehen. Indesß vergingen mehrere Monate, ohne daß die Rede von seinem Eintritt beim Fürsten war; endlich wurde derselbe auf eine besondere Weise bewirkt. — Der Maestro Friedberg, ein Freund und Verehrer Haydn's, wohnte bei dem Fürsten. Gleich seinem Freunde betrübt über den Verzug, bewog er diesen, eine Symphonie zu schreiben, welche würdig wäre, in Eisenstadt am Geburtstage des Fürsten aufgeführt zu

werden. Haydn that es. Der Tag der Ausführung kommt heran; der Fürst setzt sich nach seiner Gewohnheit, umgeben vom Hofstaat, in seinen Armstuhl, und Friedberg vertheilt die Partien jener Composition. Raum haben die Musiker die Hälfte des ersten Allegro gespielt, als der Fürst sie unterbricht, um nach dem Verfasser einer so schönen Musik zu fragen. Friedberg läßt aus einer Ecke des Saals den dort versteckten, zitternden Haydn hervor. Beim Anblick desselben ruft der Fürst: „Was, dieser Mohr?“ (Haydn hatte keine besonders weiße Haut.) „Wohlan, Mohr, Du sollst künftig in meinem Dienste sehn! Wie heißt Du?“ — „Joseph Haydn.“ — „Aber, dann bist Du schon Einer der Meinigen; weshalb hab' ich Dich niemals hier gesehn?“ — Die Blödigkeit des jungen Componisten verhinderte ihn zu antworten, aber der Fürst selbst zog ihn aus der Verlegenheit: „Geh, und kleide Dich, wie es Deinem Rang zukommt: ich will Dich nicht mehr in diesem Aufzug sehen. Du mußt ein neues Kleid haben, eine Perücke mit Locken, Halskragen und rothe Absätze; aber besonders müssen die Absätze recht hoch sehn, damit Deine Gestalt etwas in Einklang komme mit Deinen Fähigkeiten. Geh, man wird Dir Alles geben, was Du brauchst.“ — Auf diese Art kleideten sich die Tonkünstler zu jener Zeit, wo man die Musik als eine Wissenschaft, nicht als ein Handwerk betrieb und betrachtete. Haydn zog sich, nachdem er dem Fürsten die Hand geküßt, in eine Ecke zurück, indem er doch ein wenig bedauerte, daß er seine schönen Haare verbergen, und dem schmucken Jünglings-Anzuge, den er gern trug, entsagen sollte. Am folgenden Tage mußte er in seiner, modisch geschnittener Kleidung sich dem Fürsten vorstellen. Er hatte in derselben ein so gezwungenes Wesen, daß er das Lachen der Umstehenden erregte. Später, als sein wachsender Ruhm ihn dem Fürsten immer werther machte, erlaubte ihm dieser, wieder seine früheren Kleider zu tragen. Aber den Beinamen „Mohr“, den sein Herr ihm im Scherz gegeben, behielt er mehrere Jahre. Als Concertmeister, oder zweiter Maestro trat Haydn in die Dienste des Fürsten Esterhazy. Der erste war Werner, ein Mann von großen Verdiensten. Ein Jahr später starb der Fürst Anton; Fürst Nikolaus, der sein Nachfolger wurde, war ein noch größerer Kenner der Musik, und setzte Haydn an die Spitze eines großen Orchesters. Die folgende Anekdote zeugt von der Herzensgüte, mit welcher er sein Amt verwaltete. Der Fürst hatte beschlossen, seine Musiker, mit Ausnahme Haydn's, zu entlassen. Der größte Theil derselben bestand aus Familienvätern, welche diese Maafregel in's Unglück stürzen mußte. Haydn, Jener Betrübniß mitleidend, nahm seine Zuflucht zu einem höchst originellen Mittel, um den Fürsten zu bewegen, sie zu behalten. Er setzte eine Symphonie, in welcher jede Abtheilung auf dieselbe Art endigte, und zwar so, daß die Töne all-

mählig erstarben, und jeder Musiker, Einer nach dem Andern, sein Notenbuch schloß, zusammenrollte, sein Licht löschte und sich traurig zurückzog. Haydn, allein zurückgeblieben, verneigte sich gegen den Fürsten, und wollte ebenfalls gehen, als Esterhazy, der die rührende Allegorie verstanden hatte, bewegt ausrief: „Haydn, wohin gehst Du denn? Es bleibt Alles beim Alten!“

Nach dem Tode des Fürsten (im Jahre 1790) verließ Haydn die Kapelle, welche er dreißig Jahre geleitet hatte. Der Kreis der Bewunderer Haydn's vergrößerte sich fortwährend, und verbreitete sich über ganz Europa. Eine musikalische Gesellschaft, welche sich in London gebildet hatte, lud ihn ein, dahin zu kommen, und versprach ihm für zwölf Vorstellungen die Summe von 2400 Pfund Sterling. Haydn begab sich nach London, und schrieb sechs neue Symphonien für die musikalischen Festslichkeiten von Hanover-Square; jedes Adagio, jedes Andante mußte wiederholt werden, und nichts ist dem Enthusiasmus vergleichbar, mit dem die Compositionen aufgenommen wurden. Nach Wien zurückgekehrt, schrieb er „die Schöpfung“. Der Erfolg war so groß, daß alle bedeutenden Städte sich um dies Werk bemühten; und die Künstler der großen Oper zu Paris richteten nach der Aufführung der „Schöpfung“ ein anerkennend Schreiben an Haydn, das er sehr bescheiden beantwortete. In den Concerten der Straße Cléry in Paris ward seine Büste gekrönt, und in demselben Jahre wurde er Ehrenmitglied der französischen Akademie.

Haydn war gutherzig, freimüthig, bieder, geehrt und geschätzt von Allen, die ihn kannten. Mitten in seinen schönsten Triumphen, mitten in den Ehrenbezeugungen, die alle Hauptstädte Europa's ihm zukommen ließen, vergaß er niemals die kleine Hütte, in welcher er geboren. Er begab sich alljährlich in das Dorf, wo er alle seine Verwandte bei einem Familienmahl vereinigte. Nach beendetem Fest gab er Jedem ein Geldgeschenk, und lud ihn für das nächste Jahr ein. Er nannte diese Zusammenkunft „den Tag seiner Größe.“ Von seiner Frau wollen wir nicht viel reden; sie soll wenig getaucht haben, indeß geht uns das hier gar nichts weiter an, wenn wir gemeldet haben, daß er sich von ihr scheiden ließ, um volle Ruhe zu gewinnen für seine Werke, von denen wir nicht alle erwähnen wollen, vorzugsweise aber noch sein Dratorium: „die Jahreszeiten“ nennen.

Haydn starb am 31. Mai 1809. Der Krieg zwischen Frankreich und Oesterreich beschleunigte sein Ende; er hörte nicht auf davon zu sprechen, und sang oft mit schwacher, gebrochener Stimme das Volkslied: „Gott erhalte Franz den Kaiser.“ — Der drangvollen Zeit muß man es wohl beimessen, daß seine irdischen Reste von den Wienern fast vergessen wurden. Neukomm, sein liebster und bester Schüler, wollte, als er 1815 nach Wien kam, das Grab seines Meisters, den er wie einen

Vater geehrt und geliebt, besuchen; nur mit Mühe gelang es ihm, dasselbe zu entdecken, da kein Stein es bezeichnete. Neukomm wollte die Bergeslichkeit seiner Landsleute verbessern, und ließ ihm einen Grabstein setzen, auf den man ein räthselhaftes Canon von Haydn's Composition gravirte mit den Worten: „Non totus moriar“ (nicht Alles wird sterben).

Der dankbare Affe.

Vor alten Zeiten war ein Zwerg in manchen Landen bekannt, der hieß Falber und verstand sich sehr auf Kräuter und heilsame Wurzeln. Selbige sucht' er in Wäldern und zwischen Gesteinen mühsam zusammen und kochte sie zu Salben und Tropfen zum Einnehmen und zog umher, die Kranken gesund zu machen. Da kam er eines Tages im Walde zu einem Affen, der am Wege lag und wimmerte und heulte und den Zwerg bittend ansah. Falber nahm sich seiner an und fand einen großen Splitter in seinem Fuße. Den zog er heraus und belegte die Wunde mit Salbe, die den Schmerz linderte. Da sah ihn der Affe abermals an, als wollt' er dem Zwerge danken, aber er konnte nicht reden, sondern winselte nur freudig und legte seine Hand in die Hand des Zwergs, gleichsam wie ein Freund. Da ging der Zwerg Falber seines Weges und dachte nicht mehr an den Affen, sondern an die kranken Menschen, die er wollte gesund machen. So wanderte er wohl ein Jahr und heilte und verkaufte Salben. Da führte ihn der Weg eines Tages in denselbigen Wald, wo er den Affen freundschaftlich geheilt hatte, und er stand plötzlich vor einer Höhle, in welche ein alter Mann mit weißem Haar und schwarzem Mantel hineinschreiten wollte. Der Zwerg erschreck und entsetzte sich und fiel auf die Erde. Aber der alte Mann war freundlich und winkte ihm, in seine Höhle zu treten, wo er der Welt entsagte und als Einsiedler von Wurzeln und Kräutern lebte, wie die Thiere des Waldes. Als der Zwerg so vor Furcht dalag, kam ein Affe gesprungen und zog ihn am Mantel und sah ihn an, als ob er ihm etwas zu sagen habe.

Der Zwerg dachte bei sich: der alte Mann sey ein Zauberer und der Affe ein dienstbarer Geist, und wollte Anfangs nicht mitgehen, wohn ihn der Affe zog und ihm winkte. Als ihm aber der alte Mann seine Lebensgeschichte erzählt hatte, daß er sich von der falschen Welt zurückgezogen und sein Geld vergraben habe, gedachte der Zwerg bei sich: „Sei, wenn ich das Geld hätte, ich wollt' es nicht vergraben, sondern unter die Leute bringen, wohin es gehört!“ Als nun der alte Mann so vom Gelde sprach, geberdete sich der Affe wunderbarlich und winkte und zog, daß der Zwerg auf den Einfall kam, es könne derselbige Affe seyn, dem er in frühern Zeiten einen Splitter aus



dem Fleische gezogen. Als er nach der Stelle sah, wo der Splitter gesehen, fand er auch noch die Narbe, und der Affe schnitt nun freudige Grimassen und nickte und wies die Zähne, wie Einer, der gern mit Worten danken möchte. Da hatte sich bei dem Zwerge alle Furcht verloren und er folgte dem Affen hinter einen Felsen, wo nun der Affe die Erde auftrugte und dem Zwerge winkte, ihm zu helfen. Da half er ihm. Bald zeigte sich ein großer Haufen Geldes. Jetzt sprang der Affe lustig um ihn her, weil er fühlte, daß er dem Zwerge für seine Hülfse seine Dankbarkeit bewiesen und ihn reichlich bezahle. Der Zwerg nahm das Geld und wußte nicht, wie der Affe das habe wissen können und war erfreut von des Affen Dankbarkeit, die er bei den Menschen so selten fand. Als sie wieder vor die Höhle des alten Mannes kamen, erzählte der Zwerg seine Geschichte. Der alte Mann sagte: es sey sein Geld und der Affe habe es ihn vergraben sehen. Er brauche es nicht mehr und der Zwerg möge es behalten. Beide lobten die Dankbarkeit des unvernünftigen Thieres und der alte Mann holte Äpfel und gab sie ihm. Er sprang damit zurück auf die Bäume und geberdete sich vor Freuden überaus possirlich. Der alte Mann aber weinte vor Rührung, denn weil die Menschen gegen ihn so falsch und undankbar gewesen und

ihn betrogen hatten, war er ihnen gram und Einsiedler geworden. „Möchten die Menschen“, sagte er, „an diesem unvernünftigen Thiere ein Beispiel nehmen und sich nicht von ihm beschämen lassen; aber die Meisten sind undankbar und falsch und suchen Einer den Andern zu überlisten und zu betrügen.“ — Der Zwerg Falber nahm freundschaftlichen Abschied, brachte das Geld unter die Leute und heilte ihre Krankheiten mit Salben und Tropfen.

Die Sängerinnen.

Es giebt mehr Narrheiten unter den Menschen, als Sperlinge auf dem Dache, mehr Verkehrtheiten durch alle Jahreszeiten hindurch, als des Sommers Fliegen in Bauerstuben. Man könnte sich nicht retten, wenn sich nicht mitunter vernünftige Leute fänden, die mit der Fliegenklatsche des Wizes und Spottes fleißig dergleichen todtschlagen. Jetzt haben wir's auf eine weitverbreitete Thorheit abgesehen, die, mit andern Hand in Hand gehend, uns zugleich auf diese andern wird treffen lassen, so daß wir, wenn's Glück gut ist, zwei Fliegen auf einen Schlag treffen können. Da ist also meinerwegen Frau Schulz, oder Madam Müller, oder Frau Meisterin K, Y oder Z, die hat ein schmuckes Töchterlein, das in der Wiege gut schreien lernte. Sie hat eine gute Kehle und singt und trillert nun hell und freischend in der Kinderstube herum. Die Mutter faßt große Pläne im Kopfe für ihre Tochter, wie jetzt unter hundert Müttern durchschnittlich neunundneunzig; des Töchterchens helle Kehle fährt in diese Pläne, da geht ihr ein Licht auf: Halt! denkt sie, meine Rieke oder meine Sophie muß eine Opernsängerin werden, eine Sontag, eine Löwe, eine Schröder-Devrient, eine Fackmann u. s. w. Sie soll Triller schlagen lernen, daß den Leuten Hören und Sehen vergeht. Da wird sie Grafen und Barone hinter die Coulissen trillern, die werden sich in dem Neze ihrer Triller fangen; husch! hat sie einen Baron weg, sie ist eine hohe, reiche, vornehme Dame, fährt vierspännig, und ich sitze als Mutter neben ihr und kriege dann auch wohl mein Theil ab von den Complimenten, die dem Töchterlein im Ueberfluß ausgeschüttet werden. — Pfui! wer wird so denken? Still, ganz still! wir können den Leuten in's Herz sehen! — Die Mutter geht also zum Schulmeister, Kantor oder Stadtmusikus. „Hören Sie, Herr Kantor!“ sagt sie, „meine Tochter hat eine Stimme, eine Stimme, sag' ich Ihnen — Sie müssen sie ausbilden!“ — „Sie haben ganz recht, Madam!“ antwortet der Kantor, der schon das Geld für die Privatstunden in Gedanken einstreicht; „Ihr Fräulein Tochter ist zu etwas Höherem geboren“ u. s. w. — Was wird nun draus? Ungefähr zunächst Folgendes:

Es haben sich nach ein Paar Töchtern gezeuget, die eben
alle in einem Hörsaal geboren sind. Die ersten alle



beginnen zu singen und zu tanzen.

Es haben sich noch ein Paar Töchterchen gefunden, die ebenfalls zu etwas Höherem geboren sind. Sie kriegen also Privatstunden beim Kantor (oder Stadtmusikus), sie müssen lernen nach Noten, der Lehrer geigt und singt dazu, die dicke Lehrerin hilft mit dem Päserich, und die Töchterchen müssen mit Gewalt große Sängeriinnen werden. Die Zierpuppen sind bald fertig, sie können etwas singen, tanzen, französisch parliren, kokettiren, Liebesneze stricken, romanhafte Ideen fassen u. s. w. Wenn man aber nun ein solches Fräulein fragt: „Um Vergebung, werden Sie mir auch eine gute Kartoffelsuppe kochen können, wenn ich das Glück haben sollte, Sie heim zu führen?“ — unglücklicher Liebhaber, Dein Korb ist schon fertig; sie heirathet nur einen Herrn „von“, einen Mann, der ihrer hohen Bildung angemessen ist, wie die Frau Mutter bemerken wird. Doch, liebes Fräulein, nehmen Sie's nicht übel, Sie werden hoffentlich bei Ihrem singenden Tanze durch's Leben sitzen lernen müssen, Sie werden muthmaßlich sitzen bleiben, oder statt in einen Egehimmel in die fürchterlichste Hölle des ehelichen Lebens zu sitzen kommen; denn eine solche hochgebildete Zierpuppe, wie Sie, wird nie und nimmer eine gute, deutsche Hausfrau. O ja, wenn ihr hübsch singen könnt, das ist ganz schön, aber ihr müßt nicht gleich auf die Coulissen und Bretter lossteuern, ihr müßt euch keinen Mann erjagen wollen, sondern ihn erobern und fesseln durch ein reines, tiefes Gemüth voll Liebe und Unschuld und Häuslichkeit. Aber in den Schulen werden größtentheils schon die Reime gelegt zu Verbildung und Koketterie durch die seichte und falsche Bildung. Da sehen wir an der Tafel hinter dem Schulmeister große lateinische Buchstaben angewalt, welche die Kinder oft lernen müssen, ehe sie deutsch buchstabiren können. Die Jungen müssen im siebenten Jahre lateinisch und französisch anfangen, die Mädchen müssen französische Privatstunden nehmen, ehe sie eine Ahnung davon haben, was für ein Unterschied zwischen „mir“ und „mich“ ist, tanzen lernen, ehe sie gehen können und so mehr von den Verzeihungs-Verkehrtheiten. Lernt und tanzt und singt nach Herzenslust, dagegen wird kein Vernünftiger etwas haben; fangt aber bei dem an, was am Nächsten liegt, was Noth thut bei dem Deutschen; das lernt ordentlich, bildet euer deutsches, ehrliches, tiefes Gemüth, euer unverdorbenes Herz aus und vergeßt nicht, daß es jedem Mädchen und jeder Hausfrau gut steht, wenn sie einen Rußstreck aus der Küche mitbringt, wenn die Schlüssel an ihrer Schürze hängen, wenn sie dem Manne eine schwackhafte Hausmanns-Kost vorsetzt, von ihr selbst zubereitet. Kann sie ihm hernach ein schönes Liedchen vorsingen und vorspielen, sehr willkommen! — aber Hauptsache ist's und wird's nimmer; — und echte Künstlerinnen giebt's nur wenige!

Von der Dachdeckung mit getheerten Pappen.

Diese seit kurzer Zeit unter dem Namen Schwedisches Pappendach mehrfach in Anwendung gekommene Bedachung kann in Rücksicht des dazu zu verwendenden Materials zu den Harzplattendächern gezählt werden. Sie eignet sich besonders wegen ihrer geringen Schwere für Dächer leicht construirter Gebäude, bei denen es aber nicht auf vollständige, unbedingte Feuersicherheit ankommen darf. Die damit verbundene Gefahr ist aber keineswegs größer, als bei den Stroh-, Rohr- und Schindeldächern; im Gegentheil, da bei dem festen Annageln jeder einzelnen Platte auf der Schalung im Fall eines Brandes kein Umherliegen derselben stattfinden kann, gewiß viel geringer. Nach den bis dahin über die Haltbarkeit gewonnenen Erfahrungen möchte diese Methode unbedingt empfohlen werden können. Haben jedoch von den schon vielfältig ausgeführten Dächern dieser Art einige sich insofern als unvollkommen ergeben, als die einzelnen Pappen bei feuchtem Wetter nicht in einer festen, ebenen Lage auf der Schalung verblieben sind, sondern sich in Bulstern in die Höhe gezogen haben, hinter welchen das Wasser, am Abfließen verhindert, stehen geblieben ist, hat dies wahrscheinlich seinen Grund entweder in mangelhafter Behandlung beim Auflegen, oder in Anwendung zu dicker Pappen, die von dem Theer nicht vollständig durchdrungen worden sind. Unter solchen Verhältnissen behält die nicht durchdrungene Papiermasse ihre hygroskopische Eigenschaft bei, in deren Folge sie bei jeder Temperatur-Veränderung entweder aufschwillt, oder sich zusammenzieht, wodurch natürlich mit der Zeit kleine unscheinbare Risse in dem Theerüberzuge entstehen müssen, die endlich sich erweiternd das Wasser durchlassen. Bei einigen in Berlin und der Umgegend unter den ungünstigsten Verhältnissen ausgeführten Dachdeckungen haben sich dergleichen Uebelstände selten gefunden.

Die hierzu erforderlichen Pappen von 3 Fuß Breite und $1\frac{1}{2}$ bis 2 Fuß Höhe müssen in den Papiermühlen besonders bestellt und wegen der erforderlichen Biegsamkeit aus wollenen, auf den Holländern nur zu sogenanntem Halbzeuge bearbeiteten Lumpen gefertigt werden. Die Dicke darf in keinem Falle mehr als die von vier Schöpsbogen betragen, damit die fertige Pappe nicht stärker als höchstens zu einer Linie ausfällt.

Die einzelnen Bogen werden nun auf einen großen, glatten Tisch gelegt und durch einen Umbug an drei Seiten mittelst eines etwas starken und glatten Streichholzes gefalzt. An beiden langen Seiten beträgt dieser Falz $1\frac{1}{2}$ und an der kürzeren Seite nur 1 Zoll; der eine Längen- und der Seiten-

falz werden nach oben, der andere Längensfalz aber nach unten umgebogen, so daß die Platten gegenseitig in einander gebracht werden können (Figur 2 und 2a.). Um dieses Hineinstecken zu erleichtern und um den Seitensfalz ganz umlegen zu können, müssen an jedem Bogen die Ecken der Falze um 1 bis 1½ Zoll lang fortgeschritten werden.

Fig. 2.

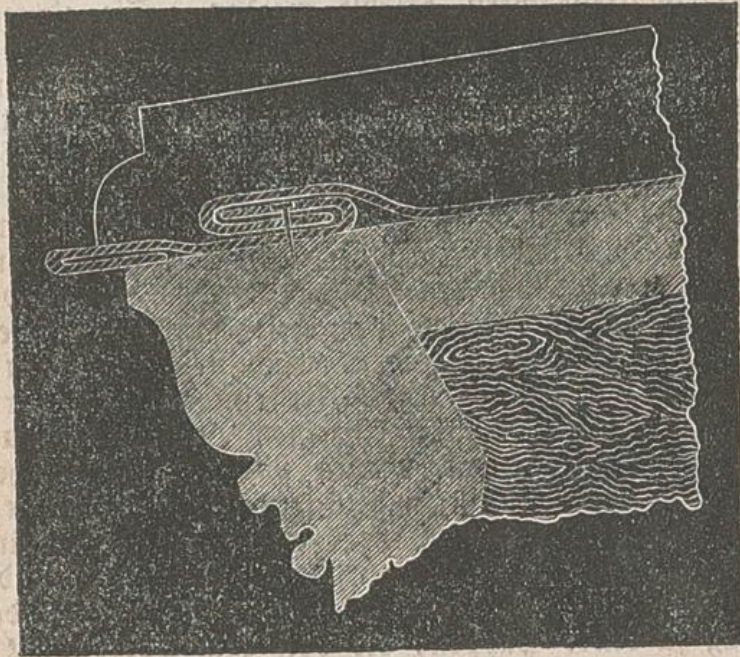
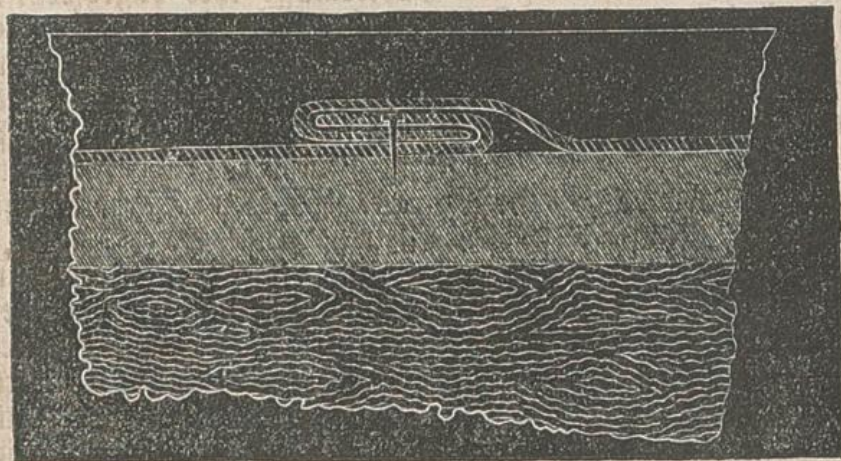


Fig. 2 a.

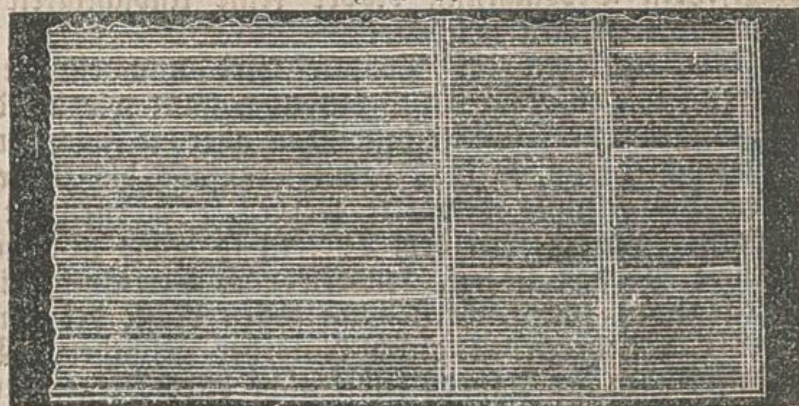


Sind sämtliche Pappen auf diese Weise bearbeitet worden, so werden sie nach und nach schichtweise in einen für den Zweck eingemauerten, großen Kessel oder besser in eine etwas über 3 Fuß lange und 2 Fuß breite, eiserne Pfanne mit rechtwinklichtem Querschnitt gelegt und mit Steinkohlentheer so weit

übergossen, bis auch die letzte Platte ganz damit überdeckt ist. Sind sie ungefähr eine Stunde lang über gelindem Feuer bis zum Siedepunkt erwärmt und dadurch von dem Theer vollständig durchdrungen worden, so werden sie wieder herausgenommen und unter einem verdeckten Raume zum Ablaufen des Theers neben einander auf die hohe Kante auf einen etwas geneigten Tisch gestellt. Hier bleiben sie bis zum vollständigen Abtrocknen, wozu nach der mehr oder weniger feuchten Witterung eine längere oder kürzere Zeit erforderlich ist, die im günstigsten Falle sich jedoch auf 8 bis 10 Tage erstreckt. Statt des Steinkohlentheers kann hier mit gleichem Nutzen, ja sogar vortheilhafter, der Nadelholztheer verwandt werden.

Die Neigung der mit diesen Theerpappen zu belegenden Dachschalung kann wie bei den Lehmdächern genommen werden. Da sich hier aber bei den horizontalen Falzen nothwendiger Weise ein kleiner, vorstehender Rücken bildet, hinter welchem das Wasser leicht stehen bleibt, so möchte es jedenfalls zweckmäßig seyn, nicht zu flach, wenigstens nicht unter $1\frac{1}{2}$ bis 2 Zoll Höhe für jeden Fuß der Grundlinie zu gehen. Die ganz ebene Schalung darf aber nur aus trocken, 1 bis $1\frac{1}{2}$ Zoll starken Brettern mit geschmiegt und ganz dichten Fugen gefertigt werden, damit bei der Aufnagelung der Pappen bei einem zufälligen Treffen der Nägel in die Fuge nicht aller Halt verloren gehe. Die die Schalung tragenden Dachsparren müssen hier genau nach der Breite der Pappen bei der angenommenen Abmessung von 3 Fuß wegen gegenseitiger, einzölliger Ueberdeckung, also noch in etwas geringerer Entfernung von Mitte zu Mitte, aufgelegt werden, damit die über die Verticalfugen zu streckenden Latten (Figur 1., 2. u. 3.) auf der Mitte des Sparrens mit langen Nägeln befestigt werden können.

Fig. 1.



Die Traufe wird unmittelbar aus einem schmalen Streifen der Pappe selbst gebildet, und dann die Deckarbeit reihenweise von der unteren Kante bis zum First hinaufsteigend ausgeführt, wobei die langen Seiten der Platten alle parallel mit dem

lestern zu liegen kommen (Figur 1.). Zunächst wird der an drei Seiten gefalzte Streif mit einem Vorstoße von 1 Zoll über die Gesimskante hinausgerückt, hier in kurzen Zwischenräumen genagelt und dann die erste Platte mit ihrem nach unten gebogenen Falze in den nach oben gerichteten des unterhalb liegenden Streifens eingeschoben und mittelst doppelter Rohrnägel in sechszoölliger Entfernung auf der Schalung befestigt. Alle folgenden Tafeln werden auf gleiche Weise in einander geschoben, und die dem Forste zunächstliegende wird nach der andern Seite des Daches hinübergebogen und festgenagelt (Figur 2a. und 4.).

Ist eine Verticalreihe bis zum Forste mit Pappen belegt worden, so wird die zweite unter gleichem Verfahren dergestalt daneben gebracht, daß die nicht gefalzten Seiten der Platten den umgebogenen Rand der schon liegenden Reihe um 1 Zoll überdecken. Zur Dichtung der Verticalfuge dient dann die vorgedachte, von der äußersten Gesimskante bis zum Forst überzulegende Latte (Figur 3.), welche an der untern Seite ein wenig mit dem Hobel ausgestoßen wird, damit der Umbug der einen und der Rand der andern Platte darin Platz findet. Auf gleiche Weise wird zur Berdeckung der beiden Fugen am Forste der Länge nach eine etwas breitere, nach beiden Richtungen abgewässerte Latte übergelegt und mit Bodenspißern auf jedem Sparren befestigt (Figur 1.). Nach bisher gewonnenen Erfahrungen scheint der Seiten-Umbug aber gerade nicht nothwendig bedingt zu seyn, da bei einem bloßen Uebereinandergreifen der Tafeln durch das Aufbringen eines wasserdichten Ueberzuges die Fugen vollständig gedichtet werden. Bei einem in der Nähe von Köpnick ausgeführten Papierdache haben sich die Falze nicht überall anbringen lassen; dessen ungeachtet ist bei einer fortgesetzten Beobachtung bisher keine Undichtigkeit an demselben wahrgenommen worden.

Nach dem Auflegen der Pappen wird nun ein heißer Theer-Ueberzug mit einer starken Befandung, ganz wie bei dem Lehdache, aufgebracht. Sollte inzwischen aber die Fläche durch Regen angefeuchtet seyn, so muß damit jedenfalls bis zu deren vollständigen Abtrocknung gewartet werden. Indessen ist es nicht gerade nothwendig, mit dem Theeren so lange zu zögern, bis sämtliche Pappen liegen, sondern nach Berlegung eines kleinen Theils kann zur Sicherstellung gegen Nässe bei günstigem Wetter das Ueberziehen gleich hinterher geschehen. Daß aber das Aufbringen der Pappen selbst nicht durch Regenwetter unterbrochen werden darf, und darin eben ein Vorzug dieser Methode liegt, ist wohl ein Selbstverständniß, zu welchem noch schließlich hinzuzufügen bleibt, daß die Bogen bei feuchter Temperatur sich glatter, als bei sehr warmer auf die Schalung auflegen lassen, und es deshalb zweckmäßiger seyn möchte, bei

Fig. 3.

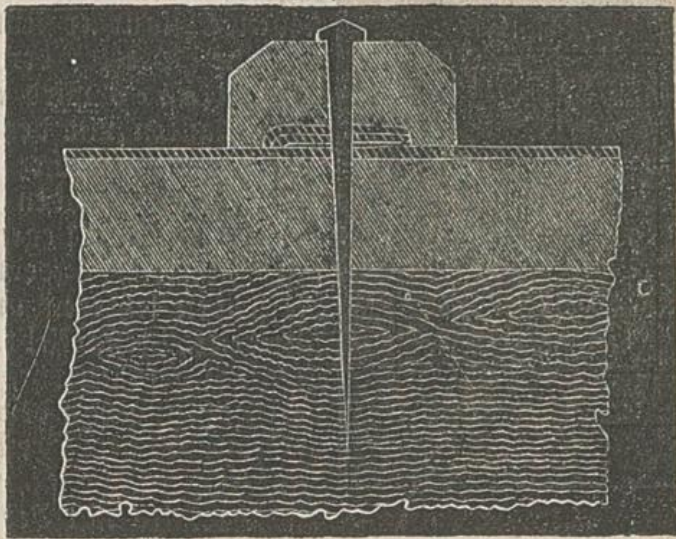
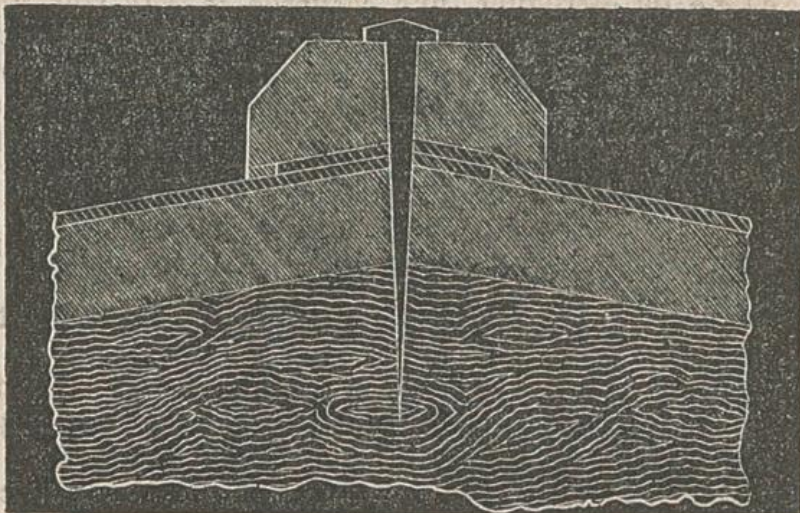


Fig. 4.

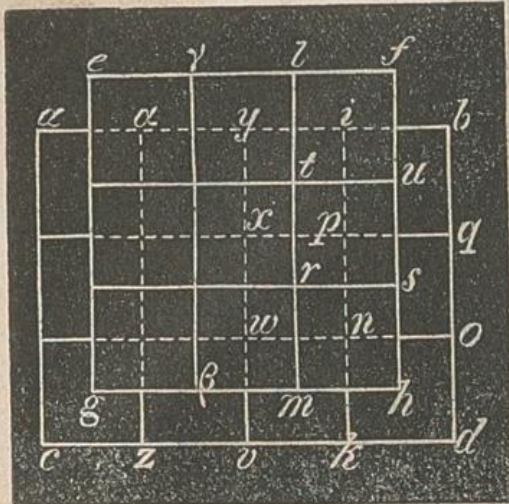


heißem Sonnenschein sie sämmtlich kurz vor dem Auslegen in ein mit frischem, kaltem Wasser gefülltes Gefäß zu stellen, wodurch alle Bulstern und Beulen vermieden werden.

Ueber die

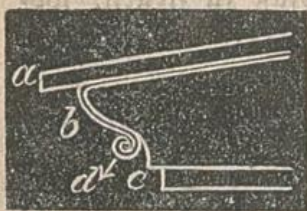
Deckung flacher Dächer mit doppelten Harzplatten haben wir noch folgende Darlegung empfangen:

Die Sparren von Halbholz, $2\frac{1}{2}$ Fuß vom Mittel zu Mittel gelagert, erhalten eine Steigung von ungefähr $1\frac{1}{2}$ Zoll auf den Fuß. Die Fache zwischen denselben werden, wie eine gewöhnliche halbe Windeldecke, gestaakt und gelehmt, und zwar in gerader Flucht mit der Oberkante der Sparren. Hierauf wird die Oberfläche mit einer dünnen Lehmlage abgeglichen. Auf diese ebene Fläche wird eine doppelte Schicht Harzplatten so ge-



lagert, wie es die nebenstehende Figur ergiebt. Jede einzelne Platte der untern Schicht *abcd* wird an ihren zwei Ranten mit der Mirtur auf der Lehmfäche, und an den andern beiden Ranten auf die zunächst liegenden beiden Platten, indem erstere die beiden letzteren um 1 Zoll überdeckt, festgeseht. (Die Deckung geschieht jederzeit in der Richtung von dem Hauptgesims nach dem Forste.) Die ganze Oberfläche dieser untern Schicht wird mit der Mirtur

vollständig überstrichen, und unmittelbar darauf mit der obern Schicht *efgh* im Verbande, und ebenfalls so, daß eine Platte die andere um einen Zoll deckt, überlegt. Diese obere Schicht wird nunmehr eben so wie die untere mit Mirtur überstrichen, zugleich aber auch mit scharfem Sand dick überstreuet. Hierbei ist das specielle Verfahren folgendes: Zuerst wird die Plattenreihe *nokd, pqno, ibpq*.... bis zur Forst hinauf gelegt. Alsdann folgt die Plattenreihe *wnok, xpvn, yixp*.... Nachdem diese ersten beiden Plattenreihen gelegt sind, wird schon jetzt die Mirtur darüber gestrichen und solche nicht mit Sand bestreuet, sondern es wird sofort zur obern Schicht geschritten, indem man die Plattenreihe *romh, turo, lftu*.... eindeckt. Nunmehr wird die Reihe *zoy* der untern Schicht gelegt und überstrichen, worauf unmittelbar die Deckung der Reihe *βmyl* der obern Schicht folgt. Auf diese Art fährt man fort, bis die ganze Dachfläche doppelt eingedeckt ist. Ueber diese mit Mirtur bestrichenen und mit Sand bestreueten Platten endlich erfolgt eine Abplasterung von eifigen Dachsteinen in Kalkmörtel.



Die Dachsteine ragen bei *a* in der nebenstehenden Figur um 4 Zoll über das Hauptgesims vor, die äußersten Harzplatten *b* aber sind hier in die Profilierung des Gesimses hineingebogen und daselbst bei *c* umgeschlagen und mittelst eines Nagels *a'* befestigt. Bei freistehenden

Giebeln werden die Platten daselbst um 3 Zoll herunter gebogen und theils mit einer Kalkleide, theils mit dem Wandputz überdeckt. Um die Schornsteinkästen herum aber, so wie auch überall, wo das Dach an eine höher hinaufreichende Wand anstößt, müssen die Platten um 3 Zoll nach oben zu aufgebogen werden, und zwar in der Art, daß darüber weg gepust werden könne.

Der Kaufmann Hr. Sperber in Berlin (Fischerstraße Nr. 30) liefert ganz besonders gut fabricirte Platten, in der Größe von 2 Fuß 2½ Zoll lang und 1 Fuß 9 Zoll breit, das Stück für 1 $\frac{7}{8}$ Sgr. Für diesen Preis erhält der Käufer außer der Platte zugleich auch noch die Quantität Mirtur, die zum Ueberstreichen der Platte, nachdem sie auf dem Dache verlegt ist, gebraucht wird. Jede dieser Platten muß zwischen 7 bis 8 Loth wiegen. Dasselbe Gewicht muß die dazu gehörige Mirtur haben. Für den Preis von 1 $\frac{7}{8}$ Sgr. erhält man also eine Platte nebst Mirtur, zusammen an Gewicht zwischen 14 und 15 Loth. — Wer sich die Platten selbst fabriciren will, zahlt für 8 Loth Mirtur $\frac{1}{8}$ Sgr., d. i. pro Pfund 3 $\frac{3}{4}$ Sgr. — Hiernach stellt sich der Kostenbetrag für Eine Quadrat-Ruthe Dachdeckung in folgender Art heraus: 84 Platten großer Form, incl. Mirtur zum Ueberstreichen à 1 $\frac{7}{8}$ Sgr.: 5 Thlr. 7 $\frac{1}{2}$ Sgr.; 225 Dachsteine, das Tausend 9 $\frac{3}{4}$ Thlr.: 2 Thlr. 7 $\frac{1}{2}$ Sgr.; Kalkmörtel, Pinsel, Kohlen: 1 Thlr.; Dachdeckerlohn: 2 Thlr. 15 Sgr.; überhaupt: 11 Thlr.

Zu bemerken ist endlich noch, daß die Mirtur beim Ueberstreichen der verlegten Platte auf dem Dache so heiß erhalten werden muß, daß selbige den gehörigen Grad von Flüssigkeit besitze, weil sonst das Streichen schwer von Statten geht, auch mehr Mirtur verbraucht würde, als nöthig ist.

Sachs, Regierungs Bau-Inspektor a. D.

Schlus - Lied.

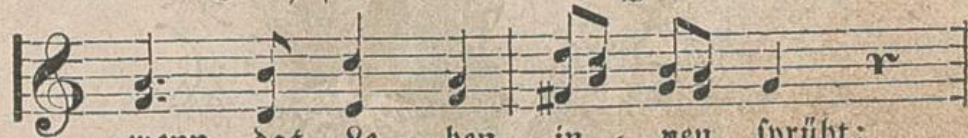


Musik von F. Commer.

Mit Feuer.



Gleich sind uns die Jah - res - zei - ten,



wenn das Le - ben in - neu sprüht;



denn im Her - zen wohnt der Früh - ling,



wo uns Al - les keimt und blüht.

Gleich sind uns die Jahreszeiten,
Wenn das Leben innen sprüht;
Denn im Herzen wohnt der Frühling,
Wo uns Alles keimt und blüht.

Gleich sind uns die Jahreszeiten,
Wenn nur That in's Leben greift;
Aus dem Kopfe strahlt die Sonne,
Die uns Alles treibt und reift.

Gleich sind uns die Jahreszeiten;
Ist das Leben rein vollbracht,
Haben wir zum Lebens - Herbst
Reichlich unser Glück bedacht.

Gleich sind uns die Jahreszeiten;
Ging nur redlich unsre Bahn,
Hat ein Gott uns ew'ge Schätze
Für den Winter aufgethan.

Frühling, Sommer, Herbst und Winter
Ziehen stets im Wechsel hin,
Aber unverändert führet
Durch die Zeit uns fester Sinn!

Festen Sinn bei schlauer Lockung,
Und bei Stürmen Kraft und Muth! —
Habt Ihr das, dann ist am Ende
Mit dem Ende Alles gut!



Anzeigen.



Jugendschriften von J. Satori.

Es giebt viele Jugendschriften, d. h. solche, die es den Titeln nach seyn sollen; in der Wahrheit finden sich aber nur wenige, die in rechtem Tone das Nützliche mit dem Unterhaltenden zu verbinden, und so die jungen Leser zu fesseln, auf der rechten Bahn zu halten wissen. Das thun aber besonders die von J. Satori für diesen Zweck herausgegebenen (in der Vereins-Buchhandlung zu habenden) Büchlein und so bitte ich Eltern und Erzieher, sich für Geschenke an ihre Kinder und Zöglinge folgende Titel zu bemerken:

Die Kinderfreundin. Wirklichkeit und Dichtung in Erzählungen, Märchen und belebenden Andeutungen zur Stärkung des Geistes und Gemüths. $\frac{3}{4}$ Thlr.

Erzähle, liebes Großmütterchen! Nützliche Schilderungen und Unterhaltungen für die Kreise der Jugend. $\frac{1}{2}$ Thlr.

Der Savoyarden-Knabe, oder: Das Pathegeschenk. Eine lehrreiche Geschichte, die allen Kindern lieb seyn wird. $\frac{1}{2}$ Thlr.

Die heiligen zehn Gebote. Eine Sage, für die Jugend erzählt. $\frac{1}{2}$ Thlr.

Petermännchen. Erzählung für Knaben und Mädchen. $\frac{1}{2}$ Thlr.

Der kleine Fischerknabe. Erzählung für Knaben und Mädchen. $\frac{1}{2}$ Thlr.

Da ich durch Erfahrungen in Familienkreisen weiß, wie lebhaft sich die Jugendwelt für diese Schriften interessirt, darf ich sie aus voller Ueberzeugung empfehlen.

F. W. Gubitz.

Die deutschen Volksbücher.

Der größte Schatz unserer National-Literatur, unsere Volksbücher, lag bisher im Argen. Wir glauben gar Vieler Wünsche erfüllt zu haben, indem wir eine würdige Ausgabe dieser Volksbücher veranstalteten.

Die deutschen Volksbücher.

Herausgegeben von Dr. Karl Simrock.

Mit Holzschnitten von F. W. Gubig u. s. w., nach Zeichnungen von Holbein.

Diese Ausgabe liefert endlich einen echten, reinen, edlen Text, und eine würdige Ausstattung: Herrlicher Druck auf Druck-Beim-Papier, und geschmückt mit den trefflichsten Holzschnitten, welche deutsche Kunst geliefert hat. Und daß hier, wo das echteste deutsche Leben wohnt, auch nur deutscher Sinn dazu Gehöriges mit dem rechten Gefühl schaffen kann, wer würde das bezweifeln? Und mit welchen Holzschnitten ausländischer Meister ließen sich die hier gelieferten nicht vergleichen, in denen noch die alte deutsche Kunst, die Mutter des Holzschnitts, sichtlich zu erkennen?

Bereits erschienen sind:

Volksbücher I. Salomon und Morolf. Eine gar anmuthige Historie. Zu Nug und Kurzweil geschrieben, daß man daraus abnehmen mag, was Lüste ein kündiger Bauersmann gegen einen weisen König gelübet hat.

Gehftet. Preis: 5 Sgr. ($\frac{1}{2}$ Thlr.)

Salomon und Morolf. Ein kurzweiliges Heldengedicht. Neu gereimt von Dr. Karl Simrock. (Das obige Buch poetisch, und mit noch größerer Eleganz ausgestattet.)

Gehftet. Preis: 10 Sgr. ($\frac{1}{2}$ Thlr.)

Volksbücher II. Eine schöne merkwürdige Historie des heiligen Bischofs Gregorius auf dem Stein genannt.

Gehftet. Preis: 5 Sgr. ($\frac{1}{2}$ Thlr.)

Volksbücher III. Die sieben weisen Meister, wie Pontianus der Kaiser zu Rom seinen Sohn Diocletianus den sieben weisen Meistern befehlt, die sieben freien Künste zu lernen, und wie derselbe hernach durch Untreu seiner Stiefmutter und ihre Gleichnisse siebenmal zum Galgen geführt, aber allemal durch schöne Gleichnisse der sieben weisen Meister vom Tode errettet und ein gewaltiger Kaiser zu Rom ward. Sehr lustig und nützlich wider der falschen Weiber Untreu zu lesen. Mit sechsundzwanzig Holzschnitten von F. W. Gubig und unter dessen Leitung, nach Zeichnungen von Holbein. Preis: 10 Sgr. ($\frac{1}{2}$ Thlr.)

Sehr erfreulich ist es uns gewesen, in der englischen Zeitschrift „Foreign monthly review“, bei belobender Besprechung des „Salomon und Morolf“ in unsrer Ausgabe, bemerkt zu finden, daß die Deutschen billig dies so gut ausgeführte Unter-

nehmen zu begünstigen haben, weil ihr Humor hauptsächlich in ihren Volksbüchern zu finden, namentlich aber in der neueren Zeit und ihren Werken sich nur sehr spärlich zeige.

Der Nibelungen Lied als Volksbuch.

In neuer Verdeutschung

von

Heinrich Beta.

Mit einem Vorwort

von

F. H. von der Hagen.

ist im ersten Theile erschienen und dieser flkr $\frac{2}{3}$ Thlr. zu haben. Das Ganze (in zwei Theilen) wird mit fünfzig Holzschnitten (nach Zeichnungen von Holbein von J. W. Gubitz und dessen Schülern gefertigt) geschmückt seyn. Man wird sich leicht überzeugen, wie es auch das Urtheil des Professor von der Hagen ausspricht, daß hier von einer vorzüglichen Ausgabe unfres berühmtesten Volksgedichts die Rede ist, die, trotz des geringen Preises, auch in äußerer Ausstattung befriedigt.

Die Bürgerverschwörung in Breslau.

Die Royalisten in der Bende.

Novellen von S. Kletke.

Preis: $\frac{2}{3}$ Thlr.

Von der wohlfeilsten

Volks-Bildergalerie

ist das neunte und zehnte Heft erschienen. Jedes Heft hat acht Blätter und kostet nur 5 Sgr. ($\frac{1}{8}$ Thlr.)

„Der Gesellschafter.“

Herausgegeben von F. W. Gubitz,

beginnt mit 1841 seinen fünfundzwanzigsten Jahrgang. Wegen ihrer Parteilosigkeit ist diese Zeitschrift von manchem parteiischen Literaten angefeindet; die fortdauernde Theilnahme des lesenden Publikums ist aber eine hinlängliche Entschädigung für die, sich selbst schlagenden Anfechtungen. Der Jahrgang besteht aus 272 Blättern und kostet acht Thaler. Alle wohlthöblichen Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.

Berlin.

Vereins-Buchhandlung.

In Berlin bei F. A. Herbig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Handbibliothek für Gärtner und Gartenfreunde, bearbeit. v. d. K. Garten-Direct. Lenné und mehreren K. Hofgärtnern ic. Von diesem Werke, das den Zweck, ein treuer Rathgeber nach dem jetzigen Stande des Wissens zu werden, um so sicherer erfüllt, da es von tüchtigen, allgemein anerkannten Praktikern bearbeitet worden ist, sind jetzt vollständig erschienen: **Botanik für Gärtner** ic. 1r Thl. theoretische, 2r u. 3r Thl. praktische Botanik (Beschreib. d. Gewächse.), von Dr. A. Dietrich. 5 $\frac{1}{2}$ Thlr. — **Natur- u. Hülfswissenschaften für Gärtner** ic., v. W. Legeler, K. Hofgärtner, m. 13 Kupft. 2 Thlr. — **Küchengärtnererei** v. L. Nietner, K. Hofg. 2 Thle. 3 $\frac{1}{2}$ Thlr. — **Obstbaumzucht** nebst Beschreib. d. Früchte ic. v. D. J. Fintelmann, K. Hofg. 2 Thle. 3 $\frac{1}{2}$ Thlr. — **Wildbaumzucht** v. G. A. Fintelmann, K. Hofg. 1 $\frac{1}{2}$ Thlr. — **Blumenzucht** in ihrem ganzen Umfange (im Freien, in Glas- u. Treibhäusern, wie auch im Zimmer), v. P. J. Bouché, Kunstgärtner ic. 3 Thle. 5 $\frac{1}{2}$ Thlr.

Verlag von Mauke.

Neu erschienene Bücher, in jeder Buchhandlung zu haben:

- Döring, H., Deutscher Legendenschatz für Schule und Haus. gr. 8. 286 S. geh. 22 $\frac{1}{2}$ Sgr.
— — Heilige Harfe, Seitenstück zu Spitze Psalter und Harfe. 8. geb. 20 Sgr.
— — Schillers Leben. kl. 8. geh. 15 Sgr.
Schlechtendal, Flora von Deutschland. 1. Lief. 8. geh. 10 Sgr.
(Jede Lieferung mit 10 colorirten Kupfertafeln und dem dazu gehörigen Text.)

Bei E. W. Leske in Darmstadt erscheint auf Subscription:

Die malerischen und romantischen Stellen
der Bergstraße, des Odenwaldes
und der Neckar-Gegenden,

in ihrer Vorzeit und Gegenwart geschildert von

A. R. Grimm.

Mit 36 bis 48 Stahlstichen.

In Heften von drei Ansichten mit begleitendem Texte.

Groß Royal-Octav. à Heft 36 Kr. oder $\frac{1}{2}$ Thlr. Auf chinesischem Papier à Heft 54 Kr. oder $\frac{1}{2}$ Thlr.

(Alle 4 Wochen erscheint 1 Heft.)

Unser liebes deutsches Vaterland zählt der schönen, von der Natur gesegneten und geschichtlich merkwürdigen Gegenden so viele, zu deren würdiger Darstellung sich manches schriftstellerische und künstlerische Talent bereits gewidmet hat. Zu den anziehendsten, durch Sage und Geschichte zugleich interessantesten aber sind gewiß

die Gegenden zu rechnen, deren entsprechender Schilderung die Verlags- handlung das oben genannte Werk bestimmt hat. Der durch frühere Bearbeitung desselben Gegenstandes (welche in kurzer Zeit zwei Auflagen und eine Uebersetzung erlebte), sowie überhaupt durch seine literarische Thätigkeit, namentlich durch seine Bearbeitung der „Märchen der 1001 Nacht“, berühmte Professor A. L. Grimm in Weinheim a. d. Bergstraße, hatte auf Ersuchen der Verlags- handlung die Gefälligkeit, seine gewandte Feder dieser Arbeit auf's Neue zu leihen. Um aber nach eigener Anschauung unter Be- nützung der besten historischen Quellen die Darstellung desto frischer und lebendiger zu geben, hat er die ganze Gegend und alle zu be- sprechenden Punkte wiederholt bereist. Indem die Verlags- handlung überzeugt ist, den literarischen Theil des Werkes in die besten Hände gelegt zu haben, glaubt dieselbe, daß es keiner weitem Andeutung bedürfe, was von den Stabstichen zu erwarten ist, als daß sie größtentheils nach Zeichnungen des genialen Landschaftsmalers Theodor Verhas in dem rühmlichst bekannten Atelier des Hof- kupferstechers Ernst Grünwald ausgeführt werden, welcher, um in jeder Beziehung etwas vollkommen Gediegenes und in rascher Reihenfolge liefern zu können, bei Herausgabe dieses Werkes seine Bestrebungen mit denen der auch in Deutschland wohlbekannten und hier- selbst anwesenden engländischen Künstler M. M. Cooke, Englehart Vater und Sohn vereinigt hat. Der beschreibende Text, in Ver- bindung mit den gewähltesten Ansichten, wird gewiß jedem Wan- dernden ein führender Freund werden; dem Einheimischen eine Er- innerung an die Vorzeit seiner Umgebungen seyn; dem Fremden aber, welcher die Wanderung durch diese anmuthigen Gegenden machte, als fester Ankergrund dienen für das auf dem Strome der Phantasie unstät schwankende Schiff seiner Erinnerung an die flüch- tig vorübergegangenen Bilder. Außerdem wird das Ganze in seiner künstlerischen Vollendung werth seyn, in der Sammlung eines jeden Kunstfreundes und auf der Toilette jeder Dame einen Platz zu finden. Die Ansicht der bereits erschienenen Hefte wird das Gesagte voll- kommen bestätigen. Dem Formate nach schließt sich das Werk an das malerische und romantische Deutschland.

Findet das ganze Unternehmen die gewünschte Theilnahme, so soll im Schlußhefte eine Specialkarte der benannten Gegenden und ein Panorama der Bergstraße gegeben werden.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Schwartz, J. M. Kurze Nachricht von der Entstehung und Feier der christlichen Sonn- und Festtage.

Dritte verm. und verb. Aufl. 8. Obemitz. Starke. 6½ Sgr.

Diese Schrift wird Allen, die über das Geschichtliche der kirch- lichen Sonn- und Festtage sich näher zu unterrichten wünschen, um so mehr willkommen seyn, da sie sich bei verhältnißmäßiger Vollständigkeit und Deutlichkeit auch durch Wohlfeilheit empfiehlt.

Bei G. Reimer in Berlin ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**J e a n P a u l ' s
s ä m m t l i c h e W e r k e.**

Neue Ausgabe in 33 Bänden.

1ster und 2ter Band.

Jeder Band auf gutem Maschinenpap. 17½ Sgr., auf feinem
Belinpapier geb. 25. Sgr.

In der Folge wird jeden Monat ein Band erscheinen.

Bei Ludwig Schumann in Leipzig ist erschienen:

Urban Jürgensen

**Allgemeine Grundsätze der genauen Zeitmessung
durch Uhren**

oder Zusammenfassung der Grundsätze des Uhrenbaues zur sorgfältigen Zeitmessung, mit einem Anhange versehen, enthaltend zwei Abhandlungen über die Uhrmacherkunst und Beschreibung eines sehr genau gehenden Metallthermometers. Nach der zweiten durch Ludwig Urban Jürgensen besorgten und vermehrten Ausgabe deutsch bearbeitet. Mit einem Atlas von 17 erläuternden Kupfertafeln.

Preis: 3 Thlr. 15 Sgr.

R e p e r t o r i u m

oder

allgemeines Handbuch der homöopathischen Thierheilkunst.

Zweite Auflage. Geb. Preis: 1 Thlr. 15 Sgr.

Vollständiges Färbebuch

oder Anleitung alle möglichen Zeuge in jeder Farbe schön und dauerhaft zu färben, von K. G. Kindermann. Preis: 1 Thlr. 10 Sgr.

Allen Buchdruckerei-Besitzern empfehlen wir unsere

Schriftgießerei.

Wir stellen unsere Preise so, daß Jeder, der seine Schriften u. s. w. von uns bezieht, dabei in großem Vortheil ist, obwohl wir zugleich für den besten Zeug sorgen und demnach dafür bürgen können, daß auch an Dauer die von uns gelieferten Schriften nichts zu wünschen übrig lassen. Unsere Schriftproben sind, auf frankirte Briefe, von uns gratis zu beziehen. — Die in Abgüssen zu habenden Bignetten u. s. w. (1688 Nummern) bedürfen keiner Empfehlung, da das im Drucke erschienene Musterbuch in den meisten Druckereien befindlich und denselben, um es bei Bestellungen vorlegen zu können, nothwendig ist.

Bereins-Buchhandlung.

1842.

Erklärung der Kalenderzeichen.

Die 12 himmlischen Zeichen.

♈ Widder.	♋ Krebs.	♎ Waage.	♏ Steinbock.
♉ Stier.	♌ Löwe.	♍ Skorpion.	♐ Wassermann.
♊ Zwillinge.	♍ Jungfrau.	♏ Schütze.	♑ Fische.

Die Mondviertel.

☾ Der neue Mond.	☽ Der volle Mond.
☾ Das erste Viertel.	☽ Das letzte Viertel.

Sonne und Planeten.

☉ Sonne.	☿ Merkur.	♂ Mars.	♄ Saturn.
☾ Mond.	♀ Venus.	♃ Jupiter.	♅ Uranus.

Noch andere Zeichen und Abkürzungen.

☾ Gegenschein.	rechtl., Planet rechtläufig.	B. Vormittag.	N. Nachmittag.
☽ Zusammenkunft.	rückg., Planet rückgängig.	A. Aufgang.	U. Untergang.
☾ in Erdf. Mond in seiner Erdferne.			
☾ in Erdn. Mond in seiner Erdnähe.			
♁ aufsteigender, ♁ niedersteigender Knoten des ☾.			

Dieses Jahr ist seit Christi Geburt das 1842ste.

Seit Erschaffung der Welt nach Calvisius	das 5791 ste.
Seit Christi Tode	— 1809 —
Seit Zerstörung Jerusalems	— 1769 —
Seit Einführung des julianischen Kalenders	— 1887 —
Seit Einführung des gregorianischen Kalenders	— 261 —
Seit Einführung des verbesserten Kalenders	— 143 —
Seit Erfindung des Geschüzes und Pulvers	— 462 —
Seit Erfindung der Buchdruckerkunst	— 402 —
Seit Entdeckung der neuen Welt	— 351 —
Seit Erfindung der Ferngläser	— 233 —
Seit Erfindung der Pendeluhren	— 185 —
Seit Erhebung des Königreichs Preußen	— 142 —
Seit Einführung der Schutzplattern	— 47 —
Seit Friedrich Wilhelms IV., Königs v. Preußen, Geburt	— 48 —
Seit Antritt seiner Regierung	— 2 —

Anmerkung. Die streng gefeierten Feste der Juden sind in der Columne der Mondviertel zu finden. — Die aufgehobenen Festtage der Katholiken sind mit einem * bezeichnet. — Das Zeichen † bedeutet einen gebotenen Fasttag.

Bei den astronomischen Angaben ist die mittlere Zeit von Cöln zu Grunde gelegt.

Januar 1842



Alter. Dezember 1841.

1. Von der Beschneidung Christi, Luc. 2. Ep. Gal. 3.		
Sonn.	1 Neujahr	MP Immanuel. ♂ steht nach
2. Von Christi Flucht nach Egypten, Matth. 2. Ep. 1. Petr. 4.		
Sonnt.	2 n. Neujahr	MP Odilo. Sonnen-Untergang
Mont.	3 Genovefa	☽ 10. 36' N. am Abend-
Dienst.	4 Titus	☽ ☿ ♄ h. himmel. ♀ ist
Mittw.	5 Eduard	M ♀ in ♄. noch eine Viertel-
Donn.	6 H. 3 Kön. E.	M ♂ in ♄. stunde tief in der
Freit.	7 Reinhold	M Morgendämmerung sicht-
Sonn.	8 Gudula	♄ ☿ ♀ h. bar. ♂ zeigt sich
3. Jesus lehrte 12 Jahr alt im Tempel, Luc. 2. Ep. Röm. 12.		
Sonnt.	9 1. n. Ep.	♄ Julian. dritthalb Stun-
Mont.	10 Paul Eins.	♄ ☿ ♄ h. den am Westhimmel.
Dienst.	11 Hygin	♄ 4. 43' N. Unsichtb. ☉
Mittw.	12 Ernst	☉ Finstern. und geht bald
Donn.	13 Hilarius	☉ nach 8 Uhr Abends unter.
Freit.	14 Felix	☉ ♀ verschwindet am Mor-
Sonn.	15 Maurus	♄ genhimmel. ♄ und ♀ nahe
4. Von der Hochzeit zu Cana, Joh. 2. Ep. Röm. 12.		
Sonnt.	16 2. n. Ep.	♄ Marcellus. bei einander
Mont.	17 Anton	♄ Db. ☿ ☉. stehend, er-
Dienst.	18 Krön. E.	♄ Prisca. scheinen am Mor-
Mittw.	19 Marius	♄ 9. 28' N. ♀ in ☉. gen-
Donn.	20 Fab. Seb.	♄ ☉ in ☉. himmel. ♂
Freit.	21 Agnes	♄ zeigt sich am Abendhimmel
Sonn.	22 Vincenz	♄ und geht um 9 Uhr unter. ♄
5. Von den Arbeitern im Weinberge, Matth. 20. Ep. 1. Cor. 9.		
Sonnt.	23 Septuag.	♄ M. Vermähl. und ♀ sind
Mont.	24 Bertram	☉ nicht sichtbar. ♄ und ♀ sind
Dienst.	25 Pauli B.	☉ ☿ ♀ h. in Conjunction,
Mittw.	26 Polycarp	☉ 6. 17' N. Sichtbare ☉
Donn.	27 Chrysof.	☉ Finsterniß. ersterer um
Freit.	28 Karl d. Gr.	MP ♀ in ☉. einen halben Grad
Sonn.	29 Franz S.	MP höher. ♂ zeigt sich zwei
6. Von vielerlei Acker, Luc. 8. Ep. 2. Cor. 11.		
Sonnt.	30 Serages.	♄ Adelgunde. und eine halbe
Mont.	31 Lud. Alb.	♄ Stunde am Westhimmel.
		18 2. n. Ep.
		19 Marius

Mond-Wechsel.

☉ Aufg. ☉ Untg. ☉
U. M. U. M. ☉

Montag den 3. Januar nach halb 11 Uhr
Abends das letzte Viertel.
Dienstag den 11. Januar 3 Viertel auf
5 Uhr Abends der neue Mond nebst einer
unsichtbaren Sonnenfinsterniß.
Mittwoch den 19. Januar gegen halb 10 Uhr
Abends das erste Viertel.
Mittwoch den 26. Januar nach 1 Viertel
auf 7 Uhr Abends der volle Mond uebst
einer sichtbaren Mondfinsterniß.

Abends			
10	2		1
11	25		2
Morg.			3
12	46		4
2	6		5
3	25		6
4	41		7
5	48		8
6	46		9
7	32		10

Dem Jahreswechsel.

Ein Jahr ist zur Vergangenheit entschwunden,
Es bot uns heitern, bot uns rauhen Pfad,
Und wenn wir kräftig uns zurecht gefunden,
Erwuchs auf beiden Pfaden Himmels-Saat.

Denn ob des Lebens Wege wirr sich halten,
Ob hier der Kampf und dort die Sorge mahnt,
Wir zagen nicht vor ird'schen Schreckgestalten,
Ist nur nach Oben uns der Weg gebahnt.

Wie oft hat Gott uns aus der Noth erhoben! —
Er wird auch ferner uns zur Seite steh'n;
Der Zukunft Schleier, sey er dicht gewoben,
Läßt immer doch uns Gottes Auge seh'n!

Die Tugend.

Ein Missionair fragte einen Kaffern-Haupt-
ling: „Weißt du, was Tugend ist?“ — „Ja“,
antwortete der Kaffer stolz; „die Tugend besteht
darin, so viel als möglich Vieh zu stehlen!“ —
Da werden die zehen Gebote noch lange Zeit
brauchen, ehe sie durchdringen! — abgesehen da-
von, daß die Schelme aller Länder ein Studium
daraus machen, sie zu vergessen.

Die Himmelszeichen predigen Mäßigkeit!

Januar. ☉ Wassermann.

Die Sonne tritt hier in den Wassermann,
Der kündigt Wasser uns als Heilkraft an.

Abends			
5	7		11
6	18		12
7	28		13
8	37		14
9	45		15
10	54		16
Morg.			17
12	3		18
1	17		19
2	35		20
3	53		21
5	7		22
6	9		23
6	58		24
Abends			25
6	3		26
7	33		27
9	2		28
10	26		29
11	50		30
			31

Den	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
1	7 St. 55 M.	8 Uhr 6 M.	4 Uhr 1 M.	16 St. 5 M.
11	8 12	8 2	4 15	15 48
21	8 36	7 55	4 30	15 24



Dienst.	1	Brigitte	M	h und 4 gehen nach 6 Uhr	20	Feb. Seb.
Mittw.	2	Mar. Im.	M	10. 54' V. Morgens	21	Agnes
Donn.	3	Blasius	M	☾ auf und zeigen sich eine	22	Vincenz
Freit.	4	Beronica	♄	♄♄♄ halbe Stunde. ♄er-	23	M. Verm.
Sonn.	5	Agatha	♄	♄ in ♄. scheint am Abend-	24	Bertram

7. Jesus verkündigt sein Leiden, Luc. 18. Ep. 1. Cor. 13.

Sonnt.	6	Estomihi	♄	Dorothea. himmel. ♄ ist	25	3. n. Ep.
Mont.	7	Rembertus	♄	noch über 2 Stunden nach	26	Volharyp
Dienst.	8	Fastnacht	♄	Ancharius. ☉ Untergang	27	Chrysof.
Mittw.	9	Ascherm.	☉	Apollonia. sichtbar. ♄ zeigt	28	Karl d. Gr.
Donn.	10	Scholast.	☉	12. 22' N. sich eine	29	Franz S.
Freit.	11	Desiderius	♄	halbe Stunde am	30	Adelgunde
Sonn.	12	Eulalia	♄	Abendhimmel u. geht halb	31	Lud. Alb.

8. Von Christi Versuchung, Matth. 4. Ep. 2. Cor. 6.

Sonnt.	13	1. Invoc.	♄	Gisbert. 7 Uhr unter. ♄	1	Febr. 4. Ep.
Mont.	14	Valentin	♄	♄ in ♄. ♄ größte östliche	2	Mar. Im.
Dienst.	15	Faustin	♄	Ausweich. ist noch eine	3	Blasius
Mittw.	16	Quat. †	♄	Juliane. halbe Stunde	4	Beronica
Donn.	17	Benignus	♄	am Westhimmel bemerkbar	5	Agatha
Freit.	18	Simeon †	♄	12. 8' N. und ver-	6	Dorothea
Sonn.	19	Leontius †	♄	☉ in ♄. schwindet ei-	7	Rembertus

9. Vom Cananäischen Weibe, Matth. 15. Ep. 1. Iohes. 4.

Sonnt.	20	2. Remin.	♄	Eucharis. nige Tage spä-	8	5. n. Ep.
Mont.	21	Felix B.	☉	♄ in ♄. ter. ♄ ist eine halbe	9	Apollonia
Dienst.	22	V. Stuhl.	☉	Stunde in Westen sichtbar.	10	Scholast.
Mittw.	23	Serenus	♄	♄ rückl. ♄ und ♄, die schon	11	Desiderius
Donn.	24	Mtth. Ab.	♄	3 Grade aus einander ge-	12	Eulalia
Freit.	25	Mechthild.	♄	4. 43' V. rückt sind,	13	Gisbert
Sonn.	26	Nestor	♄	zeigen sich eine St. am	14	Valentin

*10. Jesus treibt einen Teufel aus, Luc. 11. Ep. Ephef. 5.

Sonnt.	27	3. Oculi	♄	Justus. Morgenhimmel.	15	Septuag.
Mont.	28	Romanus	♄	♄ verschwindet in Westen.	16	Juliane



Dienst.	1	Switbert	M	♂, ♀ und ☿ sind in diesem	17	Benignus
Mittw.	2	Mittfast.	M	Simp. Monat unsichtbar.	18	Simeon
Donn.	3	Kunigunde	♄	Unt. ♂ ☿ ☉. ♂ ☿ ♀. ♄ ist	19	Leontius
Freit.	4	Cassir	♄	1. 50' V. anderthalb	20	Eucharius
Sonn.	5	Friedrich	♄	♄ Db. ♂ ♀ ☉. Stunden	21	Felix B.

11. Jesus speiset 5000 Mann, Joh. 6. Ep. Gal. 4.

Sonnt.	6	4. Lätare	♄	Perpetua. am Morgen-	22	Serages.
Mont.	7	Thom. v. A.	♄	himmel sichtbar. ♂ zeigt	23	Serenus
Dienst.	8	Joh. de Deo	♄	sich noch anderthalb Stun-	24	Matth. Ap.
Mittw.	9	Franziska	♄	den am Abendhimmel und	25	Mechtild.
Donn.	10	40 Märt.	♄	geht nach halb 9 Uhr un-	26	Nestor
Freit.	11	Rosina	♄	ter. ♄ geht um 4	27	Iustus
Sonn.	12	Gregor	♄	♄ 6. 57' B. ♂ ♀ ♄. Uhr	28	Romanus

12. Von Christi Eteinigung. Joh. 8. Ep. Hebr. 9.

Sonnt.	13	5. Judica	♄	Ernst. Morgens auf und	1	März. Est.
Mont.	14	Mathilde	♄	ist fast anderthalb Stun-	2	Simpli.
Dienst.	15	Longin	♄	♄ ☉ ☉. den sichtbar. ♂	3	Fastnacht
Mittw.	16	Heribert	♄	♄ rechtl. ist 5 Viertelstun-	4	Ascherm.
Donn.	17	Gertrud	♄	♀ in ♄. den als ein un-	5	Friedrich
Freit.	18	Cyrellus	♄	♄ scheinlicher Stern am	6	Perpetua
Sonn.	19	Joseph	♄	♄ 11. 9' N. westlichen	7	Thom. v. A.

13. Von Christi Einzug in Jerusalem. Matth. 21. Ep. Phil. 2.

Sonnt.	20	6. Palm.	♄	Joachim. Himmel sichtbar.	8	1. Invoc.
Mont.	21	Benedict	♄	♄ in ♄. Frühl. Anf., Tag	9	Franciska
Dienst.	22	Oktavian	♄	und Nacht gleich. ♄ geht	10	40 Märt.
Mittw.	23	Otto	♄	um 3 Uhr Morgens auf.	11	Quat.
Donn.	24	Gründonn.	♄	Gabriel. ♄ erscheint eine	12	Gregor
Freit.	25	Charreit.	♄	♄ Mar. Verk. halbe	13	Ernst
Sonn.	26	Ludgerus	♄	♄ 2. 25' N. ♂ in ♄. St.	14	Mathilde

14. Von Christi Auferstehung. Marc. 16. Ep. 1. Cor. 5.

Sonnt.	27	H. Osterf.	♄	Rupert. später und zeigt	15	2. Remin.
Mont.	28	Ostermont.	♄	Felix Pr. sich anderthalb	16	Heribert
Dienst.	29	Eustasius	♄	Stunden am Morgenhim-	17	Gertrud
Mittw.	30	Quirinus	♄	♄ größte westl. Ausw. mel.	18	Cyrellus
Donn.	31	Balbina	♄	Einzug in Paris 1814.	19	Joseph

Mond-Wechsel.

U. M. | U. M. | F.

Freitag den 4. März gegen 2 Uhr Morgens
das letzte Viertel.
Sonnabend den 12. März gegen 7 Uhr
Vormittags der neue Mond.
Sonnabend den 19. März gegen 1 Viertel
auf 12 Uhr Abends das erste Viertel.
Sonnabend den 26. März gegen halb 3 Uhr
Nachmittags der volle Mond.

Morg.			1
12	8	Bei Tage.	2
1	25		3
2	33		4
3	28		5
4	10		6
4	41		7
5	4		8
5	23		9
5	38		10
5	52		11
			12

Die Juden feiern die zwei ersten Tage des
Passahfestes den 26. und 27. März.

Die Wahl.

„Den K will ich in meine Dienste nehmen!“
Sprach der Monarch zum Kanzler. — „Ihn
So vielen Andern vorzuzieh'n,
Die auf der Liste steh'n?! Ihn,
Durchlauchtigster, der nie bei Hof erschien —?“
„Drum eben will ich ihn in meine Dienste nehmen!“

		Abends	
		7	43
		8	55
		10	10
		11	23
		Morg.	17
		12	36
		1	43

Humor und Naivetät.

Ein Rechts-Candidat kam aus dem Examen:
„Wie ist's ausgefallen?“ fragte ihn ein Freund.
„Ganz vorzüglich!“ erwiderte der Examinirte;
„so vorzüglich, daß ich's nächstens wiederholen
muß!“ — Er wiederholte es mit demselben Er-
folge und sagte, als ihm dies offen geäußert
worden war, im Abgehen ganz ruhig: „Nun, so
falle du durch und der Teufel!“ — Bei dem
dritten Mal ging's besser, er bestand, sprach aber
kein Wort. Als man ihn nun fragte: ob er sich
denn nicht freue, daß es ihm endlich geglückt
sey, murmelte er: „Ja, die Ueberraschung macht
stumm!“

		2	40	20
		3	24	21
		3	56	22
		4	22	23
		4	43	24
		5	1	25
		Abends		26
		8	14	27
		9	40	28
		11	3	29
		Morg.		30
		12	15	31

Der echte Manns-Charakter.

Ein Kind im Gemüth, ein Jüngling in
That, ein Mann im Entscheiden.

März. ♄ Widder.

Der Widder hat sich seine Kraft
Ganz ohne Spiritus geschafft.

Den	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
1	10 St. 51 M.	6 Uhr 48 M.	5 Uhr 39 M.	13 St. 9 M.
11	11 30	6 26	5 56	12 30
21	12 10	6 4	6 13	11 50

April 1842.



Alter. März.

Freit.	1 Hugo B.	☉	♀ erscheint in der	20 Joachim
Sonn.	2 Franz v. P.	☽	6.58' N. Abenddäm-	21 Benedikt

15. Vom ungläubigen Thomas, Job. 20. Ep. 1. Job. 5.

Sonnt.	3 1. Quas.	☽	Richard. merung. ♄ geht	22 3. Oculi
Mont.	4 Isidor B.	☽	ein Viertel auf 3 Uhr	23 Otto
Dienst.	5 Vincenz	☽	Morgens auf und ist über 2	24 Gabriel
Mittw.	6 Sixtus P.	☽	Stunden sichtbar. ♄ zeigt	25 M. Verk.
Donn.	7 Hermann	☽	sich noch 3 Viertelstunden	26 Ludgerus
Freit.	8 Dionysius	☽	tief in der Abenddämme-	27 Rupert
Sonn.	9 Maria El.	☽	rung. ♀ ist eine Viertel-	28 Felix Pr.

16. Vom guten Hirten, Job. 10. Ep. 1. Petr. 2.

Sonnt.	10 2. Mis. P.	☽	10. 59' N. Ezechiel.	29 4. Fátare
Mont.	11 Leo d. Gr.	☽	♀ in ☽. ☽ ♄. stunde	30 Quirinus
Dienst.	12 Julius	☽	am Abendhimmel sichtb., u.	31 Balbina
Mittw.	13 Mar. v. C.	☽	geht nach halb 8 Uhr unter.	1 April. S. B.
Donn.	14 Tiburtius	☽	♀ in ♄. ♄ erscheint bald	2 Franz v. P.
Freit.	15 Olympius	☽	nach 2 Uhr Morg. u. glänzt	3 Richard
Sonn.	16 Droao	☽	an 2 Stund. ♀ ist eine halbe	4 Isidor B.

17. Jesus spricht: Ueber ein kleines, Job. 16. Ep. 1. Petr. 2.

Sonnt.	17 3. Jubil.	☽	Rudolph. Stunde Abend-	5 5. Judica
Mont.	18 Eleuther.	☽	7.0' B. stern und geht	6 Sixtus P.
Dienst.	19 Timotheus	☽	um 8 Uhr unter. ♄ geht	7 Hermann
Mittw.	20 Pettag	☽	☽ in ☽. Victor. bald	8 Dionysius
Donn.	21 Anselm	☽	nach 1 Uhr Morgens auf	9 Maria El.
Freit.	22 Soter	☽	und ist dritthalb Stunden	10 Ezechiel
Sonn.	23 Geora	☽	h rückl. sichtbar. ♄ ist	11 Leo d. Gr.

18. Von Christi Hingange zum Vater, Job. 16. Ep. Jak. 1.

Sonnt.	24 4. Cantate	☽	11. 55' N. Albert.	12 6. Palm.
Mont.	25 Marc. Ev.	☽	noch eine Viertel-	13 Mar. v. C.
Dienst.	26 Ferdinand	☽	stunde tief am Abendhimmel	14 Tiburtius
Mittw.	27 Anastasius	☽	bemerkbar. ♄ geht bald	15 Olympius
Donn.	28 Vitalis	☽	nach 1 Uhr Morgens auf	16 Gründonn.
Freit.	29 Petr. v. M.	☽	und glänzt an 2 Stun-	17 Charfreit.
Sonn.	30 Cath. v. C.	☽	den vor Sonnenaufgang.	18 Eleuther.

Mond-Wechsel.

⊙ Aufg. u. M. ⊙ Untg. u. M. ☾

Sonnabend den 2. April gegen 7 Uhr Abends das letzte Viertel.

Sonntag den 10. April um 11 Uhr Abends der neue Mond.

Montag den 18. April um 7 Uhr Vormittags das erste Viertel.

Sonntag den 24. April kurz vor Mitternacht der volle Mond.

Die Juden feiern die zwei letzten Tage des Passahfestes den 1. und 2. April.

R a t h.

Spricht Einer schlecht von Dir — sey's ihm erlaubt; Du aber lebe so, daß Keiner es ihm glaubt.

Das Legen der Kartoffeln.

Ein Landwirth, der mit Andern oft die Erfahrung gemacht hatte, daß die von ihm in die Erde gelegten Kartoffeln faulten, macht Folgendes bekannt: „Ich ließ die Kartoffeln in Stücke schneiden und diese in einer Stube ausbreiten, damit der Schnitt trocknen konnte; nach acht Tagen ließ ich sie legen und nicht ein einziges Stück versagte. Zu gleicher Zeit ließ ich auch frisch geschnittene in denselben Boden legen, welche aber alle faulten.“ Da es bei Vielen heißt: Kartoffel, dir leb' ich, Kartoffel, dir sterb' ich! muß man doch für die edle Frucht bestens sorgen. Also noch Eins! Man lege Kartoffeln mittlerer Größe mit mehr als einem Keim unzer schnitten, ungefähr je 10 Zoll von einander, nicht in die bloße Erde, sondern jedesmal auf ein Häufchen trocknes Stroh oder Laub, und lasse sie dann einpflanzen. Wohl ist die Mühe etwas größer, giebt's aber hienach zur Erndte mehr und schmackhaftere Kartoffeln, wird's Keinen gereuen, daß er mit einem Stücklein Landes den Versuch machte.

April. ☽ Stier.

Der Stier, auch Brummochs wohl genannt, hat stets zum Wasser sich bekannt.

Morg.			
1	18		1
2	5		2
		Bei	
2	42	ei	3
3	8	z	4
3	28	a	5
3	45	n	6
3	59	g	7
4	13	e.	8
4	26		9
		Abends	10
		7	56
		9	12
		10	26
		11	35
		Morg.	15
		12	35
		1	21
		1	57
		2	25
		2	46
		3	5
		3	21
		3	39
		Abends	24
		8	33
		9	52
		11	1
		11	56
		Morg.	29
		12	33
		Bei	
		z	
		a	
		n	
		g	
		e.	

Den	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
1	12 St. 52 M.	5 Uhr 39 M.	6 Uhr 31 M.	11 St. 8 M.
11	13 30	5 17	6 47	10 30
21	14 8	4 56	7 4	9 52

Mai 1842.



Alter. April.

19. Von der rechten Betekunst. Job. 16. Ep. Jak. 1.

Sonnt.	1 5. Rogate	Z	Phil. Jakob.	♀ in ♀.	19 H. Osterf.
Mont.	2 Athan. † W.	≡	1. 14' N.	♂ ♀ ♂.	20 Ostermont.
Dienst.	3 † Erfind.	≡	☾	verliert sich am Abend-	21 Osterd.
Mittw.	4 Monica	H	himmel. ♀	geht gegen 1 Uhr	22 Soter
Donn.	5 Hün. Chr.	H	Pius V. ♀	in H. Morgens	23 Georg
Freit.	6 Joh. v. d. Pf.	H	auf und ist 2 Stunden		24 Albert
Sonn.	7 Stanislaus	Y	♂ in H.	sichtbar. ♀ ist	25 Marc. Ev.

20. Von der Verheißung des heiligen Geistes, Job. 15. 16. Ep. 1. Petr. 4.

Sonnt.	8 6. Crandi	Y	Mich. Ersch.	U. rückl. eine	26 1. Quaf.
Mont.	9 Gregor N.	♂	Stunde	Abendstern, und	27 Anastasius
Dienst.	10 Gordian	♂	12. 6' N.	Ob. ♂ ♀ ☉.	28 Vitalis
Mittw.	11 Beatrix	☾	geht ein Viertel auf		29 Petr. v. M.
Donn.	12 Pankrat.	☾	10 Uhr unter.	h geht 3	30 Cath. v. S.
Freit.	13 Servatius	☾	Viertel auf 12 Uhr	Abends	1 Mai. Ph. J.
Sonn.	14 Christian †	☾	auf und ist fast 3 Stun-		2 Athanasius

21. Von der Sendung des heiligen Geistes, Job. 14. Ap. Gesch. 2.

Sonnt.	15 Pfingstfest	☾	Sophia.	♀ in H. den vor	3 2. Mis. D.
Mont.	16 Pfingstm.	☾	Joh. v. N.	☉ Aufgang	4 Monika
Dienst.	17 Jodocus	☾	12. 38' N.	sichtbar. ♀	5 Pius V.
Mittw.	18 Quat. †	♄	Liborius.	geht um	6 Joh. v. d. Pf.
Donn.	19 Prudent.	♄	Mitternacht auf und zeigt		7 Stanislaus
Freit.	20 Basilla †	♄	sich dritthalb Stunden.	♀	8 Mich. Ersch.
Sonn.	21 Constant. †	♄	☉ in H.	glänzt 5 Vier-	9 Gregor N.

22. Von Christi Gespräch mit Nicodemus, Job. 3. Ep. Rom. 11.

Sonnt.	22 Trinitatis	M	Julian.	telstunden in der	10 3. Jubil.
Mont.	23 Desiderius	M	Abenddämmerung u.	geht	11 Beatrix
Dienst.	24 Johanna	♄	10. 7' V.	3 Viertel	12 Pankrat.
Mittw.	25 Urban	♄	☾	auf 10 Uhr unter.	13 Servatius
Donn.	26 Frohnl.	♄	Philipp N.	♀ zeigt sich	14 Christian
Freit.	27 Luciana	Z	eine Viertelstunde tief in		15 Sophia
Sonn.	28 Wilhelm	Z	der Abenddämmerung.	♂	16 Joh. v. N.

23. Vom reichen Manne, Luc. 16. Ep. 1. Job. 4.

Sonnt.	29 1. n. Crin.	≡	Maximinus.	♀ in ☉.	17 4. Cantate
Mont.	30 Felix Pr.	≡	wird am Morgenhim-		18 Liborius
Dienst.	31 Petronella	H	♀ in ☉.	mel sichtbar.	19 Prudent.

Mond-Wechsel.

☉ Aufg. ☉ Untg. ☉
u. M. u. M. ☉

Montag den 2. Mai 1 Viertel auf 2 Uhr
Nachmittags das letzte Viertel.
Dienstag den 10. Mai gegen 1 Viertel auf
1 Uhr Nachmittags der neue Mond.
Dienstag den 17. Mai gegen 3 Viertel auf
1 Uhr Nachmittags das erste Viertel.
Dienstag den 24. Mai gegen 1 Viertel auf
11 Uhr Vormittags der volle Mond.

Die Juden feiern ihr Wochenfest den
15. und 16. Mai.

Des Armen Schmeichler.

Dem Armen, dem sonst Alles fehlet,
Fehlt Eines doch, ein Schmeichler nicht.
„Ein Schmeichler — ihm? Ihr scherzt! ihm,
dem gebricht,
Was Schmeichler lockt, die nur der Reiche
zählet!“ —
Der Schmeichler Hoffnung fehlt ihm nicht!

Verbessertes Verfahren bei dem Buttern.

Man nimmt von der Milch, nachdem sie
zwölf Stunden im Keller oder in der Milch-
kammer gestanden, den fünften Theil als Sahne
ab; hat man nicht so viel Kühe, um von ein-
zigem Melken Butter schlagen zu können,
sammelt man den Rahm, bis er zureichend ist.
Dann nimmt man auf 12 Maas Rahm 1 Loth
fein gestoßenen Alaun und 2 Maas saure Milch,
mengt Alles gut untereinander, läßt es bei ge-
lindem Feuer lau werden und nach der Abkühlung
in das Buttersaß schütten, wonach man in ge-
wöhnlicher Weise verfährt. So erhält man in
sechs Minuten die reinste Butter und bedeutend
mehr als nach bisheriger Weise.

Ma. H Zwillinge.

An Zwillingen, sind sie gut genährt,
Haben sich Milch und Wasser bewährt.

Morg.			
1	9	Bei Sage.	1
1	31		2
1	50		3
2	5		4
2	18		5
2	32		6
2	46		7
3	2		8
3	20		9
		Abends	10
		9	24 11
		10	27 12
		11	18 13
		11	58 14
			—
		Morg.	15
		12	28 16
		12	51 17
		1	10 18
		1	27 19
		1	44 20
		2	3 21
			—
		2	22 22
		2	47 23
		Abends	24
		9	43 25
		10	31 26
		11	6 27
		11	31 28
			—
		11	51 29
		Morg.	30
		12	9 31

Den	Tageslänge.		☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.	
1	14 St.	44 M.	4 Uhr 36 M.	7 Uhr 20 M.	9 St.	16 M.
11	15	17	4	18	8	43
21	15	46	4	4	8	14



Mittw.	1	Simeon	☾	7. 19' V. ☿ ist fast eine	20	Basilla
Donn.	2	Erasmus	☾	halbe Stunde am Ab.	21	Constantin
Freit.	3	Clothildis	☽	Himmel sichtbar und geht	22	Julian
Sonn.	4	Florian	☽	ein Viertel auf 11 U. unter.	23	Desiderius

24. Vom großen Abendmahl, Luc. 14. Ep. 1. Job. 3.

Sonnt.	5	2. n. Trin.	☽	Bonifacius. ♀ ist 5 Vier-	24	5. Rogate
Mont.	6	Norbert	☽	telstunden Abendstern und	25	Urban
Dienst.	7	Robert	☽	geht bald nach 10 Uhr unter.	26	Phil. N.
Mittw.	8	Medardus	☾	10. 41' N. ♂ ist un-	27	Luciana
Donn.	9	Primus	☾	sichtbar. ♀ steht nach	28	Him. Chr.
Freit.	10	Maurinus	☾	halb 2 Uhr Morg. in Sü-	29	Maximin.
Sonn.	11	Barnabas	☾	☿ größte östliche Ausweich.	30	Felix Pr.

25. Vom verlorenen Schaaf, Luc. 15. Ep. 1. Petr. 5.

Sonnt.	12	3. n. Trin.	☾	Basillides. den. ☿ ist noch	31	6. Exaudi
Mont.	13	Ant. v. P.	☾	eine Viertelstunde am 1	Jun.	Sim.
Dienst.	14	Bassilius	☾	Abendhimmel sichtbar. ♀	2	Erasmus
Mittw.	15	Vitus	☾	5. 10' N. geht um 2	3	Clothildis
Donn.	16	Benno	☾	Uhr Morgens durch	4	Florian
Freit.	17	Adolph	☾	den Meridian und zeigt sich	5	Bonifacius
Sonn.	18	Marcellus	☾	Schlacht b. Belle-Alliance	6	Norbert

26. Vom Splitter im Auge, Luc. 6. Ep. Röm. 8.

Sonnt.	19	4. n. Trin.	☾	1815. Gervasius. die	7	Pfingstfest
Mont.	20	Silverius	☾	♂ in ☽. ganze Nacht.	8	Pfingstm.
Dienst.	21	Albanus	☾	☾ in ☽. Somm. Anf. Läng-	9	Pfingstd.
Mittw.	22	Albin	☾	9. 49' N. ster Tag.	10	Quat.
Donn.	23	Walram	☾	☿ glänzt 5 Viertel-	11	Barnabas
Freit.	24	Joh. d. E.	☾	stunden in der Abenddäm-	12	Basillides
Sonn.	25	Elogius	☾	☿ in ☽. ☽ ☽. merung u.	13	Ant. v. P.

27. Von Petri reichem Fischzug, Luc. 5. Ep. 1. Petr. 3.

Sonnt.	26	5. n. Trin.	☾	Pelagius. ☿ rückl. geht ein	14	Trinitatis
Mont.	27	7 Schläfer	☾	Viertel auf 11 Uhr un-	15	Vitus
Dienst.	28	Leo P. †	☾	ter. ♂ geht nach halb	16	Benno
Mittw.	29	Petr. P.	☾	12 Uhr Abends auf, ist	17	Adolph
Donn.	30	Pauli G.	☾	aber schwer zu erkennen.	18	Frohn.



Freit.	1	Rembold	Y	12. 8' V. ♂ ist in die-	19	Gervasius
Sonn.	2	M. Heims.*	Y	sem Monat unsichtbar.	20	Silverius
28. Von der Pharisäer Gerechtigkeit, Matth. 5. Ep. Röm. 6.						
Sonnt.	3	6. n. Crin.	⊗	Hiac. ♂ h ⊙. ⊙ in Erdf.	21	1. n. Crin.
Mont.	4	Ulrich	⊗	h steht um Mitternacht	22	Albin
Dienst.	5	Anselm	⊗	in Süden und zeigt sich	23	Walram
Mittw.	6	Isaias	⊗	die ganze Nacht. ♀ ist	24	Joh. d. E.
Donn.	7	Wilibald	⊗	Unt. ♂ & ⊙. eine Stunde	25	Elogius
Freit.	8	Kilian	⊗	7. 28' V. Sichtb. ⊙	26	Pelagius
Sonn.	9	Agilolph	⊗	finst. ♂ rückl. Abend-	27	7 Schläfer

29. Jesus speiset 4000 Mann, Marc. 8. Ep. Röm. 6.						
Sonnt.	10	7. n. Crin.	⊗	7 Brüder. ♂ h ⊙. stern.	28	2. n. Crin.
Mont.	11	Pius P.	⊗	♂ & ♂. h geht um Mitter-	29	Petr. P.
Dienst.	12	Nabor	⊗	nacht durch den Meridian	30	Pauli G.
Mittw.	13	Margar.	⊗	und glänzt die ganze Nacht.	1	Jul. Remb.
Donn.	14	Bonavent.	⊗	10. 33' N. ♂ geht um	2	M. Heims.
Freit.	15	Ap. Theil.	⊗	halb 11 Uhr Abends	3	Hiacynth
Sonn.	16	Skap. Fest	⊗	auf. ♀ ist eine Stunde	4	Ulrich

30. Von den falschen Propheten, Matth. 7. Ep. Röm. 8.						
Sonnt.	17	8. n. Crin.	⊗	Alexius. Abendstern. h	5	3. n. Crin.
Mont.	18	Arnold	⊗	♀ in M. geht um 11 Uhr	6	Isaias
Dienst.	19	Arsenius	⊗	Abends durch den Meri-	7	Wilibald
Mittw.	20	Elias	⊗	dian und ist noch die ganze	8	Kilian
Donn.	21	Daniel	⊗	♀ rechtl. Nacht sichtbar.	9	Agilolph
Freit.	22	M. Maqd.	⊗	11. 25' V. Unsichtb. ⊙	10	7 Brüder
Sonn.	23	Apollinar	⊗	finst. ⊙ in N. Auf.	11	Pius P.

31. Vom ungerechten Haushalter, Luc. 16. Ep. 1. Cor. 10.						
Sonnt.	24	9. n. Crin.	⊗	Christine. d. Hundstage. h	12	4. n. Crin.
Mont.	25	Jakob	⊗	steht um 11 Uhr Abends in	13	Margar.
Dienst.	26	Anna	⊗	Süden u. zeigt sich die ganze	14	Bonavent.
Mittw.	27	Pantaleon	⊗	Nacht. ♀ wird am Morgen-	15	Ap. Theil.
Donn.	28	Innocenz	⊗	himmel sichtbar. ♀ glänzt	16	Skap. Fest
Freit.	29	Martha	⊗	♂ größte westl. Ausw.	17	Alexius
Sonn.	30	Abdon	⊗	3. 10' N. 3 Viertelst.	18	Arnold

32. Von der Zerstörung Jerusalems, Luc. 19. Ep. 1. Cor. 12.						
Sonnt.	31	10. n. Crin.	⊗	Ign. Lojola. in Westen.	19	5. n. Crin.



Mont.	1 Petr. Kett.	☽	ist von 3 Viertel auf	20 Elias
Dienst.	2 Portiunc.	☽	3 Uhr Morgens an eine	21 Daniel
Mittw.	3 Steph. Erf.	☽	Viertelstunde in der Däm-	22 M. Magd.
Donn.	4 Dominicus	☽	merung sichtbar.	23 Apollinar
Freit.	5 Mar. Schn.	☽	♀ zeigt sich 3 Viertel-	24 Christine
Sonn.	6 Verkl. Ehr.	☽	3. 13' N. stunden in	25 Jakob

33. Vom Pharisäer und Zöllner, Luc. 18. Ep. 1. Cor. 15.

Sonnt.	7 11. n. Trin.	☽	Gottschalk. der Abenddäm-	26 6. n. Trin.
Mont.	8 Cyriacus	☽	♀ in ☽. merung u. geht ge-	27 Pantaleon
Dienst.	9 Romanus	☽	gen 9 Uhr unter. ♂ erscheint	28 Innocenz
Mittw.	10 Laurenz	☽	♂ ♀ ♂. als ein schwacher	29 Martha
Donn.	11 Hermann	☽	Stern in der Morgen-	30 Abdon
Freit.	12 Clara	☽	dämmerung. ♀ ver-	31 Ignaz Loj.
Sonn.	13 Hippolytus	☽	5. 49' B. ♀ in ☽.	1 Aug. P. K.

34. Vom Taubstummen, Marc. 7. Ep. 2. Cor. 3.

Sonnt.	14 12. n. Trin.	☽	Eusebius. schwindet in den	2 7. n. Trin.
Mont.	15 M. Himm.	☽	Strahlen der Morgen-	3 Steph. E.
Dienst.	16 Rochus	☽	sonne. ☽ steht um 9 Uhr	4 Dominicus
Mittw.	17 Sibylla	☽	Abds. im Meridian u. geht	5 Mar. Schn.
Donn.	18 Helena	☽	3 Viertel auf 1 Uhr unter.	6 Verkl. Ehr.
Freit.	19 Sebald	☽	☽ culminirt ein Viertel	7 Gottschalk
Sonn.	20 Bernhard	☽	auf 10 Uhr Abends und	8 Cyriacus

35. Vom Samariter und Leviten, Luc. 10. Ep. Gal. 3.

Sonnt.	21 13. n. Trin.	☽	2. 41' W. Athanasius.	9 8. n. Trin.
Mont.	22 Timotheus	☽	☽ in ☽. Obere ☽ ☽ ☽.	10 Laurenz
Dienst.	23 Zacharias	☽	☽ in ☽. Ende der Hundst.	11 Hermann
Mittw.	24 Barthol.	☽	geht um 1 Uhr Morg. un-	12 Clara
Donn.	25 Ludwig	☽	ter. ☽ steht um halb 2	13 Hippolytus
Freit.	26 Samuel	☽	Uhr Morgens in Süden.	14 Eusebius
Sonn.	27 Joseph E.	☽	♂ mit eine halbe Stunde	15 M. Himm.

36. Von den zehn Aussätzigen, Luc. 17. Ep. Gal. 5.

Sonnt.	28 14. n. Trin.	☽	Augustin. am Mor-	16 9. n. Trin.
Mont.	29 Job. Enth.	☽	4. 17' W. genhimmel	17 Sibylla
Dienst.	30 Rosa	☽	und ♀ eine halbe Stunde	18 Helena
Mittw.	31 Paulin	☽	am Abendhimmel sichtbar.	19 Sebald

Mondwechsel.

	Aufg. U. M.	Untg. U. M.	§.
Sonnabend den 6. August gegen 1 Viertel auf 4 Uhr Nachmittags der neue Mond.	Abends 11 17		1
Sonnabend den 13. August nach 3 Viertel auf 6 Uhr Morgens das erste Viertel.	Morg. 12 10	Bei Tage.	2
Sonntag den 21. August gegen 3 Viertel auf 3 Uhr Morgens der volle Mond.	1 17		3
Montag den 29. August nach 1 Viertel auf 5 Uhr Morgens das letzte Viertel.	2 38		4
		Abends	5
		7 42	6
		8 1	7
		8 19	8
		8 38	9
		8 59	10
		9 24	11
		9 58	12
			13
		10 41	14
		11 34	15
		Morg.	16
		12 35	17
		1 44	18
		2 54	19
		4 5	20
		Abends	21
		7 12	22
		7 25	23
		7 40	24
		7 56	25
		8 16	26
		8 41	27
			28
		9 14	29
		9 58	30
		10 57	31
		Morg.	

Warnung.

„Was machst Du da in finst'rer Nacht?“
 — „Ich rede ganz allein mit mir.“ —
 Allein, sagst Du? Nimm Dich in Acht:
 Der ärgste Schmeichler spricht mit Dir!“

Wortspiele.

Frage: Welcher Monarch hat gut spielen?
 Antwort: Der König von Preußen, der ist und bleibt im Besitz der Marken. — Frage: Wer kann sein Reich leicht flicken, wenn es einen Riß bekommt? Antwort: Der russische Kaiser, denn er hat die Lappen. — Frage: Wen darf man mit Ehren Wüstling nennen? Antwort: Den Bewohner der Wüste.

Reinigung der Luft.

Die schlechte Luft, welche sich in Viehställen bildet und das Gedeihen der Thiere hemmt, ist am Besten zu reinigen und zu benutzen, wenn man in den Ställen Scherben mit verdünnter Salzsäure aufstellt. Diese saugt das Ammoniak (den schädlichen Bestandtheil der Luft) ein und bildet Ammoniaksalz, eines der kräftigsten Düngemittel. Also zwei Fliegen auf einen Schlag! Das lassen sich die Herren Dekonomen und Pferdebesitzer gewiß nicht zwei Mal sagen.

August. M Jungfrau.

Der Jungfrau Reiz flößt Wasser Dauer ein,
 Nicht Osterwasser braucht's zu seyn!

Den	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
1	15 St. 21 M.	4 Uhr 25 M.	7 Uhr 46 M.	8 St. 39 M.
11	14 48	4 40	7 28	9 12
21	14 12	4 57	7 8	9 48

September 1842.



Alter. August.

Donn.	1 Aegidius	☉	☿ ist in diesem Monat un-	20 Bernhard
Freit.	2 Raphael	☽	sichtbar. ☿ steht während	21 Athanasius
Sonn.	3 Mansuetus	☾	der Abenddämmerung in	22 Timotheus

37. Vom Ammonsdienst. Matth. 6. Ep. Gal. 5.

Sonnt.	4 15. n. Trin.	☾	☽ 10. 43' N. Rosalia.	23 10. n. Trin.
Mont.	5 Herkulian	☾	☿ rechtl. Süden und	24 Barthol.
Dienst.	6 Magnus	☾	geht nach halb 12 U. Abds.	25 Ludwig
Mittw.	7 Regina	☾	unter. ☿ steht 3 Viertel	26 Samuel
Donn.	8 Mar. Geb.*	☾	☿ in M. auf 8 Uhr Abends	27 Joseph C.
Freit.	9 Audomar	☾	☿ in ☾. in Süden und geht	28 Augustin
Sonn.	10 Nicol. v. L.	☾	nach halb 12 Uhr Abends	29 Joh. Enth.

38. Vom Jüngling zu Nain. Luc. 7. Ep. Ephes. 3.

Sonnt.	11 16. n. Trin.	☾	☽ 4. 26' N. Protus.	30 11. n. Trin.
Mont.	12 Winand	☾	☿ rechtl. unter. ☿ ist	31 Paulin
Dienst.	13 Maternus	☾	eine halbe Stunde Abend-	1 Sept. Aeg.
Mittw.	14 † Erhöb.	☾	stern u. geht um halb 8 Uhr	2 Raphael
Donn.	15 Ludmilla	☾	unter. ☿ geht um 3 Uhr	3 Mansuetus
Freit.	16 Cornel	☾	Morgens auf und zeigt	4 Rosalia
Sonn.	17 Lambert	☾	sich anderthalb Stunden.	5 Herkulian

39. Vom Wassersüchtigen. Luc. 14. Ep. Ephes. 4.

Sonnt.	18 17. n. Trin.	☾	Richard. ☿ steht der	6 12. n. Trin.
Mont.	19 Nicleta	☾	☽ 7. 1' N. ☾ ☽ ☾.	7 Regina
Dienst.	20 Eustachius	☾	☾ Sonne gegenüber um	8 Mar. Geb.
Mittw.	21 Quat. †	☾	Matth. Co. ☿ in M. Mit-	9 Audomar
Donn.	22 Moriz	☾	ternacht in Süden. ☿ geht	10 Nicol. v. L.
Freit.	23 Thecla †	☾	☾ in ☾. Herbst-Anf., Tag	11 Protus
Sonn.	24 J. Empf. †	☾	u. Nacht gleich. nach 10 U.	12 Winand

40. Vom vornehmsten Gebot. Matth. 22. Ep. 1. Cor. 1.

Sonnt.	25 18. n. Trin.	☾	Kleophas. und ☿ um halb	13 13. n. Trin.
Mont.	26 Cyprian	☾	11 U. Abends unter. ☽ cul-	14 † Erhöb.
Dienst.	27 Kos. u. D.	☾	☽ 3. 33' N. minirt um	15 Ludmilla
Mittw.	28 Benzel	☾	☾ halb 12 Uhr Abends	16 Quat.
Donn.	29 Michael	☾	☿ in M. ☿ ist über eine	17 Lambert
Freit.	30 Hieronym.	☾	halbe Stunde Abendstern.	18 Richard

Mond, Wechsel.

U. M. | U. M. | Z.

Sonntag den 4. September gegen 3 Viertel auf 11 Uhr Abends der neue Mond.

Sonntag den 11. September gegen halb 5 Uhr Nachmittags das erste Viertel.

Montag den 19. September um 7 Uhr Abends der volle Mond.

Dienstag den 27. September nach halb 4 Uhr Nachmittags das letzte Viertel.

Die Juden feiern das Neujahrsfest ihres 5603ten Jahres den 5. und 6. September, ihr Versöhnungsfest den 14. September, und ihr Laubhüttenfest den 19. und 20., 26. und 27. September.

Der freimüthige Leichenstein.

Daß auch die Leichensteine mitunter freimüthig seyn können, beweist auf einem Kirchhofe Londons das Grab eines achtzehnjährigen Mädchens. Der dabei aufgerichtete Stein sagt: „Sie starb an der Schnürbrust!“

Kraft und Wille.

Man höret stets gar Viele schrei'n:
„Klein ist die Kraft, nur groß der Wille!“
Ich bitt' euch, Leutchen, seyd doch stille! —
Die Kraft ist groß, der Wille klein!

Bufälliger Witz.

Von einem stets bespornten Stutzer sagte ein Mädchen, ohne Wis machen zu wollen:
„Der Mensch reitet, wo er geht und steht!“

Brod aus Kartoffeln.

Die beste Bereitung des Kartoffel-Brodtes ist, wenn man die Kartoffeln roh gerieben anwendet, sie mit Hefen (Bärme) und Weizenmehl mengt, zwei bis drei Stunden gähren läßt und dann bäckt.

September. ⁴ Wage.

Wer die Getränke prüft mit rechter Wage,
Entscheidet sich für Wasser, ohne Frage!

Morg.		Abends		Z.
U. M.	U. M.	U. M.	U. M.	
12	10	3		1
1	33			2
3	2			3
				—
			Abends	4
		6	22	5
		6	42	6
		7	2	7
		7	27	8
		7	58	9
		8	38	10
				—
		9	29	11
		10	29	12
		11	36	13
			Morg.	14
		12	45	15
		1	55	16
		3	3	17
				—
		4	11	18
			Abends	19
		5	48	20
		6	4	21
		6	23	22
		6	46	23
		7	17	24
				—
		7	56	25
		8	49	26
		9	55	27
		11	11	28
			Morg.	29
		12	33	30

Den	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
1	13 St. 32 M.	5 Uhr 13 M.	6 Uhr 46 M.	10 St. 28 M.
11	12 55	5 29	6 23	11 5
21	12 16	5 44	6 1	11 44



Sonn. | 1 Remigius | ☉♂ geht um 3 Uhr Mor- | 19 Nicoletta

41. Vom Sichbreuchigen, Matth. 9. Ep. Ephes. 4.

Sonnt.	2	19. Erntef.	♄	Leodegar. gens auf und	20	14.n. Crin.
Mont.	3	Ewald	♄	zeigt sich fast 2 Stunden.	21	Mth. Ev.
Dienst.	4	Franz	♄	6. 52' B. ♀ glänzt 3	22	Moriz
Mittwo.	5	Placidus	♄	Viertelstunden als	23	Thecla
Donn.	6	Bruno	♄	♀ in ♂. Abendstern und	24	J. Empf.
Freit.	7	Sergius	♄	geht 3 Viertel auf 7 Uhr	25	Kleophas
Sonn.	8	Briaitta	♄	♂ arößte östliche Ausweich.	26	Enprian

42. Vom hochzeitlichen Kiese, Mat. 6. 22. Ep. Ephes. 5.

Sonnt.	9	20. n. Crin.	♄	Dionysius. ♀ größte östl.	27	15.n. Crin.
Mont.	10	Gereon	♄	Ausweichung. unter. ♀ ist	28	Wenzel
Dienst.	11	Wimmar.	♄	7. 8' B. noch über	29	Michael
Mittwo.	12	Maximil.	♄	Dritthalb Stunden am	30	Hieronym.
Donn.	13	Tilmann	♄	Abendhimmel sichtbar und	1	Okt. Rem.
Freit.	14	Kalixtus	♄	geht um 9 Uhr unter. ♂	2	Leodegar
Sonn.	15	Kön. G. C.	♄	Theresia. steht um 10 Uhr	3	Ewald

43. Von des Königschen Cobn, Job. 4. Ep. Ephes. 6.

Sonnt.	16	21. n. Crin.	♄	Gallus. Abends in Sü-	4	16. n. Crin.
Mont.	17	Florentin	♄	den und zeigt sich noch	5	Placidus
Dienst.	18	Luc. Ev.	♄	Schlacht bei Leipzig 1813.	6	Bruno
Mittwo.	19	Ferdinand	♄	11. 40' B. die ganze	7	Sergius
Donn.	20	Wendelin	♄	Nacht. ♀ steht nach	8	Brigitta
Freit.	21	Ursula	♄	♂ rückg. Sonnenunter-	9	Dionysius
Sonn.	22	Cordula	♄	gang am Abendhimmel	10	Gereon

44. Vom Schalksnecht, Matth. 18. Ep. Phil. 1.

Sonnt.	23	22.n. Crin.	♄	♂ in M. Severin. u. geht	11	17.n. Crin.
Mont.	24	Evergist	♄	um 9 Uhr unter. ♀ glänzt	12	Maximil.
Dienst.	25	Raphael	♄	eine Stunde lebhaft am	13	Tilmann
Mittwo.	26	Amandus	♄	Abendhimmel und geht	14	Kalixtus
Donn.	27	Sabina	♄	1. 8' B. bald nach	15	Theresia
Freit.	28	Sim. J.	♄	♀ größter Glanz. 6 Uhr	16	Gallus
Sonn.	29	Narcissus	♄	unter. ♂ geht 3 Viertel	17	Florentin

45. Vom Zinsgroschen, Matth. 22. Ep. Phil. 3.

Sonnt.	30	23.n. Crin.	♄	Theonest. auf 3 Uhr	18	18.n. Crin.
Mont.	31	Wolfg.	♄	Unt. ♂ ♀ ☉. Morgens auf.	19	Ferdinand

Mond-Wechsel.

☉ Aufg. ☌ Untg.
U. M. U. M. ☌

Dienstag den 4. Oktober gegen 7 Uhr Morgens der neue Mond.
Dienstag den 11. Oktober gegen 1 Viertel auf 8 Uhr Morgens das erste Viertel.
Mittwoch den 19. Oktober gegen 3 Viertel auf 12 Uhr Vormittags der volle Mond.
Donnerstag den 27. Oktober gegen 1 Viertel auf 2 Uhr Morgens das letzte Viertel.

Morg.			
2	0	☌	1
3	27	☌	2
4	55		3
		Abends	4
		5	27
		5	56
		6	33
		7	20
			8
			9
			10
			11
			12
		Morg.	13
		12	54
		2	2
			15
			16
			17
			18
		Abends	19
		4	52
		5	20
		5	57
			22
			23
			24
			25
			26
			27
		Morg.	28
		1	2
			29
			30
			31

Merkts Euch!

Von Feinden lerne die Fehler kennen, die du hast, von Schmeichlern die Vorzüge, die dir fehlen.

Das Glück will beherrscht, das Unglück überwunden seyn.

Thäte der Teufel (Notabene, wenn's Einen gäbe!), was die Menschen haben wollen, würde man ihn für das edelste Wesen halten.

Ist's nicht so?

Trotz Thomas sträubt man sich zu glauben,
Was einen Wahn uns könnte rauben;
Doch wer, was uns zu Sinne steht,
Weissaget, ist uns gleich Prophet!

Mittel zur Verhütung der Klauenseuche.

Zwei Loth Chlorfalk in einem Maaße Wasser aufgelöst, damit die Klauen des Viehes gereinigt, verhüten die Klauenseuche, wozu es noch besonders dienlich ist, dem Vieh wöchentlich zweimal eine Salzlecke zu geben. Ist das Vieh schon angesteckt, reinigt man noch das Maul desselben mit obigem Mittel, mit welchem man übrigens vorsichtig seyn muß, da es für den Menschen schädlich ist.

Oktober. M Scorpio.

Der Wein zeugt Podagra, das sticht wie Scorpio,
Und Wassersucht wird oft dann spät'rer Lohn!

Den	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
1	11 St. 38 M.	6 Uhr 1 M.	5 Uhr 37 M.	12 St. 22 M.
11	11 0	6 17	5 16	13 0
21	10 22	6 33	4 55	13 38



Dienst.	1	All. Heil.	☾	♀ glänzt eine Stunde als	20	Wendelin
Mittw.	2	All. Seel.	☾	4.35' N. Abendstern.	21	Ursula
Donn.	3	Hubert	☾	♂ geht gegen 9 Uhr	22	Cordula
Freit.	4	Carl Bor.	☾	Abds. durch den Meridian	23	Severinus
Sonn.	5	Zacharias	☾	und nach halb 3 Uhr Mor-	24	Evergist

46. Von Jairi Tochterlein, Matth. 9. Ep. Col. 1.

Sonnt.	6	24. n. Trin.	☾	Leonhard. gens unter.	25	19. n. Trin.
Mont.	7	Engelbert	☾	☽ wird in den Abendstun-	26	Amandus
Dienst.	8	Gottfried	☾	♂ in ☾. den vom sichel-	27	Sabina
Mittw.	9	Theodor	☾	♀ rechtl. förmigen Monde	28	Sim. J.
Donn.	10	Martin P.	☾	1. 43' B. bedeckt. ☽	29	Narcissus
Freit.	11	Mart. B.	☾	☽ geht halb 8 Uhr Abds.	30	Theonest.
Sonn.	12	Kunibert	☾	♀ in ☾. unter. ♂ geht 3	31	Wolfgang

47. Vom Gräuel der Verwüstung, Matth. 24. Ep. 1. Theff. 4.

Sonnt.	13	25. n. Trin.	☾	Stanisl. Viertel auf 3 Uhr	1	Nov. 20. Tr.
Mont.	14	Levin	☾	Morgens auf. ☽ zeigt	2	All. Seel.
Dienst.	15	Leopold	☾	sich fast eine Stunde am	3	Hubert
Mittw.	16	Edmund	☾	Morgenhimmel. ☽ ist über	4	Carl Bor.
Donn.	17	Gertrud	☾	♀ größte westl. Ausweich.	5	Zacharias
Freit.	18	Maximus	☾	3.57' V. eine Stunde	6	Leonhard
Sonn.	19	Elisabeth	☾	Abendstern und geht	7	Engelbert

48. Vom jüngsten Gericht, Matth. 25. Ep. 2. Petr. 3.

Sonnt.	20	26. n. Trin.	☾	Feier zum Gedächtnis der	8	21. n. Trin.
Mont.	21	M. Dpf. *	☾	Gestorbenen. nach halb	9	Theodor
Dienst.	22	Edelicia	☾	☽ in ☽. 6 Uhr unter. ☽	10	Mart. P.
Mittw.	23	Clemens	☾	ist von 3 Viertel auf 6	11	Mart. B.
Donn.	24	Joh. v. Kr.	☾	Uhr Morgens an 3 Vier-	12	Kunibert
Freit.	25	Katharina	☾	9. 27' V. telstunden	13	Stanisl.
Sonn.	26	Konrad	☾	☽ sichtbar. ☽ geht um	14	Levin

49. Von Christi Einzug in Jerusalem, Matth. 21. Ep. Röm. 13.

Sonnt.	27	1. Advent	☾	Bith. halb 7 und ☽ nach	15	22. n. Trin.
Mont.	28	Günther	☾	7 U. Abds. unter. ☽ ist noch	16	Edmund
Dienst.	29	Saturnin	☾	eine halbe Stunde vor	17	Gertrud
Mittw.	30	Andr. Ap.	☾	Sonnenaufgang sichtbar.	18	Maximus

Mondwechsel.

Aufg. Untg.
U. M. U. M. F.

Mittwoch den 2. November nach halb 5 Uhr
Abends der neue Mond.

Donnerstag den 10. November gegen 3 Viertel
auf 2 Uhr Morgens das erste Viertel.

Freitag den 18. November gegen 4 Uhr
Morgens der volle Mond.

Freitag den 25. November gegen halb 10 Uhr
Vormittags das letzte Viertel.

Haussegn.

Wer sich an Früchten labt aus eigener Arbeit
Dem steht der Reichen Lust in gar geringem
Preis.

Scheint richtig!

Ein eitler und vorlauter Stutzer sagte in
einem Streit zu einem Literaten: „Herr, Sie
wollen mich wohl zum Narren machen?“ —
„Verzeihen Sie“, entgegnete der Literat; „Sie
vergessen, daß man Einen nur zu dem machen
kann, was er noch nicht ist!“

Wenig verloren, viel gewonnen!

Willst eilend säubern Du Dein Haus
Vom Lumpen, leih' ihm zehen Gulden;
Er streicht Dich im Gedächtniß aus
Und wahr't sich seine Schulden.

Vornehme Naivetät.

Einer reichen Dame, die eben ein großes
Gastmahl geben wollte, wurde von ihrem Haus-
hofmeister angezeigt: die Auster'n wären sehr im
Preise gestiegen. „Es ist entsetzlich!“ entgegnete
sie bedauernd; „wir halten's wohl aus, was sollen
aber die Armen thun?“

November. 7 Schütze.

Der Schütze, will er sicher treffen,
Weiß: jeder Rausch würd' ihn nur äffen.

Morg.	5	19			
Abends	4	25			
	5	9			
	6	4			
	7	9			
	8	19			
	9	31			
	10	42			
	11	50			
Morg.	12	57			
	2	3			
	3	11			
	4	20			
	5	30			
	6	42			
Abends	4	42			
	5	41			
	6	51			
	8	8			
	9	29			
	10	50			
Morg.	12	10			
	1	33			
	2	55			
	4	20			
	5	44			

Den	Tageslänge.		☉ Aufgang.		☉ Untergang.		Nachtlänge.	
1	9 St.	41 M.	6 Uhr	53 M.	4 Uhr	34 M.	14 St.	19 M.
11	9	7	7	10	4	17	14	53
21	8	37	7	27	4	4	15	23



Donn.	1	Eligius	☿	♀ rückl. ☿ ist noch eine	19 Elisabeth
Freit.	2	Balbina	☿	4. 42' B. Viertel-	20 Simplic.
Sonn.	3	Franz Kav.	☿	stunde am Morgen-	21 Mar. Dpf.

50. Von den Zeichen des jüngsten Tages, Luc. 21. Ep. Röm. 15.

Sonnt.	4	2. Advent	♄	Barbara. himmel sichtbar.	22 23. n. Crin.
Mont.	5	Crispina	♄	♀ in ☿. Drehtl. und ver-	23 Clemens
Dienst.	6	Nicolaus	♄	schwindet einige Tage	24 Joh. v. Kr.
Mittw.	7	Ambrosius	♄	nachher. ☿ geht nach halb	25 Katharina
Donn.	8	M. Empf.	♄	7 U. Abds. durch den Me-	26 Konrad
Freit.	9	Leocadia	♄	10. 52' N. ridian. ☿	27 Bithildis
Sonn.	10	Judith	♄	geht um halb 3 Uhr	28 Günther

51. Von Johannes Gesandtschaft, Matth. 11. Ep. 1. Cor. 4.

Sonnt.	11	3. Advent	♄	Damasus. Morg. auf und	29 1. Advent
Mont.	12	Epimachus	♄	zeigt sich 4 Stunden. ♀	30 Andr. Ap.
Dienst.	13	Lucia	♄	verliert sich in der Abend-	1 Dez. Elig.
Mittw.	14	Quat. †	♄	Nicasius. Dämmerung. ♄	2 Balbina
Donn.	15	Eusebius	♄	ist noch kurze Zeit am	3 Franz Kav.
Freit.	16	Adelheid †	♄	Westhimmel sichtbar	4 Barbara
Sonn.	17	Lazarus †	♄	7. 14' U. und ver-	5 Crispina

52. Von Johannes Zeugnis, Joh. 1. Ep. Phil. 4.

Sonnt.	18	4. Advent	♄	Wunibald. schwindet ei-	6 2. Advent
Mont.	19	Nemesius	♄	Unt. ☿ ♀ ☉. nige Tage	7 Ambrosius
Dienst.	20	Julius	♄	später. ☿ geht um 6 Uhr	8 M. Empf.
Mittw.	21	Th. Ap.	♄	☿ ♀ ♀. Abends unter. ☿	9 Leocadia
Donn.	22	Greg. Ep.	♄	☉ in ♄. Wint. Anf., Kürz-	10 Judith
Freit.	23	Dagobert	♄	ster Tag. steht nach	11 Damasus
Sonn.	24	Adam, E.	♄	5. 13' N. ♀ in ♄. Son-	12 Epimachus

1. Von Christi Geburt, Luc. 2. Ep. Tit. 2.

Sonnt.	25	H. Christt.	♄	neuntergang am West-	13 3. Advent
Mont.	26	Stephan	♄	himmel u. geht halb 12 Uhr	14 Nicasias
Dienst.	27	Joh. Ev.	♄	unter. ☿ geht ein Viertel	15 Eusebius
Mittw.	28	Unsch. K.	♄	☿ in M. Ob. ☿ ♀ ☉. auf	16 Quat.
Donn.	29	Thom. E.	♄	3 Uhr Morg. auf u. glänzt	17 Lazarus
Freit.	30	David	♄	☉ Erdn. über 4 Stund.	18 Wunibald
Sonn.	31	Sylvester	♄	7. 30' N. Unf. ☉ Finst.	19 Nemesius

Mond-Wechsel.

Aufg. U. M.	Untg. U. M.	Σ
----------------	----------------	---

Freitag den 2. Dezember gegen 3 Viertel auf 5 Uhr Morgens der neue Mond.

Freitag den 9. Dezember gegen 11 Uhr Abends das erste Viertel.

Sonnabend den 17. Dezember 1 Viertel auf 8 Uhr Abends der volle Mond.

Sonnabend den 24. Dezember 1 Viertel auf 6 Uhr Abends das letzte Viertel.

Sonnabend den 31. Dezember um halb 8 Uhr Abends der neue Mond nebst einer unsichtbaren Sonnenfinsterniß.

Morg.	7	6			1
			Abends		2
			4	49	3
			5	59	4
			7	12	5
			8	25	6
			9	32	7
			10	44	8
			11	50	9
			Morg.		10
			12	56	11
			2	3	12
			3	13	13
			4	24	14
			5	35	15
			6	45	16
			Abends		17
			4	35	18
			5	53	19
			7	14	20
			8	38	21
			10	0	22
			11	22	23
			Morg.		24
			12	42	25
			2	5	26
			3	28	27
			4	48	28
			6	3	29
			7	6	30
			Abends		31

Sorge muss seyn!

Die Luste wollen sich am Glücke nähren,
 Vom Rechten ab führt dann der Sinne Lauf;
 Doch ird'sche Sorge scheucht die ird'sche Sehnsucht
 Und weckt die Seele für den Himmel auf.
 Drum mag die Sorge wechseln Dir mit Glücke,
 Daß Sinnlichkeit nicht Deinen Geist erdrücke.

Merkts Euch!

Die Furcht vor Gespenstern kommt aus geschehenen Dingen, vor denen man sich vorher hätte fürchten sollen, und die in Wahrheit mehr zu fürchten sind als die — nichtvorhandenen Gespenster.

Die Ueberhöflichen geben Dir nur deshalb so viele gute Worte, daß Du nie etwas Rechtes und Tüchtiges von ihnen fordern sollst.

Die Klugheit spricht nur mit der Zunge, die Liebe mit dem Herzen.

Dezember. 7 Steinbock.

So lustig wie der Steinbock springt,
 Wer's Trinklied auch beim Wasser singt! —
 Und kommt ein Gläschen Wein zum Feste,
 Was sich ein Paar Mal jährlich wohl erschwingt,
 Gedeiht so felt'ner Wechsel auch aufs Beste:
 Nur Uebermaaß ist's, was uns Unheil bringt.

Den	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
1	8 St. 13 M.	7 Uhr 42 M.	3 Uhr 55 M.	15 St. 47 M.
11	7 56	7 55	3 51	16 4
21	7 50	8 3	3 53	16 10

Zeitrechnung des Jahres 1842.

Das gegenwärtige 1842te Jahr der christlichen Zeitrechnung wird von der Geburt Christi gerechnet. Es ist ein Gemeinjahr von 365 Tagen oder von 52 Wochen und einem Tage, und fängt mit dem 1. Januar neuen Stils an, welcher im alten Kalender der 20. Dezember ist. Das Osterfest fällt im neuen Kalender auf den 27. März und im alten auf seinen 19. April, so daß die vom Osterfeste abhängenden beweglichen Feste in diesem Jahr nach dem alten Kalender 5 Wochen später als nach dem neuen gefeiert werden.

Die vier Jahreszeiten.

Es nimmt seinen Anfang: Der Frühling am 21. März um 12 Uhr 34 Minuten Morgens. Der Sommer am 21. Juni um 9 Uhr 42 Minuten Abends. Der Herbst am 23. September um 11 Uhr 46 Minuten Vormittags. Der Winter am 22. Dezember um 5 Uhr 15 Minuten Morgens.

Von den Finsternissen.

Es ereignen sich in diesem Jahr fünf Finsternisse, drei an der Sonne und zwei an der Monda, wovon in unsern Gegenden nur eine Sonnen- und eine Mondfinsterniß sichtbar seyn werden.

Die erste ist eine Sonnenfinsterniß (eine ringsförmige), welche am 11. Januar Nachmittags eintritt. Sie wird nur in der südlichen Halbkugel der Erde sichtbar seyn.

Die zweite ist eine Mondfinsterniß am 26. Januar Abends. Sie ist partial und in ganz Europa, Asien, dem größten Theil von Afrika und in Neuholand sichtbar. Nach mittlerer Zeit von Cöln tritt ihr Anfang um 4 Uhr 45 Minuten, ihr Mittel, wo sich zehnteilhalb Zoll am nördlichen Rande versunkert zeigen werden, um 6 Uhr 11 Minuten, und ihr Ende um 7 Uhr 37 Minuten ein.

Die dritte ist eine Sonnenfinsterniß (eine totale) am 8. Juli in den Morgenstunden. Sie wird in ganz Europa, in Asien mit Ausnahme einiger südlichen Spizen, und im nördlichen Afrika sichtbar seyn. Ihr Anfang tritt zu Cöln um 5 Uhr 18 Minuten und ihr Ende um 7 Uhr 13 Minuten mittlerer Zeit ein. Sie wird daselbst eine Größe von 10.6 Zoll am südlichen Rande erreichen. Im südlichen Deutschland wird sie stärker als im nördlichen, zu Wien namentlich total seyn.

Die vierte ist eine Mondfinsterniß am 22. Juli gegen Mittag. Sie wird partial und in Amerika, dem östlichen Asien und in Neuholand sichtbar seyn.

Die fünfte ist eine Sonnenfinsterniß (eine ringsförmige) und tritt den 31. Dezember in den Abendstunden ein. Sie wird in Südamerika und dem großen Ocean sichtbar seyn.

Lauf und Erscheinung der Planeten im Jahre 1842.

U r a n u s.

Dieser von Herschel am 13. März 1781 entdeckte Planet zeigt sich bis gegen die Mitte des Februars in den Abendstunden am Westhimmel. Den 15. März kommt er zur Sonne, in deren Strahlen er bis zu Anfange des Juni verborgen bleibt. Er erscheint dann im 28ten Grade der Fische, wo er jedoch als ein Stern fünfter bis sechster Größe nur mit bewaffneten Augen zu erkennen seyn wird. Den 21. Juni geht er bereits um Mitternacht auf. Bald nachher wird er rückläufig, was er bis zu Anfange des Dezembers bleibt. Den 19. September steht er im 27ten Grade der Fische der Sonne gegenüber um Mitternacht in Süden, und ist mit unbewaffneten, aber scharfen Augen leicht zu erkennen. Am 13. Dezember erreicht er bereits um Mitternacht den Horizont, worauf er nur noch in den Abendstunden aufzusuchen ist. Am Schlusse des Jahrs geht er bereits gegen 11 Uhr Abends unter. Er steht dann 5 Grad westlich vom Frühlingspunkt in einer ziemlich steruleeren Gegend.

S a t u r n.

Saturn erscheint nach der Mitte des Januars 3 Viertel auf 7 Uhr Morgens in der Dämmerung und geht hierauf immer früher auf, als den 31. Januar um 6, den 5. März um 4, den 6. April um 2 Uhr, den 6. Mai um Mitternacht und den 4. Juni um 10 Uhr Abends. Er culminirt dann sichtbar, als den 12. Juni um halb 2 Uhr Morgens und den 3. Juli um Mitternacht. Am letzterem Tage steht er im 11ten Grade des Steinbocks unter den Sternen am Kopf des Schützen der Sonne gegenüber und zeigt sich die ganze Nacht. Bis zur Mitte des Augusts geht er in den Abendstunden sichtbar durch den Meridian, und demnächst sichtbar unter, als den 30. August um Mitternacht, den 29. September um 10, den 31. Oktober um 8, den 5. Dezember um 6 Uhr. Um die Mitte des Dezembers verschwindet er in den Strahlen der Abendsonne. Vom 23. April bis zum 12. September ist er rückläufig.

J u p i t e r.

Jupiter wird um den 20. Januar in der Morgendämmerung sichtbar, fast gleichzeitig mit dem Saturn, mit dem er am 25. Januar in Conjunction ist, in welche Stel-

lung er alle 20 Jahr nur einmal kommt. Er geht dann immer früher in der Nacht auf, am 2. Februar um 6 Uhr Morgens, den 10. März um 4 Uhr, den 13. April um 2 Uhr, den 14. Mai, wo er rückläufig geworden ist, um Mitternacht und hiernächst in den Abendstunden. Von der Mitte des Juni an geht er sichtbar durch den Meridian. Am 10. Juli steht er im 18ten Grade des Steinbocks, 8 Grad ostwärts vom Saturn, unter den Sternen am Mantel des Schützen um Mitternacht in Süden, und zeigt sich die ganze Nacht. Er geht dann sichtbar unter, als den 7. August um 2 Uhr Morgens, den 3. September um Mitternacht (um diese Zeit wird er wieder rechtläufig), den 5. October um 10 Uhr Abends, den 10. November um 8, und am Schlusse des Jahrs um halb 6 Uhr. Bald nachher wird er in der Abenddämmerung unsichtbar.

Ceres, Pallas, Juno, Vesta.

Diese vier Planeten füllen eine längst bemerkte Lücke zwischen dem Mars und dem Jupiter aus. Sie sind erst in diesem Jahrhundert entdeckt worden, Ceres am ersten Tage desselben, am 1. Januar 1801, von Herrn Piazzi in Palermo; Pallas am 28. März 1802 von Herrn Doktor Olbers in Bremen; Juno am 1. September 1804 von Herrn Harding in Lilienthal bei Bremen, und Vesta am 29. März 1807 von Herrn Doktor Olbers. Sie sind nur mit bewaffneten Augen zu erkennen und mit Hülfe guter Ephemeriden aufzufinden.

M a r s.

Mars zeigt sich in den vier ersten Monaten dieses Jahrs, zwischen 8 und 9 Uhr Abends untergehend, am Westhimmel, wo er täglich kleiner und mit schwächerem Lichte erscheint. Am 1. Mai verliert er sich als ein unansehnlicher Stern in der Abenddämmerung. Er steht dann über 3 Monate in der Nähe der Sonne; mit der er am 25. Juni in Conjunction kommt. Erst am 10. August bleibt er so weit hinter ihr zurück, daß er in der Morgendämmerung aufgehend gesehen werden kann. In den übrigen Monaten zeigt er sich vor Sonnenaufgang am Osthimmel, wo er allmählig immer länger und mit zunehmendem Lichte erscheint. Den 15. September geht er um 3 Uhr und dann bis zum Schlusse des Jahrs zwischen 2 und 3 Uhr auf. Während des ganzen Jahrs durchläuft er den Bieckreis von den letzten Graden des Wassermanns bis zu den ersten des Skorpions mit immer rechtläufiger Bewegung. Den 4. Februar geht er dem Uranus im 21ten Grade der Fische nahe nördlich vorbei.

V e n u s.

Dieser Planet zeigt sich in den ersten Tagen des Januars noch kurze Zeit in der Nähe des Winterpunkts am Morgenhimmel, wo er am 8. mit dem Jupiter und am 10. mit dem Saturn in Conjunction ist. Letztere Erscheinung wird jedoch schwer mehr zu beobachten seyn. Am 5. März erreicht er seine obere Conjunction mit der Sonne. Vom Anfange des Aprils an bis zur Mitte des Decembers glänzt er als Abendstern. Am 2. Mai gelangt er zu seiner Zusammenkunft mit dem Planeten Mars, der jedoch nur noch mit Fernröhren zu erkennen seyn wird. Die längste Dauer seiner Sichtbarkeit nämlich 5 Viertelstunden, findet im Anfange des Juni statt. Bis zum September nimmt dieselbe bis zu einer halben Stunde ab, und dann bis zur Mitte des Novembers wieder bis auf eine Stunde zu. Seinen größten Glanz erreicht er am Ende des Octobers. Am 1. Dezember ist er noch 3 Viertelstunden sichtbar. Etwa 14 Tage später verliert er sich in der Abenddämmerung, worauf er am 19. Dezember zu seiner untern Conjunction mit der Sonne gelangt.

M e r k u r.

Mercur ist selten und immer nur auf kurze Zeit sichtbar, in diesem Jahr vier Mal. Zuerst zeigt er sich im Februar unter den Sternen des Wassermanns in der Abenddämmerung. Er erscheint am 5., wo er bald nach 6 Uhr, am längsten, nämlich 3 Viertelstunden, am 17., wo er um 7 Uhr, und zum letzten Mal den 27., wo er um halb 7 Uhr untergeht. Minder günstig kommt er vom 25. Mai bis zum 13. Juni abermals am Abendhimmel zum Vorschein, am längsten den 3. Juni, wo er in der Nähe des Sommerwendepunkts unter den Sternen an den Füßen der Zwillinge von 3 Viertel auf 10 Uhr Abends an aufzusuchen und fast eine halbe Stunde wahrzunehmen seyn wird. Zum dritten Mal zeigt er sich etwas weiter östlich in demselben Gestirn vom 26. Juli bis zum 11. August am Morgenhimmel, am günstigsten den 3. August, wo er von 3 Viertel auf 3 Uhr an 18 Minuten lang beobachtet werden kann. Um sichersten darf man ihn im November in der Morgendämmerung zu finden hoffen. Er wird dann in der ersten Hälfte des Skorpions unter den Sternen der Wage zum Vorschein kommen. Die günstigsten Tage zur Beobachtung sind der 15., 16. und 17. November, wo er von halb 6 Uhr Morgens an etwas westlich von den beiden hellen Sternen der Wage fast eine Stunde wahrzunehmen seyn wird. Erst am 3. Dezember wird er sich den Blicken wieder gänzlich entzogen haben.

Genealogie des Königl. Preussischen Hauses

und
die jetzigen Regenten und Thronfolger.

Preußen.

Friedrich Wilhelm IV, König, geb. 15. Okt. 1795, folgte seinem Vater Friedrich Wilhelm III in der Regierung am 7. Juni 1840, Großherzog vom Niederrhein und von Posen, Herzog von Sachsen, vermählt den 29. November 1823 mit — Elisabeth Ludovike, Schwester des Königs von Bayern, geb. 13. Nov. 1801.

Geschwister des Königs: 1) Friedrich Wilhelm Ludwig, Prinz von Preußen, geb. 22. März 1797, General der Infanterie, commandirender General des Garde-Corps ic., vermählt den 11. Juni 1829 mit — Marie Luise Auguste Katharina, Tochter des Großherzogs von Sachsen-Weimar, geb. 30. Sept. 1811. Davon: 1) Friedrich Wilhelm Nikolaus Karl, geb. 18. Okt. 1831. 2) Luise Marie Elisabeth, geb. 3. Dez. 1838. — 2) Die Kaiserin von Rußland, Alexandra Feodorowna (zuvor: Friederike Luise Charlotte), geb. 13. Juli 1798. — 3) Friedrich Karl Alexander, geb. 29. Juni 1801, General-Lieutenant, commandirender General des vierten Armeekorps ic., vermählt den 26. Mai 1827 mit — Marie Luise Alexandrine, Tochter des Großherzogs von Sachsen-Weimar, geb. 3. Febr. 1808. Davon: 1) Friedrich Karl Nikolaus, geb. 20. März 1828, Seconde-Lieutenant im ersten Garde-Regiment zu Fuß ic. 2) Marie Luise Anne, geb. 1. März 1829. 3) Marie Anne Friederike, geb. 17. Mai 1836. — 4) Die Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin, Friederike Wilhelmine Alexandrine Marie Helene, geb. 23. Febr. 1803. — 5) Die Gemahlin des Prinzen Friedrich der Niederlande, Luise Auguste Wilhelmine Amalie, geb. 1. Febr. 1808. — 6) Friedrich Heinrich Albrecht, geb. 4. Okt. 1809, General-Major, Commandeur der fünften Division ic., vermählt den 14. Sept. 1830 mit — Wilhelmine Friederike Luise Marianne, geb. 9. Mai 1810, Tochter des Königs Wilhelm I der Niederlande. Davon: 1) Friederike Luise Wilhelmine Marianne Charlotte, geb. 21. Juni 1831. 2) Friedrich Wilhelm Nikolaus Albrecht, geb. 8. Mai 1837.

Des am 28. Dez. 1796 verstorb. Prinzen Ludwig, Vater-Bruders des Königs, Kinder: 1) Friedrich Wilhelm Ludwig, geb. 30. Okt. 1794, General der Cavallerie ic., vermählt den 21. Nov. 1817 mit — Wilhelmine Luise, Schwester des Herzogs von Anhalt-Bernburg, geb. 30. Okt. 1799. Davon: 1) Friedrich Wilhelm Ludwig Alexander, geb. 21. Juni 1820, Seconde-Lieutenant. 2) Friedrich Wilhelm George Ernst, geb. 12. Febr. 1826, Seconde-Lieutenant. — 2) Die Herzogin von Anhalt-Deßau, Friederike Wilhelmine Luise Amalie, geb. 30. Sept. 1796.

Vater-Geschwister des Königs: 1) Friedrich Heinrich Karl, geb. 30. Dez. 1781, General der Infanterie ic., Großmeister des Königl. Preuss. St. Johanner-Ordens. — 2) Friedrich Wilhelm Karl, geb. 3. Juli 1783, General der Cavallerie ic., vermählt den 12. Jan. 1804 mit — Marie Anne Amalie Schwester des Landgrafen von Hessen-

Somburg, geb. 13. Okt. 1785. — Kinder: 1] Heinrich Wilhelm Adalbert, geb. 29. Okt. 1811, General-Major etc. 2] Marie Elisabeth Karoline Victorie, geb. 18. Juni 1815, Gemahlin des Prinzen Karl von Hessen und bei Rhein. 3] Friedrich Wilhelm Waldemar, geb. 2. Aug. 1817, Major etc. 4] Friederike Franziska Auguste Maria Hedwig, geb. 15. Okt. 1825.

Des am 2. Mai 1813 verstorbenen Prinzen August Ferdinand, Bruders Friedrichs II, und der am 10. Febr. 1820 verstorb. Prinzessin Anna Elisabeth Luise, Tochter des Markgrafen Friedrich Wilhelm zu Brandenburg-Schwedt, Sohn: Friedrich Wilhelm Heinrich August, geb. 19. Sept. 1779, General der Infanterie, General-Inspecteur und Chef der Artillerie etc.

Anhalt-Bernburg.

Alexander Karl, Herzog, geb. 2. März 1805, reg. 24. März 1834.

Anhalt-Desau.

Leopold Friedrich, Herzog, geb. 1. Okt. 1794, reg. 9. Aug. 1817.

— Leopold Friedrich Franz Nikolaus, Erbprinz, geb. 29. April 1831.

Anhalt-Röthen.

Heinrich, Herzog, geb. 30. Juli 1778, reg. als Herzog 23. Aug. 1830

Baden.

Karl Leopold Friedrich, Großherzog, geb. 29. Aug. 1790, reg. 30. März 1830. — Ludwig, Erbgroßherzog, geb. 15. Aug. 1824.

Bayern.

Ludwig Karl August, König, geb. 25. Aug. 1786, reg. 13. Okt. 1825. — Maximilian Joseph, Kronprinz, geb. 28. Nov. 1811.

Belgien.

Leopold Georg Christian Friedrich, König, geb. 16. Dez. 1790, reg. 12. Juli 1831. — Leopold Ludwig Philipp Maria Victor, Kronprinz, geb. 10. April 1835.

Brasilien.

Dom Pedro II de Alcantara Johann Karl Leopold, Kaiser, geb. 2. Dez. 1825, reg. 7. April 1831.

Braunschweig-Wolfenbüttel.

August Wilhelm Maximilian Friedrich Ludwig, Herzog, geb. 26. April 1806, reg. 20. April 1831.

Dänemark.

Christian VIII, König, geb. 18. Sept. 1786, reg. 3. Dez. 1839.

— Friedrich Karl Christian, Kronprinz, geb. 6. Okt. 1808.

England, s. Großbritannien.

Frankreich.

Ludwig Philipp I, König, geb. 6. Okt. 1773, reg. 9. Aug. 1830. — Ferdinand Philipp Ludwig Karl Heinrich, Herzog von Drleans, geb. 3. Sept. 1810.

Griechenland.

Otto I, König, geb. 1. Juni 1815, 3. Okt. 1832 zum König erklärt, reg. nach erlangter Volljährigkeit 1. Juni 1835.

Großbritannien und Irland.

Victoria Alexandrine, Königin, geb. 24. Mai 1819, reg. 20. Juni 1837, vermählt 10. Febr. 1840 mit Albrecht Franz Carl August Emanuel, zweitem Sohn des regierenden Herzogs von Sachsen-Coburg-Gotha, geb. 26. Aug. 1819.

S a n n o v e r.
Ernst August (früher Herzog von Cumberland), König, geb. 5. Juni 1771, reg. 20. Juni 1837. — Georg Friedrich Alexander Karl Ernst August, Kronprinz, geb. 27. Mai 1819.

H e s s e n = C a s s e l.
Wilhelm II, Kurfürst, geb. 28. Juli 1777, reg. 27. Febr. 1821, auch Großherzog von Fulda. — Friedrich Wilhelm, Kurprinz und Mitregent seit 1. Okt. 1831, geb. 20. Aug. 1802.

H e s s e n u n d b e i R h e i n (D a r m s t a d t).
Ludwig II, Großherzog, geb. 26. Dez. 1777, reg. 6. April 1830. — Ludwig, Erbgroßherzog, geb. 9. Juni 1806.

S o l f e i n = S t e i n b u r g.
Paul Friedrich August, Großherzog, geb. 13. Juli 1783, Fürst von Lübeck und Birkenfeld, reg. 28. Mai 1829. — Nikolaus Friedrich Peter, Erbgroßherzog, geb. 8. Juli 1827.

K i r c h e n s t a a t.
Gregor XVI (Mauro Capellari), Papst, geb. 18. Sept. 1765, erwählt 2. Febr. 1831.

L e u c h t e n b e r g.
Maximilian Joseph Eugen August Napoleon, Herzog, geb. 2. Okt. 1817, reg. 28. März 1835.

L u c c a.
Karl Ludwig, Herzog, geb. 22. Dez. 1799, reg. 13. März 1824. — Ferdinand Maria Joseph Karl Victor Balthasar, Erbprinz, geb. 14. Jan. 1823.

M e c k l e n b u r g = S c h w e r i n.
Paul Friedrich, Großherzog, geb. 15. Sept. 1800, reg. 1. Febr. 1837. — Friedrich Franz Alexander, Erbgroßherzog, geb. 28. Febr. 1823.

M e c k l e n b u r g = S t r e l i z.
Georg Friedrich Karl Joseph, Großherzog, geb. 12. Aug. 1779, reg. 6. Nov. 1816. — Friedrich Wilhelm Georg Ernst Karl Adolph Gustav, Erbgroßherzog, geb. 17. Okt. 1819.

M o d e n a = R e g g i o.
Franz IV Joseph Karl, Herzog, geb. 6. Okt. 1779, reg. März 1814. — Franz Ferdinand Geminian, Erbprinz, geb. 1. Juni 1819.

N a s s a u.
Adolph Wilhelm Karl August Friedrich, Herzog, geb. 24. Juli 1817, reg. 20. Aug. 1839.

N e a p e l u n d S i c i l i e n (z e h t K ö n i g r e i c h b e i d e r S i c i l i e n).
Ferdinand II Karl, König, geb. 12. Jan. 1810, reg. 8. Nov. 1830. — Franz von Assisi Maria Leopold, Kronprinz, geb. 16. Jan. 1836.

N i e d e r l a n d e.
Wilhelm II Alexander, geb. 6. Dez. 1792, König der Niederlande und Großherzog von Luxemburg, reg. 7. Okt. 1840. — Wilhelm Alexander Paul Friedrich Ludwig, Prinz von Oranien, geb. 19. Febr. 1817.

D e s t r e i c h i s c h e S t a a t e n.
Ferdinand I Karl Leopold Joseph Marcellin, Kaiser, geb. 19. April 1793, reg. 2. März 1835.

P a r m a u n d P i a c e n z a.
Marie Luise, Herzogin, Schwester des Kaisers von Oestreich,

geb. 12. Dez. 1791, Wittwe des ehemaligen Kaisers der Franzosen Napoleon, reg. seit 5. Juni 1814.

P o r t u g a l.

Donna Maria II da Gloria, Königin, geb. 4. April 1819, vermählt 10. April 1836 mit Ferdinand August Franz Anton, Fürsten von Sachsen-Coburg, geb. 29. Okt. 1816, jetzt König von Portugal. — Pedro de Alcantara, Kronprinz, geb. 16. Sept. 1837.

R u ß l a n d.

Nikolaus I, geb. 25. Juni alten Stils (welcher damals dem 6. Juli, jetzt dem 7. Juli neuen Stils entspricht) 1796, reg. 1. Dez. (neuen Stils) 1825 als Kaiser von Rußland und König von Polen. — Alexander Nikolajewitsch, Thronfolger, geb. 29. Apr. 1818 (neuen Stils).

S a c h s e n.

I. Albertinische Linie.

Friedrich August, König, geb. 18. Mai 1797, reg. 6. Juni 1836.

II. Ernestinische Linie.

1. Sachsen-Weimar-Eisenach.

Karl Friedrich, Großherzog, geb. 2. Febr. 1783, reg. 14. Juni 1828. — Karl Alexander August Johann, Erbgroßherzog, geb. 24. Juni 1818.

2. Sachsen-Meiningen-Hildburghausen.

Bernhard Erich Freund, Herzog, geb. 17. Dez. 1800, reg. 24. Dez. 1803. — Georg, Erbprinz, geb. 2. April 1826.

3. Sachsen-Altenburg.

Joseph Georg Friedrich Ernst Karl, Herzog, geb. 27. Aug. 1789, reg. 29. Sept. 1834.

4. Sachsen-Coburg-Gotha.

Ernst Karl Ludwig Anton, Herzog, geb. 2. Jan. 1784, reg. 9. Dez. 1806. — August Ernst Karl Johann Leopold Alexander Eduard, Erbprinz, geb. 21. Juni 1818.

S a r d i n i e n.

Karl Albert, König, geb. 2. Okt. 1798, reg. 27. April 1831. — Victor Emanuel, Kronprinz, geb. 14. März 1820.

S c h w e d e n u n d N o r w e g e n.

Karl XIV Johann, König, geb. 26. Jan. 1764, reg. 5. Februar 1818. — Joseph Franz Dökar, Kronprinz, geb. 4. Juli 1799.

S i c i l i e n, s. N e a p e l.

S p a n i e n.

Marie Christine, Wittve Königs Ferdinand VII seit 29. Sept. 1833, geb. 27. April 1806.

T o s k a n a.

Leopold II Johann Joseph, Großherzog, geb. 3. Okt. 1797, reg. 18. Juni 1824. — Ferdinand Salvator Maria Joseph Johann, geb. 10. Juni 1835.

T ü r k e i.

Abdül-Medschid, Großsultan, geb. 22. April 1823, reg. 1. Juli 1839, mit dem Schwert Muhammeds umgürtet 11. Juli.

W ü r t t e m b e r g.

Wilhelm Friedrich Karl, König, geb. 27. Sept. 1781, reg. 30. Okt. 1816. — Karl Friedrich Alexander, Kronprinz, geb. 6. März 1823.



Ein geistlich Lied der Schweizer.

Allmächtiger, hier trete ich
 Vor deinen Thron, und stehe,
 Daß deines Geistes Athem mich
 Mit Heiligung durchwehe;
 Denn vor des Höchsten Angesicht,
 Da gilt ein eitles Reden nicht:
 Gott blickt in's Herz und — richtet.

Herr, gieb mir Weisheit und Verstand,
 Auf deinen Rath zu schauen,
 Und lehr' mich, deiner Vaterhand
 In allen Lagen trauen,
 Daß ich im Leiden stark, und frei
 Von Kummer und Verzweiflung sey;
 Denn du bist ewig Vater.

Und hat er dieses wohl erkannt,
 Doch irrt im Land des Sterbens
 Der arme Mensch so gern am Rand
 Des ewigen Verderbens,
 Und über der Verführung Ton
 Vergift er deinen großen Sohn,
 Vergift des Weltenvaters.

Auch hüllt im Leid das Menschenherz
 Sich nur zu gern in Trauer;
 Es hat nur Sinn für seinen Schmerz
 Und der Verzweiflung Schauer;
 Es glaubt an keines Gottes Huld,
 Verwünscht in seiner Ungeduld
 Das Leben und sich selber.

Doch plötzlich wird die Sonne sich
 Mit neuem Glanze kleiden,
 Des Höchsten Hand zieht väterlich
 Sein Kind aus allen Leiden!

Er flüstert freundlich: habe Muth,
Denn auch im Sturme bin ich gut;
Dir ist, mein Kind, verziehen!

Herr, der du alles Leben schirmst,
Meinst's gut mit deinem Kinde,
Und wenn du ihm in's Leben stürmst,
So hast du weise Gründe:
Du stärkst durch Leiden seinen Muth
Und sprichst zum Schwachen lieb und gut:
„Dir ist, mein Kind, verziehen!“

Herr, gieb mir Weisheit, gieb mir Kraft,
Den rechten Pfad zu wandeln,
Und unabweichlich ehrenhaft
Zu denken und zu handeln:
Damit ich ohne Furcht und Grau'n
Darf in des Grabes Tiefen schau'n
Und zu den Sternen — Amen!

A n e k d o t e n .

Zu einem Meister kam ein Bauer, dessen Sohn bei Jenem arbeitete; dieser war eben, wegen Krankheit, nach Hause gegangen, und der Meister sagte zum Vater: „Ihr müßt sorgen, daß er sich etwas mehr pflegen kann. Seht nur zu, wie ihm überall die Knochen herausstehen!“ — „Ja“, sagte der Bauer, „ich weiß nich, wo der Junge all die Knochen herkriegt!“

Ein junges, hübsches Pächterkind deklamirte in einer Gesellschaft Bürger's Gedicht: „Der Kaiser und der Abt“, worin bekanntlich die Zeilen vorkommen:

„Er (der Abt) schickte nach ein, zwei, drei, vier Universitäten,
Und fragte bei ein, zwei, drei, vier Facultäten.“

Die Kleine sprach aber ganz unbefangen:

„Er schickte nach zwölfhundertvierunddreißig Universitäten,
Und fragte bei zwölfhundertvierunddreißig Facultäten.“

Sie hatte das Gedicht nach einer Abschrift gelernt, worin die Zahl der Universitäten und Facultäten mit Ziffern (1. 2. 3. 4.) geschrieben waren, und das Kind, kaum wissend, was Universität und Facultät sey, hatte in Unschuld diese Zahlen zusammen gelesen.

Ein alter pommerscher Edelmann, der in der Kirche aus dem alten pommerschen Gesangbuche singen hörte: „Herr Gott Vater im Himmelreich, der du uns machest Alle gleich“ — sagte zu seinem Nachbar: „Das kann nicht seyn, das giebt die Ritterschaft nicht zu!“

Unter Hieronymus Napoleon sollte eine westphälische Stadt aus eigenem Vermögen ein Haus bauen lassen zur Unterbringung der Conscriptirten. Der Bürgermeister berichtete über die Unzulänglichkeit der Mittel und setzte naiv hinzu: „Uebrigens steht ja die jetzige Einrichtung noch nicht so fest, daß man darauf Häuser bauen könnte.“

„Kinderchen! was versteht Ihr unter Laster?“ fragte ein Schulrath bei einer öffentlichen Prüfung die versammelte Schuljugend. — „Die Gewohnheit, zu sündigen!“ war die Antwort. — „Gut! Ist denn auch der Selbstmord ein Laster zu nennen?“ fragte der Examinator weiter. — „Ja!“ schrie die ganze Klasse, „wenn er zur Gewohnheit wird!“

In ein Gedenkbuch.

„Wer fünfzig Jahre zählt und haßt die Menschen nicht,
Der hat sie nie geliebt!“ —

Dies schwere Wort, was uns ein großer Dichter spricht,
Ob es wohl Wahrheit giebt?

Bei Gott, ich sage nein! — und glaube freudigl. ch,
Daß Jeder Recht mir giebt:

Wer jemals hassen lernt, hat eitlen Sinn's nur sich,
Nicht menschlich rein geliebt! J. Bern.

Der Troubadour.

(Eine Fabel, aus dem Englischen.)

Im dreizehnten Jahrhundert zog ein Troubadour mit seiner Harfe umher. Einst überfielen ihn Räuber, banden ihn an einen Pferdeschweif und schleppten ihn so in ihre Höhle. Die Harfe, der es nicht viel besser, wie dem Troubadour selber ergangen war, kam sehr beschädigt mit ihm an. Die Räuber aber, nachdem sie getrunken hatten, wurden lustig und begehrten Gesang; der Troubadour mußte Folge leisten. Er begann mit noch zitterndem Ton und verstimmter Harfe; die Zuhörer schienen jedoch kein sehr zartes Musik-Organ zu haben und nahmen die Sache nicht so genau. Der Gegenstand seines Gesanges war eine Romanze, worin der Liebhaber seiner Gebieterin klagte: sie habe ihm sein Herz gestohlen. Bei diesem Wort gab ihm einer der Räuber einen derben Schlag, mit dem Bemerkten: alle Anzüglichkeiten für die Zuhörer zu vermeiden. Der Troubadour sang darauf eine andere Romanze, von einem Gefangenen, welcher Gerechtigkeit verlangt. Er ward sogleich wieder unterbrochen, und ihm bei schwerer Strafe befohlen: sich durchaus aller Persönlichkeiten zu enthalten. Der Troubadour machte nun einen dritten Versuch, seinen Zuhörern zu gefallen; allein zum Unglück bildete schon im zwei-

ten Verse das Wort Menschlichkeit den Reim. „Eine neue Grobheit!“ rief der Räuber-Hauptmann; „das ist zu arg! Jetzt werde ich Dir vorschreiben, was Du besingen sollst, und wage nicht, dagegen zu handeln. Gib sogleich eine Hymne zu Ehren meiner Person und meiner Tugenden!“ — Der Troubadour gerieth in peinliche Zögerung; er sollte gehorchen, doch — der Räuber war zu häßlich, seine Hände noch mit Blut besudelt; seine wilden Reden, sein abschreckendes Betragen — Alles widerstrebte einem Lobgedicht und der Barde — schwieg. Wüthend ergriff jetzt der Räuber die Harfe und warf sie gegen die Wand, daß sie in Stücke sprang. Da sprach mit frohem Blick der Troubadour: „Habe Dank, guter Gott! besser vernichtet, als entehrt!“

Die Entstehung der weißen Rosen.

Die gluthgeschmückte Rose
Sprach einst zur weißen Lilie:
„Sieh mich im Farbenprangen,
Wer müßte mir nicht weichen!“
Die Lilie flüstert traulich:
„Kann Unschuld wohl und Demuth
Sich je wie du vermessen?
Doch deinen Stolz vergessen
Das kann ich — und du selber
Errette dich hienieden:
Denn nur vom Prunk geschieden,
Wird dich dein Schöpfer lieben.
Ich, die ihm treu geblieben,
Möcht' ihm dich neu erwerben,
Und will zu solchem Streben
Gern mein Gewand dir geben,
Müßt' ich auch früher sterben!“

Und viele Rosen hörten
Die Rede still und sinnig;
Es fühlten die Bethörten
Der Lilie Wort gar innig,
Entsagten freudenlosen,
Nur schimmerreichen Banden:
Und lieblich weiße Rosen
Sind so der Erd' entstanden.

F. W. Gubitz.

Guter Gebrauch der Augen.

Ein Bischof in einer kleinen italienischen Stadt hatte viel gegen Hindernisse und Feindschaft anzukämpfen; nie aber zeigte er den

Widersachern die geringste Ungeduld, den kleinsten Groll. Einer seiner vertrautesten Freunde fragte ihn einst: wie er bei so bösem Spiel stets guter Laune sehn könne? — „Ich will Dir mein Geheimniß sagen!“ gab er zur Antwort. „Daß ich immer frohen leichten Sinnes bin, verdanke ich meinen Augen und der Art, wie ich sie gebrauche.“ — „Wie so?“ fragte der Freund. — „Bei jeder Veranlassung hebe ich sie zuerst gen Himmel auf, und erinnere mich: daß mein Hauptgeschäft dort oben ist; dann blicke ich auf die Erde hin und bedenke, wie wenig Raum ich davon bedarf, um einst begraben zu werden; endlich schaue ich um mich her und betrachte die Menge derer, die es schlimmer haben als ich. Dieses Alles belehrt mich: wie wenig ich berechtigt bin, mich über die Plagen des Lebens zu beschweren.“

S p r u c h.

Wie der Sturm weht, so das Leben vergeht;
 Wie der Tag flucht, so das Glück entweicht;
 Wie der Abend sinkt, so der Tod winkt. —
 Der Sturm kann Feige nur schrecken;
 Ein Tag soll den andern nur wecken,
 Der Tod ist Engel der Ruh' —
 Was tadeltst und jagest Du?

Der Stutzer und das schöne Bürgermädchen.

Er. O diese schöne Hand! — Wie glücklich wär' ich, böte sie mir den Ring, da von dem niedlichen Finger! Er ist ein Symbol meiner Liebe, denn diese ist, wie der Ring, ohne Ende!

Sie. Um Vergebung, mein Herr! den Ring muß ich behalten. Er ist gewisser noch ein Symbol meiner Liebe zu Ihnen — er hat ja keinen Anfang.

Spruch für den Lebensweg.

Der Mensch ist ein ganz anderer,
 Wenn er sich frisch bewegt;
 D'rum sey in Allem Wand'rer,
 Daß es sich innen regt.
 Wer viel erlebt, wer viel geseh'n,
 Läßt, ohne Scheu und Grämen,
 Gar viel an sich vorüber geh'n,
 Doch sich im Gang nicht lähmen.

S a h r b u c h
des
N ü t z l i c h e n
u n d
U n t e r h a l t e n d e n .

Herausgegeben von **F. W. Gubitz.**

Mit mehr als hundert Holzschnitten, theils von demselben, theils
unter dessen Leitung gefertigt.



„Der Eine lacht, der Andre weint,
Bald wird Der lachen, Jener weinen;
Lässt Beides uns zu heit'rem Ernst vereinen:
Was haltbar ist, nicht was nur scheint,
Das mache Herz und Seele zu dem Seinen!“

1842.

Berlin, Vereins-Buchhandlung.